BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Davila, Arrigo Caterino,

Heinrich Katharina Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich

Bd.: 1

Wien (1817)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mff 4-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343697-4

n.V.

II
1391

Mff 4 11

n.v.

Bibliothek

historischer Classiker

aller

Nationen.

Nach eines jeden neuester Ausgabe.

Zwölfter Band.

Enthält: Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.

Erster Theil.

Wien, 1817.

Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung.

Heinrich Katharina Davila's

Geschichte

der

bürgerlichen Kriege

von Frankreich.

Aus

dem Italienischen übersetzt,

mit einer

Geschichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue, und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zusätzen begleitet

von

Bernhard Reith.

Erster Theil

Nach der neuesten Ausgabe.

PASSAU

Wien, 1817.

Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Vorrede.

Die Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich unter Franz II. Carl IX. Heinrich III. und Heinrich IV. von Heinrich Katharina Davila, deren Uebersetzung ich liefere, hatte bey ihrer Erscheinung einen solchen Beyfall erhalten, daß es wohl nicht nöthig ist, die Vortrefflichkeit derselben dem Publikum zu beweisen. Die vielen Auflagen, welche man von diesem Werke seit 1630 so wohl in Venedig als auswärts davon gemacht, zeigen hinlänglich, welchen Werth man auf diese Geschichte legte. Ludwig XIII. hat die schönste und prächtigste Ausgabe in zwey Foliobänden 1644 in der Druckerey des Louvre veranstalten lassen, welche ich in Händen gehabt habe. Es erschienen auch mehrere Uebersetzungen nach einander in Frankreich, wovon die des Abbé Mallet in drey Quartbänden, Amsterdam 1757 unstreitig die beste ist, aus welcher ich Davila's kurze Lebensbeschreibung

gezogen habe. Der Ruf dieser Geschichte verbreitete sich immer weiter, und brachte eine spanische, englische und sogar eine lateinische Uebersetzung derselben in Rom hervor.

Da das ganze Werk nur in Bücher abgetheilt ist, so habe ich diese in mehrere Kapitel geschieden, und denselben Inhaltsrubriken vorgesetzt, wodurch die Bequemlichkeit des Lesers eben so viele Ruhepuncte und Uebersichten gewinnt: eben so sind dem Texte Erläuterungen und Berichtigungen beygefügt. Wer den Genius der italienischen Sprache, und vorzüglich den Periodenbau einiger Geschichtschreiber Italiens kennt, der wird wegen der Schwierigkeiten dieser Uebersetzung nicht in Abrede seyn, ohne der Mühe zu erwähnen, welche die geographischen und Nahmensberichtigungen verursacht haben.

Die Einleitung, welche die Geschichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue enthält, schien mir ein um so interessanterer Gegenstand der Bearbeitung, da sie zur fruchtbaren Einsicht der neuesten so wichtigen Begebenheiten so wohl, als jener dieser Geschichte selbst dient. Nebst den besten Quellen, den Kapitularien und Ordonnanzen, den

allgemeinen Geschichten, und besonderen Memoires habe ich die Werke eines Hainault, Dûbos, Boulainvillieres, Le Gendre, Pasquier, Villaret, Le Paige, Sibert, Mably und Anderer mit so viel möglich kritischer Auswahl benutzt, und die Unterhandlungen und Verbalprocesse der Generalstaaten zu Rathe gezogen.

Es wird nicht undienlich seyn, mit einer kurzen Schilderung von dem Leben und den Schicksalen Davila's die Vorrede zu schließen.

Davila's Familie hat ihren Ursprung aus einem der angesehensten Häuser Spaniens, welches seinen Nahmen von der Stadt Avila in Altkastilien entlehnte. Es theilte sich in verschiedene Zweige, welche große Gelehrte und Kriegsmänner hervorgebracht haben. Einer der berühmtesten dieser Zweige ist jener der Marquis de las Navas und de Villa Franca. Peter Davila, aus dieser Familie, begab sich (1464) nach der Insel Cypern, wo ihn König Jakob von Lusignan zur Würde eines Großconnetabels dieser Insel erhob, welche in seiner Familie erblich wurde. Cypern, welches nach dem Tode des Königs an die Republik Venedig gekommen war, wurde nachher von den Türken (1570) erobert. Der Connetabel Anton

Davila, der Vater des Geschichtschreibers, verlor dadurch alle seine Güter. Er hatte sich mit Florentia Sinclitico, der Tochter des Grafen Jakobs von Rochas, eines der angesehensten Herren der Insel Cypern, vermählt, welche ihm drey Töchter und sieben Söhne gebahr, wovon der Geschichtschreiber der Jüngste war. Der Unstern zwang seinen Vater, sich mit seinem ältesten Sohne nach Spanien zu begeben, wo ihn seine Verwandten wohl anerkannten, und dem Könige Philipp II. vorstellten, wo er aber die gehoffte Unterstützung nicht fand. Er verließ also sein ursprüngliches Vaterland, und kam (1572) nach Frankreich, wo ihn Katharina von Medicis in Schutz nahm.

Heinrich Katharina Davila wurde zu Sacco, einem Schlosse im Gebiethe von Padua, den 30. October 1576 geboren: man gab ihm bey der Taufe die Nahmen Heinrich und Katharina zur Ehre Heinrichs III. und der Katharina von Medicis, und aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche der Connetabel von Cypern während seines Aufenthaltes in Frankreich von denselben erhalten hatte. Er hoffte, daß Beyde dieses Kind, welches ihre Nahmen trug, ebenfalls in Schutz nehmen würden, und kehrte mit

seinem Sohne, welcher erst in das siebente Jahr ging, (1583) nach Frankreich zurück.

Der junge Davila wurde auf dem Schlosse von Villers in der Normandie erzogen, welches seinem Schwager, dem Johann von Hemeri, gehörte. Er trat in seinem achtzehnten Jahre als Volontair in Kriegsdienste, und kämpfte unter Heinrichs IV. Fahne. Im Jahre 1594 befand er sich bey der Belagerung von Honfleur, wo ihm ein Pferd unter'm Leibe in einem hitzigen Gefechte getödtet wurde, welches er im vierzehnten Buche seiner Geschichte beschreibt. Er war bey mehreren Belagerungen, vorzüglich bey jener von Laon und Amiens gegenwärtig, wo er mit vielem Muthe und Verachtung der Lebensgefahr focht.

Im Jahre 1599 kehrte er in einem Alter von drey und zwanzig Jahren zu seinem Vater nach Italien zurück, um gleichsam der Zeuge des schrecklichsten Zufalles zu seyn, welcher demselben begegnete. Der Alte fiel oder stürzte sich (man weiß es nicht) von einem hohen Platze zu Tode. Es ist unmöglich, Davila's Beschäftigungen in den ersten fünf Jahren seines Aufenthaltes in Italien zu bestimmen: er mag, Niceron's Vermuthung nach, auf der Universität von Pádua seine in Frankreich erworbene Kenntnisse, vorzüglich

in der alten Literatur erweitert haben. Gewiß ist es, daß er den Tacitus und Livius sich zu Mustern gewählt, welchem Letzteren er, nach Bolingbroke's Urtheile, am nächsten kömmt. Er besuchte zu Parma die Akademie der Innominati's, wo er einen literarischen Disput mit Thomas Stigliani hatte, welcher in einen blutigen Streit ausartete. Davila schlug sich mit seinem Gegner, durchbohrte ihn auf der rechten Seite der Brust, und ließ ihn für todt auf dem Platze; er bekam aber am rechten Beine eine solche Wunde, daß er sein ganzes Leben hinken mußte.

Davila begab sich von Parma im Jahre 1606 nach Venedig. Die berüchtigten Streitigkeiten zwischen der Republik und dem Papste Paul V. verkündigten einen baldigen Ausbruch des Krieges. Venedig warb von allen Seiten Truppen, und suchte brave Officiere in seine Dienste zu bekommen. Davila erboth sich, drey hundert Mann zu Fuß anzuwerben; der Senat nahm sein Anerbiethen an, und warf ihm einen jährlichen Gehalt von 300 Ducaten aus, welcher nachher bis auf 900 vermehrt wurde. Davila widmete sich nun ganz dem Dienste der Republik. Im Jahre 1615 ernannte ihn der Senat zum Gouverneur von Retimo auf der Insel Candia; im Folgenden wurde er nach Italien zurück berufen, und er-

hielt den Auftrag, die Gränzen der Republik gegen die Oesterreicher zu vertheidigen, welche einen Einfall in Friaul gethan hatten. Der Senat ertheilte ihm eine Pension von 150 Ducaten für die dem Staate geleisteten Dienste, welche seinen beyden Söhnen nach seinem Tode zufallen sollte.

Der Krieg von Friaul war kaum geendiget, als die Republik von einem Einfalle der Türken bedrohet wurde. Davila eilte nach Dalmatien, um die Vertheidigung von Cataro, dieser wichtigen Gränzfestung zu übernehmen. Der Senat, welcher ihn auf eine ausgezeichnete Art für seine Dienste belohnen wollte, dekretirte, daß er, so oft er sich in dem Senate befände, den Platz neben dem Doge einnehmen sollte, wie seine Vorältern, die Connetabels von Cypern.

Davila, welchen der Tod in allen Gefechten und Belagerungen verschont hatte, fand ihn mitten im Frieden. Ludwig Giorgio, General der venetianischen Infanterie in Terra Firma, hatte ihn beordert, sich nach Cremona zu begeben, um diesen Platz zu vertheidigen. Auf dem Wege hielt er in einem Dorfe bey Verona still. Man hatte den Städten und den Dörfern den Befehl zugeschickt, Davila'n den nöthigen Vorspann für seine Familie und Bagage zu ver-

schaffen. Ein Einwohner des Dorfes weigerte sich, Folge zu leisten, trat wüthend in die Herberge, wo Davila mit seiner Familie sich eben an den Tisch setzen wollte, und streckte ihn mit einem Pistolenschuß zu Boden. Sein ältester Sohn rächte den Mord seines Vaters, und durchbohrte den Thäter.

Davila wurde in der Kirche der Madonna di Campagna in dem nähmlichen Orte begraben. Kein Grabstein zeigt die Stätte des Geschichtschreibers, welcher mit Ruhm gekrönt in einem Alter von ungefähr fünf und fünfzig Jahren 1631 dem Dienste der Republik entrissen wurde.

Einleitung.

Geschichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue.

Nationen, wie einzelne Menschen, sind beständigen Veränderungen und Umwechselungen unterworfen, nur mit dem Unterschiede, daß ein Volk nie altert, und immer der Stärke der Jünglingsjahre sich erfreuet. So wie das Haupt einer Nation im Ganzen oder theilweise auf die Gesinnungen derselben einen entscheidenden Einfluß gewinnt, wenn gewisse Umstände die Ausbreitung der oberhauptlichen Macht über die Gränzen der ursprünglichen Verfassung begünstigen, eben so wirkt auch ein Volk unter begünstigenden Nationalvorfällen auf sein Haupt wieder zurück, wenn sich unter schwachen Königen der Same innerlicher Unruhen, der Gesetzlosigkeit, und anderer Übel zur Reife entwickelt.

Seit dem dreyzehnten Jahrhunderte war Frankreich immer der Schauplatz eines Kampfes zwischen der königlichen Macht, den Kronvasallen und dem sich parteyenden Volke. Eine immer forrschreitende Revolutionsanlage bildete sich zur Seite der eben so fortschreitenden, aber auch eben so oft aufgehaltenen königlichen Macht; die Ge-

schichte der bürgerlichen Kriege, oder der Ligue, ist nur ein Theil, aber auch der größeste, dieses Gemähldes, welches wir von seinem Ursprunge an bis zu diesem Zeitpuncte in gedrängten Maßen zeigen wollen. Diese Kriege stehen mit der neuesten Revolution nur im umgekehrten Verhältnisse: man würde letztere nicht gehörig einsehen, noch beurtheilen können, wenn man, wie gewöhnlich, nur bis zu den Zeiten Ludewigs XIV. hinaufsteigen wollte; wir erblickten wohl die Krone des Baumes. Ginge man bis zur Ligue, so stellte sich nur die Mitte des Stammes dar, welchen fürchterliche Stürme zu entwurzeln drohen. Will man aber die Wurzel auffassen, und den Samen kennen, so ist es erforderlich, bis auf den, so zu sagen, gesetzmäßigen Ursprung dieser Monarchie hinaufzusteigen, und von der Wurzel den Wachsthum zu verfolgen.

Die ersten Könige der Franken waren nur die erwählten Häupter und Heerführer ihrer Nation, bey welchen aber die Linealerbfolge, mit Ausschlusse des weiblichen Geschlechtes, beobachtet wurde. Ein kriegerisches Volk, welches Eroberungen machen, und sie behaupten will, wird keinem Weibe gehorchen. Dieß war die allgemeine Sitte der Deutschen, eines einzigen Stammes ausgenommen. Auf diese Art war das fränkische Reich kein Patrimonialreich, obschon man es wegen den Theilungen desselben unter dem ersten und zweyten Geschlechte vermuthen sollte, und die Krone nicht dem Schicksale unterworfen, an Ausländer zu fallen; ein Vorzug, welchen Frankreich von den anderen Monarchien unterscheidet, wo die Lanze auf die Spindel fällt, obschon nachher die Weiber fähig wurden, Lehen zu besitzen. Dieses Gewohnheitsrecht wurde unter Klodwig bey der schriftlichen Abfassung des salischen Gesetzes zu einem Reichsgrundgesetze erhoben, das bis jetzt, aller Anfechtungen ungeachtet, heilig und unverbrüchlich von

der Nation beobachtet, und gehandhabet worden; einen einzigen Fall ausgenommen, wo Parteygeist die Nation fast verblendet hätte.

Ein barbarisches Volk, welches seine Heimath verläßt, und fruchtbarere Wohnsitze sucht, wählt einen Anführer, den wir im gewöhnlichen Style König nennen; Er ist aber nur der erste seines Gleichen. Die Barbaren, welche das Römische Reich überwältigten, waren weit entfernt, mit diesem Nahmen die Begriffe zu verbinden, welche durch Zeit und Umstände entstanden, und nachher ausgebildet wurden. Die ersten Angelsächsischen Könige in England hatten nur den Vorzug, daß, wie Hume bemerkt, eine höhere Composition auf ihren Köpfen haftete: überhaupt erregt es Mitleiden, wenn die Annalen von ihren Regierungen sprechen. Der Königstitel, welchen die Barbaren ihren Häuptern beylegten, oder womit die Römischen Geschichtschreiber dieselbe bezeichnen, wurde von den Römern selbst für unbedeutend gehalten; sie sahen es als einen hohen Grad von Mäßigung an, daß sie sich damit begnügten.

Die Frage, ob das Haupt der Fränkischen Nation (in den ersten Zeiten), die einem Könige nach heutigen Begriffen beygelegten Vorrechte ausgeübt habe? entscheidet sich von selbst. Die Verfassung der verschiedenen Stämme Germaniens war nach Tacitus ein durch die Gewalt eines Heerführers und der Vornehmsten des Volkes gemäßigtes Regiment: man kann also leicht ermessen, daß dasselbe unter den Franken in Gallien so lange fort gedauert habe, bis die Umstände nach und nach große Veränderungen hervor brachten. Es widerspricht den ältesten historischen Denkmählern der Fränkischen oder Französischen Nation, wenn behauptet wird, daß die Gewalt der ersten Fränkischen Könige groß, und unumschränkt monarchisch gewesen sey. Ohne

Klodwigs Nachfolgern, oder den Merovingischen Königen, absprechen zu wollen, daß sie nicht sowohl gesetzgebende, als provisorische und regulative Verordnungen erlassen haben, so ist es doch eben so unstreitig, daß sie nur die Heerführer der Nation, die Vollstrecker der auf den allgemeinen Volksversammlungen gemachten Gesetze, und die Thürhüther der Freyheit waren. Man muß nicht die Gränzen ihrer Gewalt, oder die Ausdehnung derselben, aus dem Munde der Bischöfe bemessen, welche aus dem alten Testamente und dem Römischen Rechte den Königen bewiesen, was sie seyn sollten, oder wirklich seyen. Es ist bekannt, welchen Einfluß auch in Deutschland das Römische Recht und die Rechtsgelehrten, welche die unumschränkteste Gewalt predigten, auf die Freyheit gehabt haben. Gewöhnlich wird aus der berüchtigten Geschichte des heiligen Gefäßes zu Soissons die unumschränkte Macht Klodwigs bewiesen, und aus der Erzählung des Bischofs Gregor von Tours gefolgert, was sich aus der nackten Handlung gar nicht folgern läßt: denn hätte hier der Heerführer (man verzeihe mir, daß ich ihn nicht König nenne), über dieses Gefäß gebiethen, und ohne Einwilligung seiner Kriegsgefährten dieses Beutestück der Kirche zurück geben können, warum mußte er erst später eine meuchelmörderische Rache an dem Soldaten nehmen, welcher im Nahmen Aller widersprochen? Dübos, welcher durch seine kritischen Untersuchungen viele dunkle Gegenstände der ältesten Geschichte erläutert, aber mit unhaltbaren Hypothesen durchwunden hat, ziehet aus diesem Vorfalle den Schluß, daß Klodwig der alleinige Richter in Criminalfällen, und unumschränkter Oberherr gewesen sey.

Mehrere Umstände trugen dazu bey, die Herrschaft des siegreichen Klodwigs zu befestigen, seine Gewalt zu erweitern, und ihn zum Herrn von Gallien zu machen.

Die Gallier waren schon zur Unterwürfigkeit gewöhnt: die Römer, welche die siegreichen Waffen der Franken nicht aufhalten konnten, bekleideten Klodwigen mit einer Feldherrnstelle, um ihn in ihr Interesse zu ziehen; sie brachten ihn dadurch den Galliern schon näher, welche denselben nicht mehr als einen Fremdling ansahen, noch weniger als ihren Feind; sie hofften vielmehr, des römischen Joches müde, dereinst in den Franken ihre Befreyer zu finden. Da die Anzahl der Franken, wie sie selbst im Eingange des salischen Gesetzes gestehen, sehr gering, und das belgische Gallien wegen den immerwährenden Kriegen nicht sehr bevölkert war, so konnten sie sich leicht so viele Ländereyen zueignen, als zu ihrer Unterhaltung nothwendig waren, ohne die alten Einwohner sehr zu beeinträchtigen. Mit den weiteren Fortschritten der fränkischen Waffen verbreitete sich so sehr Klodwigs Ruhm, daß selbst die in Constantinopel residirende orientalische Unmacht, der Kaiser Anastaß I. ihm durch eine Gesandtschaft (508) die Ehrenzeichen eines Patriciers, Consuls, und Augustus überschickte; — Titel, welche in den Augen der Römer jenen eines Königs weit überwogen, und die Carl der Große in der Folge so gut zu realisiren wußte. Klodwig besaß zu viel Klugheit, um sich nicht mit diesen Römischen Herrschaftsinsignien zu schmücken, und den Kaiser gewisser Maßen als seinen Oberherrn zu erkennen. Vielleicht fühlte der Eroberer die Nothwendigkeit, bey seinen Unterworfenen für einen rechtmäßigen Besitzer zu gelten, welche die Römische Herrschaft, des Druckes ungeachtet, für die einzig rechtmäßige ansehen mochten, und so das Band der Unterwürfigkeit durch Täuschung an sich fest zu knüpfen. Da die christliche Religion in Gallien herrschte, so fehlte nur noch eine Handlung, um in den Gemüthern der alten Einwohner das Andenken der Römischen Herrschaft gänzlich auszulöschen. Klodwig mußte es selbst einsehen,

welch' eine Kluft zwischen seiner Religion und der herrschenden seiner Unterthanen war; die Bischöfe sahen ohne Zweifel einer Religionsveränderung entgegen, weil sie aus der Erfahrung wußten, welchen Eindruck die christliche, aber auch schon verunstaltete, Religion auf die anderen barbarischen Eroberer gemacht, und ihrem Stande den größten Einfluß auf die Regierung der neuen Staaten verschafft hatte. Noch ein anderer Beweggrund spornte sie an, ihren neuen Oberherrn in die rechtgläubige Kirche einzuführen, damit er nicht ein zufälliger Raub der arianischen Ketzerey würde. Sobald Klodwig die Taufe angenommen hatte, so konnte man sagen, daß seine Herrschaft fest gegründet war: die Bischöfe erweiterten sie jetzt noch mehr als seine Waffen selbst; sie betrachteten dieselbe als ihr Werk. Es ist unstreitig, daß die Bischöfe die königliche Gewalt der fränkischen Herrscher gebildet haben, so wie der Hofstaat und die Regierung derselben nach dem äußeren Modelle der kaiserlichen eingerichtet wurde, aber doch mit dem Unterschiede, welchen die ursprünglichen Sitten und die vielfachen Nationalgesetze hervorbringen mußten. Unter Klodwig, welcher auch eine orientalische Krone aufsetzte, deren Gestalt in der Folge mehrere Veränderungen erlitt, und seinen Nachfolgern ist der kaiserliche Hof zu Constantinopel, und der fränkische in Gallien wenig von einander unterschieden: dort herrschte subtile Grausamkeit mit der nacherfolgten Barbarey eines ausgearteten Volkes; hier die ursprüngliche Rohheit und Freyheit, welche sich mit den Lastern und Sitten der Unterworfenen verschwisterte.

Nachdem Klodwig durch List, Waffen, und Grausamkeit sich ein weitschichtiges Gebieth unterworfen hatte, so machte er Paris zur Hauptstadt seines Reiches, und berief nach Orleans die erste Kirchenversammlung, (511) wo sich eine große Anzahl von Bischöfen einfand. Klodwig erschien

hier als der Anordner, als Vorleger der Berathschlagungspuncte, als der oberste Verwalter der Kirchengüter seines Reiches. In den Satzungen dieser Kirchenversammlung will man die Urquelle des Regalerechtes der Könige von Frankreich auffinden: die verschiedenen Systeme, welche man über den Ursprung desselben aufgestellt hat, scheinen die Bestimmung der Epoche nicht zuzulassen.

Nach Klodwigs Tode theilten sich seine vier Söhne, Dieterich, Klodomir, Childebert und Klotar auf eine etwas ungleiche Art in das Reich ihres Vaters: es entstanden nun vier Königreiche, deren Hauptstädte Metz, Orleans, Paris, und Soissons waren. Klotilde, die Königinn-Mutter, erhielt Anfangs die Einigkeit unter denselben, welche aber nicht lange dauerte. Klodwigs Nachkommenschaft hatte das Schicksal von Jener Carls des Großen: ein Majordomus entriß den Ersten die Krone, so wie Hugo Capet dieselbe über den letzten Sprößling der Karolingier usurpirte. Die Geschichte dieser vier Königreiche ist ein Gemische von Empörungen, von bürgerlichen Kriegen, von Grausamkeiten und Schandthaten. Klotar II. vereinigte wieder die zertheilten Stücke in eine Monarchie. Die Regierungen seiner Nachfolger biethen das nähmliche Schauspiel dar, nur mit dem Unterschiede, daß mit der zunehmenden Schwäche der Regenten, Einige ausgenommen, deren Kraftäußerung die Eifersucht der Großen reitzte, mit der Schmälerung und Veräußerung der königlichen Domainen, mit der Übermacht der Klerisey, und der Gewalt der Majordomus eine Revolution reifte, durch deren gänzliche Entwickelung ein Minister auf den Thron stieg, und einen neuen Stamm, den Karolingischen, stiftete, welcher nach ähnlich durchlaufener Periode dem Dritten Platz machte.

Europa hat seine Verfassungen, wie bekannt, aus Deutschlands Wäldern erhalten: durch die Auswanderungen

wurde der Same der Freyheit in dem durch Römer unterjochten Welttheile ausgestreuet; frische Säfte belebten alle Theile desselben. Die Griechen charakterisirten gewöhnlich ein wildes und barbarisches Volk durch den Mangel einer rathschlagenden Volksversammlung und der Gesetze: so spricht Homer von den Cyclopen, einem wilden und durch Fabeln noch mehr verunstalteten Volke. Die Franken hatten schon vor ihrer Wanderung allgemeine Versammlungen und ungeschriebene Gesetze. Nach ihrer Eroberung und Festsetzung in Gallien wurden diese Versammlungen auf einen ordentlicheren Fuß gesetzt, welche man März-, und hernach Mayfelder nannte. Man muß gänzlich, ich will nicht sagen mit dem Geiste der ältesten Fränkischen Verfassung, sondern mit Jenem einer freyen Verfassung überhaupt unvertraut seyn, wenn man nicht zugeben will, daß die merovingischen Könige durch eine gesetzgebende Versammlung des Volkes eingeschränkt gewesen seyen; wenn man denselben das Recht zulegt, Krieg und Frieden nach ihrem Willen und einseitig zu beschließen. Man gehet so gar so weit, einen solchen Fränkischen König mit einem Pohlnischen zu vergleichen, da doch zwischen der gesetzmäßigen Macht des Ersten und des Letzten ein himmelweiter Unterschied ist.

Als die Franken sich anfänglich eines nicht gar großen Districtes im belgischen Gallien bemeistert hatten, so war es natürlich, daß die ganze Nation sich immer versammeln und berathschlagen konnte. Ihr Interesse lehrte sie, wachsam zu seyn, und ihre Freyheit zu hüthen. Nach der Erweiterung ihrer Eroberungen waren sie auch genöthigt, sich weiter zu verbreiten; das vorige Band des ursprünglichen Nationalgeistes mußte nun etwas loser werden; man war jetzt nur darauf bedacht, Beute zu machen. Die erworbenen Ländereyen und neue Bedürfnisse veränderten ihre Gesinnungen. Man schreibt oft das auf die Rechnung der Volkshäup-

ter, was man ganz anderen Ursachen beymessen muß. Unter Klodwigs Nachkommen hörten schon diese Nationalversammlungen auf. Der Hauptgrund, warum die Fränkische Nation aufhörte, einen abgesonderten und freyen Körper unter einem besiegten Volke vorzustellen, war, daß so viele Franken in den Bürgerkriegen umgekommen. Die fernere Behauptung dieses Unterschiedes würde nur die Schwäche und geringe Zahl derselben sichtbar gemacht haben. Die umgreifende Macht der Könige benutzte diesen Umstand: Franken und Gallier oder Römer wurden unter einem Scepter begriffen: jeder freye Mann hatte das Recht, auf den allgemeinen Versammlungen zu erscheinen; so schmolzen die verschiedenen Theile in eine Masse.

Da in der Folge die Märzfelder nicht beständig gehalten wurden, so gebothen die Könige aus ihrem geheimen Rathe, der aus den Vornehmsten des Volkes bestand, auf eine Art, die sich an keine vorhergehende Einwilligung des Volkes bindet, und an die unumschränkte Macht gränzet, welche aber doch oft Widerstand fand, obschon nicht aus Grundsätzen der Freyheit. Die großen Güterbesitzer, und die Bischöfe, aus welchen die Optimaten bestanden, hatten schon ihr Interesse von Jenem des Volkes getrennt, und fingen an, eine besondere mit Vorrechten und Würden begabte Classe zu bilden. Man hatte schon gewisser Maßen die ursprüngliche Freyheit verloren, da die Bischöfe den Königen predigten, daß Alles ihnen gehöre; daß sie thun könnten, was ihnen beliebte; daß nichts ihrer Macht widerstehen könne. Es scheint aber, daß sie sich von dieser Glaubensregel ausgenommen verstanden: denn als Klotar eine Auflage auf die Güter der Geistlichkeit machen wollte, so widersetzte sich ihm der Bischof Injuriosus mit der Äußerung, daß er seine Krone verlieren würde, wenn er das Eigenthum Gottes antastete. Die wichtigste Veränderung, welche sich nun ereignete,

war, daß die Volksversammlungen in Parlamente zusammenschrumpften, welche nur aus den vornehmsten geistlichen und weltlichen Großen bestanden, und einen größeren Staatsrath des Königs vorstellten, der unter der unmittelbaren Leitung des Majordomus die Gewalt des Königs so weit herabwürdigte, daß er nicht einmahl seinen Minister ernennen durfte. Mit dieser Veränderung war eine andere von größeren Folgen verbunden, welche eigentlich das künftige Schicksal des Reiches unwiederruflich entschied, und die demokratische Monarchie in eine aristokratische verwandelte. Die Beneficien, welche die Könige nur auf Lebenslang ertheilten, und zurückgenommen werden konnten, wurden nun, so wie nach und nach die Richterämter und Befehlshaberstellen der Provinzen, Grafschaften u. s. w. erblich, und gaben dem Adel so wie dem Lehenwesen das Daseyn.

Wie sehr der geistliche Stand die Oberhand hatte, und alle Gemüther beherrschte, kann man daraus schliessen, daß sie Pipins Usurpation dem Volke als Gottes Ruf vorstellten, und ihn zum Gesalbten des Herrn machten, welcher seine Krone ganz allein von Gott durch die Fürbitte des heiligen Peter und Paul erhalten habe. Übrigens würde es doch als eine unbegreifliche Veränderung erscheinen, daß der Minister auf den Thron seines Herrn steiget, wenn uns nicht eine ähnliche, aber verfehlte Unternehmung der Guisen, Pipins Werk begreiflich machte.

Es ist keine unwichtige Bemerkung, daß mit der Usurpation und Regierung eines neuen Geschlechtes oder einer anderen Linie ein neue Thätigkeit und Energie den ganzen Staatskörper belebte: Carl der Große, Hugo Capet, und Heinrich IV. machen mit ihren Regierungen eben so viele Epochen und Veränderungen.

Obschon Pipin seine Macht für fest gegründet hielt, so bewogen ihn doch mancherley Umstände, dieselbe mäßig zu brauchen; er ertheilte auf den Parlamentern den Bischöfen, welchen er Alles zu danken hatte, den ersten Rang: er hoffte, daß ihre Stimmen alle Übrigen nach sich ziehen würden. Er hüthete sich, die alten und in Abgang gekommenen Volksversammlungen herzustellen, oder die wichtigsten Regierungsgeschäfte der Theilnahme, und dem Urtheile der Parlamenter, so wie die Auflagen ihrer Einwilligung zu unterwerfen. Er wollte sie aber doch beschäftigen, und wies ihnen die Einrichtung der äußeren Polizey an. Die Bischöfe befaßten sich gierig damit, und veränderten die Parlamenter gewisser Maßen in Concilien.

Carl der Große (768) fand die Reichsversammlung in dieser Verfassung; er erkannte aber die ursprünglichen Rechte der Franken oder Franzosen; er sah ein, daß die unumschränkte und despotische Regierung, welche sein Großvater einführen wollen, dem Nationalcharakter seiner Unterthanen ganz zuwider laufe, und von keiner Dauer seyn könne. Nebst diesem mochte ihn auch ein Gefühl von Dankbarkeit bewegen, die Nation ihren ursprünglichen Rechten näher zu bringen, und die Schuld derselben für seinen Vater und Großvater zu entrichten, welche die Nation aus Mißtrauen wegen ihrer Usurpation in der Ausübung ihrer Rechte gehindert hatten. Er hielt die Krone auf seinem Haupte genug befestigt, um nicht jede politische Rücksicht auf die Seite zu setzen, und mit allgemeiner Einwilligung die Verwaltung des Reiches zu führen. Die ursprüngliche Freyheit und Gleichheit war verloren, und konnte nicht ohne Aufruhr der Großen oder des Adels hergestellt werden. Er setzte also fest, daß die Reichsversammlung jährlich zwey Mahl, im Frühjahre und im Herbste, zusammen berufen werden solle. Das Volk, unter welchem man nun den heutigen Mittelstand begriff,

berief er ebenfalls zu derselben, weil er es, wie Mably sich ausdrückt, mit Mitleid und Ehrfurcht betrachtete, eben so, wie gemeine Menschen einen flüchtigen und seiner Staaten beraubten Souverain zu betrachten pflegen. Carl der Große befahl, daß aus jeder Grafschaft zwölf Schöffen (Rachinburgi) mit ihrem Grafen oder Richter, oder im Ermangelungsfalle einige der angesehensten und einsichtsvollsten Männer seines Districtes auf der Reichsversammlung erscheinen sollten. (Capitular vom J. 819, Artik. 2.) Die Geistlichkeit, der Adel, und das Volk erschienen nun zum ersten Mahle in getrennten Körpern und Sitzen, welche sich mit einander nicht vermischen, sondern nur in dem Ausdrucke des allgemeinen Willens berühren, und umfangen sollten.

Die Gesandten des Califen von Babylon sagten von dieser Reichsversammlung, als sie Frankreich verließen: „in Asien regierten oft Herren, welche tapfer und aufgeklärt, aber gewöhnlich eigensinnig und grausam seyen; aber im Occidente hätten sie ein Volk von Königen gesehen, welchem ungeheuere, mit Gold und Eisen bedeckte, Kriegsheere gehorchten; diese Könige seyen aber doch einem Haupte unterworfen, welches ihr König heiße; Beyde seyen Eins und Dasselbe, und gleichmäßig frey."

Diese Reichsversammlungen waren unter Carls des Großen Regierung die obersten Richter in den wichtigsten Staatsgeschäften, von Treu- und Friedensbrüchen, von Felonien und Empörungen. Sie befaßten sich mit der Regulirung der inneren Angelegenheiten des Reichs, mit den Auflagen, deren Eintheilung und Einnahme, mit der Vergebung der Staatsämter. Eben so waren sie die höchsten Richter in Streitigkeiten zwischen Adel und Geistlichkeit: sie stellten ein öffentliches Tribunal vor, wo jeder Bedrängte oder Beleidigte sein Recht suchen und erhalten konnte. Dieß

sind die Rechte, welche Carl der Große dieser Versammlung wieder zurück stellte, ohne auf die ausschließliche Ausübung aller dieser Vorrechte, welche heut zu Tage den größten Theil der Souverainität bestimmen, eifersüchtig, ohne aufzuhören, der mächtigste König der Franken zu seyn. Er verstand aber die Kunst, als die Seele dieses gesetzgebenden Körpers zu wirken.

Wenn die Abfassung der Gesetze Klugheit und Übereinstimmung aller Willen zum Guten erfordert, so fand die Nation auch in ihrem Haupte den Vollstrecker und Vertheidiger derselben, welcher sich durch dieses Amt größer dünkte, und es auch war, als wenn er mit einigen gefälligen Großen aus seinem geheimen Rathe unumschränkt gebothen hätte. Betrachten wir Carl'n den Großen von dieser Seite, so erregt er unsere ganze Ehrfurcht; sehen wir ihn aber mit dem kleinsten Detail der Landwirthschaft auf seinen Meyerhöfen beschäftigt, so ist er der Gegenstand unserer Bewunderung; seine Bescheidenheit, nur in der Reichsversammlung zu erscheinen, wann er gerufen ward, um den Schiedsrichter zwischen streitenden Parteyen zu machen; seine Volksmäßigkeit und sein einfacher Anzug erweckten und unterhielten die Liebe der nicht sowohl Ihm als den Gesetzen unterworfenen Nation. Erwäget man, daß zu seiner Zeit die Wissenschaften und Künste, eben durch seine Aufmunterung, erst zu tagen anfingen, daß die von ihm beherrschten Nationen noch mit Rohheit bedeckt, und unter der Regierung seines Vaters und Großvaters allen Gräueln der Anarchie und Bürgerkriege kaum entronnen waren, so muß Carl ein außerordentlicher Mann gewesen seyn, dessen Regierung uns heut zu Tage mehr als ein später entworfenes Ideal als eine ehemahlige Wirklichkeit vorkommen muß. Sein Vater hinterließ ihm den Mantel der Souverainität, womit er sich unrechtmäßig mit Einwilligung des gezwungenen und ge-

täuschten Volkes umgeben hatte; Carl war großmüthig, und gab ihn der Nation wieder zurück. Und doch ist in keinem Jahrhunderte die königliche Gewalt mit mehr Würde und Kraft ausgeübt worden; keiner seiner Nachkommen war mehr Souverain als Er, weil größten Theils nur die Großen herrschten. Für keinen König hat je ein Volk mehr gethan: es half ihm Italien erobern; er führte es nach Deutschland, von da nach Spanien, Pannonien, Illyrien, in das Land der Soraben und Abodriten, und endlich tief in den Norden. Überall kämpfte es für seinen Ruhm, und seine eigene Ehre. Die Flecken seines Charakters waren die Fehler seines Zeitalters. Wenn die Betrachtung dieser menschlichen Größe unser Herz erwärmet, und unsern Enthusiasmus rege macht, so scheint uns aber auch der Vor- und Rückblick der Zeitalter wieder zu erkälten: das Schicksal der Menschheit kömmt uns als ein Räthsel vor; ganze Nationen waren nur glücklich, weil es ein Einzelner nur in dem Wohle Aller war.

Reichthümer, Kenntnisse, und der Einfluß der Religion auf rohe Gemüther verliehen anfänglich der Geistlichkeit ein zu großes Übergewicht in der Regierung. Die Eingriffe der Majordomus und der Großen von Ebroin bis Carl Martell in die Kirchengüter waren die Ursache von der Gründung mehrerer Beneficien oder Lehen, wodurch die Macht der Geistlichkeit etwas geschwächt worden. Unter Pipin hatte sie aus Dankbarkeit das alte Ansehen wieder erhalten, aber nicht alle ihre Güter. Carl der Große suchte unter den beyden mächtigsten Ständen ein Gleichgewicht festzusetzen, und der Geistlichkeit ihren Besitzstand zu sichern, wie man aus seinen Kapitularien ersieht. Nichts desto weniger dehnte er die Gewalt in Kirchensachen weiter aus, präsidirte den Kirchenversammlungen, und bestätigte die Schlüsse derselben.

Die von Carl dem Großen eingeführten Provincialversammlungen; die Eintheilung des Reiches und der Provinzen, und seine herumreisenden Commissarien — Alles zeigt von seiner Einsicht und Wachsamkeit. Auf diese Art hatte er das alte Fränkische Staatssystem hergestellt, aber auch die Veränderungen geschont. Sein anscheinender Eifer für die Religion, oder noch mehr, für den Besitzstand der Geistlichkeit hatte ihm die Liebe derselben gewonnen; aber die übel verstandene Frömmigkeit seines Nachfolgers Ludwig I. (814) beraubte die Krone aller Würde, und versetzte der königlichen Gewalt einen tödtlichen Stoß. Seine Regierung ist ein Gemische von Schwäche und Macht. Er war mehr mit der Reform der Kirche, als mit der Handhabung der Gesetze beschäftigt, wodurch er sich den Haß der Geistlichkeit und die Verachtung seiner Unterthanen zuzog. Unter den Kapitularien Ludwigs I. findet man eine Constitution, vermöge welcher die Geistlichkeit zu den Bedürfnissen des Staates beytragen mußte. Bey aller Schwäche dehnte er doch die Vorrechte der Krone weiter aus: während er den Großen schmeichelte, und sie mit Wohlthaten überhäufte, machte er Versuche, durch besondere Befehle aus seinem geheimen Rathe zu gebiethen, und provisorische Verordnungen zu erlassen. Er setzte seinen Nahmen und seine Gewalt an die Stelle der Gesetze: Schwäche und Eigenmacht bothen sich in die Hände. (Kapitular vom J. 823, Artik. 24.) Ludwig der Fromme hatte einen zu eingeschränkten Geist, um nicht die Reichsversammlungen zu fürchten, welche aber doch häufig gehalten wurden, und unter einem schwachen Regenten nur der Tummelplatz der Leidenschaften und des Ehrgeitzes sind. Er fand es gemächlicher, von seinem Pallaste aus, wo ihn eigennützige Diener und habsüchtige Mönche umrangen, über die Gesetze zu herrschen.

Die Richter und Befehlshaber in den Provinzen folgten diesem Beyspiele, und benutzten die Gerechtigkeitspflege zu ihrer Vergrößerung. Das ihnen anvertraute Richteramt bahnte ihnen den Weg, sich ein Recht nach dem anderen zuzueignen, und sich zu unumschränkten Herren zu machen.

Das von Carl dem Großen hinterlassene Reich war zu weitschichtig, als daß Ludwigs schwacher Blick dasselbe hätte umfassen können. Die Theilung unter seine Söhne, verschiedene Empörungen, die Kriege derselben gegen ihren Vater, der allgemeine Aufstand, dessen Absetzung und Kirchenbuße sind Begebenheiten, welche die Zerrüttung dieser großen Staatsmaschine, die gänzliche Herabwürdigung der königlichen Würde, und das Übermaß seiner Fehler und Schwächen zeigen. Die Geistlichkeit hatte Pipinen im Nahmen Gottes auf den Thron gesetzt; die nähmliche stürzte Einen seiner Nachkommen (833) herunter, um ihn, als das Spielwerk ihrer Macht oder Laune, darauf wieder zu erheben. Nach neuen Theilungen des Reiches, nach neuen Unruhen und Empörungen starb Ludwig auf einer Rheininsel bey Mainz (840).

Während den bürgerlichen Kriegen waren die Reichsversammlungen eingegangen: die Gewalt ging über die Gesetze. Die Eigenliebe, von welcher Carl der Kahle beherrscht wurde, machte ihn für Alles blind. Er sorgte weder für seine Nachkommenschaft noch für die Thronfolge. Sein Beyspiel beförderte die allgemeine Verderbniß der Sitten. Er glaubte sich allmächtig, und betrachtete sich als den Gesetzgeber des Reiches, da er doch im Grunde von der ganzen Nation so zu sagen verlassen war. Die Kaiserkrone hatte seinen Dünkel ungemein erhöhet: er erschien fast immer in Griechischer Kleidung, und mit allen kaiserlichen Ornamenten. Die immer weiter sich ausbreitenden Verheerungen der Normänner

zwangen ihn endlich, zu einer Versammlung der Großen des Reiches seine Zuflucht zu nehmen. Er fand aber nur die Bischöfe folgsam, welche durch ihre Beschwerden über den Adel nur die Größe des umgreifenden Übels auf eine feyerliche Art bestätigten. Er demüthigte sich vor den Großen; er versprach, alles Vergangene zu vergessen, und sie immer in Ehren zu halten, ihre Beschwerden zu erledigen, und ihren Foderungen entgegen zu kommen. (S. das merkwürdige Kapitul. vom J. 856.) Durch dieses Betragen machte er sich noch verächtlicher, und beförderte den Umsturz der Fränkischen Verfassung, und die Sclaverey des Volkes. Seine Vasallen waren in der Erfüllung ihrer Lehenspflichten sehr saumselig; durch ihre wiederhohlten Klagen sah er sich gezwungen, sie von der Heeresfolge zu befreyen, den Fall ausgenommen, wo es die Vertheidigung des Reiches erforderte. Er konnte sich nicht einmahl die Großen durch Freygebigkeit verbindlich machen, so sehr hatten sich die königlichen Domainen vermindert. Ludwig hatte schon einige große Beneficien für immer veräußert, oder sie erblich gemacht; Carl schritt noch weiter, und machte alle die Seinigen, unendlich so gar die Richterämter und Feldherrenstellen in den Provinzen erblich. Durch diese Anordnung machte Carl der Kahle die wichtigste Veränderung in der Französischen Verfassung, oder vielmehr, sie ging ganz zu Grunde, und die Feudalregierung hob ihr Haupt empor. Auf den Parlamentern ertönten nichts als Klagen der Unterdrückten. Die zu Pistis gehaltene Synode und das auf derselben erlassene Kapitular ist ein redendes Bild von dem Umsturze der Verfassung und der königlichen Unmacht: Carl der Kahle spricht erstens von der Insubordination seiner Unterthanen, von den Lastern und dem Verderbnisse seines Zeitalters; hernach redet er die Großen so an: Wir können nicht alle Kö-

nige seyn, und doch ertraget Ihr mit äußerster Ungeduld denjenigen, welchen Gott über Euch gesetzt hat; Ihr vergesset, was die heil. Schrift saget: alle Gewalt kömmt von Gott, wer derselben Widerstand thuet, streitet gegen Gottes Befehle. (Kapitul. vom J. 862.)

Die verschiedenen Gesetze der verschiedenen Nationen, aus welchen das Französische Volk bestand, hatten gleiches Schicksal: die Berufungen an den König oder dessen Gerichtshof hörten auf. Eine Folge dieser großen Staatsveränderung war, daß der von Ludwig dem Frommen eingesetzte Herzog von Bretagne die Oberherrschaft Carl des Kahlen nicht mehr erkennen wollte; der Streit wurde aber doch durch einen von ihm geleisteten Eid beygelegt.

Das Reich der Franken, oder Frankreich war nun durch Theilungen, und die Errichtung unabhängiger, von dem großen Körper der Monarchie getrennter Reiche auf sehr enge Gränzen eingeschränkt worden. Carl der Kahle starb an einer Vergiftung in einer elenden Hütte auf den Alpen (877) und hinterließ sein Reich den Streitigkeiten zwischen Ludwig II. dem Stammler, und dem ältesten Sohne Ludwigs des Deutschen, seines Vetters. Ludwigs II. Regierung war so kurz und so voll Unruhen und Zwiespalt, daß es sehr schwer ist, die befolgte Regierungsregel aufzufinden. Als er gekrönt werden sollte, machte der Erzbischof Hinkmar von Rheims solche Schwierigkeiten, daß es schien, als wenn man dieselbe auf die Entscheidung eines Parlaments aussetzen wollen. Es erfolgte eine Vermittelung, welche aber die Zerstückelung Frankreichs zur Folge hatte. Daraus entstanden so viele Grafschaften und andere Herrschaften. Nach der gemeinen Meinung kamen seit dieser Zeit die Grafen von Anjou, die Herzoge von Bretagne, von Burgund, und die Grafen von Provence aus dem Hause von Bozo zum Vorscheine, welcher Letzterer aus einem bloßen Grafen von Vienne

Herzog von der Lombardey wurde, einen Theil von Burgund und Dauphiné nebst dem Lyonischen usurpirte, und sich nach Ludwigs II. des Stammlers Tod selbst eine Krone aufsetzte. Nach ihm wurde Rudolph von Estralingen, ein Vetter Carls des Kahlen, König vom transjuranischen Burgund; von beyden Bernharden erhob sich der Eine zum Herzog von Auvergne, und der Andere von Septimanien. Die Söhne Roberts des Starken, welchem Carl der Kahle für seine treuen Dienste das Herzogthum Frankreich (Isle de France, oder das Land zwischen der Seine und der Loire) verliehen hatte, entsetzten nachher dessen Nachkommen des Thrones. Zu diesen gehören noch die Grafen von Flandern, von Senlis, von Bordeaux, Limoges, Angouleme, Perigord, Bourges, La Marche, und viele Andere, welche in diesem Verzeichnisse der Usurpatoren nicht begriffen sind.

Nach Ludwig des Stammlers Tode (879) konnte man deutlich sehen, daß die bey dessen Thronbesteigung erregten Schwierigkeiten von Seiten der Geistlichkeit und einer Partey Mißvergnügter nur ein Versuch war, ein Wahlreich zu errichten. Jetzt zeigt es sich, da das zu Meaux versammelte Parlament lange über die Wahl seines Nachfolgers sich berathschlagte; eine Partey trug die Krone Ludwig dem Deutschen an, welcher auch mit einem Heere nach Frankreich kam, wo ihm seine Anhänger huldigten. Das Parlament von Meaux trat aber in's Mittel, und Ludwig begnügte sich mit dem noch übrigen Theile von Lothringen, welches also mit Deutschland verbunden ward. Ludwig III. und Carlmann kamen nun zum Besitze des Reiches, welches sie unter sich theilten, und friedfertig neben einander regierten. Diese zwey jungen Könige zeichneten sich durch ihre kriegerischen Thaten, vorzüglich gegen die Normänner aus: ihre Regierung war sehr kurz; die Parla-

menter dienten nur dazu, einige allgemeine Beysteuern zu bestimmen, um den Rückzug der Normänner zu erkaufen.

Carl der Dicke folgte ihnen, ein Sohn Ludwigs des Deutschen, als Kaiser und König von Frankreich. Er besaß die weitläuftigsten Staaten, war aber zu schwach, sie zu beherrschen, und erlag unter der schweren Bürde. (884) Er befreyte Paris von der Belagerung der Normänner durch einen schimpflichen Vergleich. Carl war in eine so tiefe Verachtung gesunken, daß er von Arnulf auf einer Reichsversammlung zu Tribur der Kaiserkrone beraubt wurde.

Nach seinem Tode (888) gehörte nun Frankreich unwidersprechlich Carl'n dem Einfältigen, dem letzten Sprößlinge Ludwigs des Stammlers, welcher aber zu jung war, um eine so schwere Krone, wie jetzt die französische war, zu tragen. Unter mehreren Nebenbuhlern war der Graf Odo von Paris, ein Sohn Roberts des Starken oder Tapfern, und Adelheids, einer Tochter Ludwigs des Frommen, so glücklich, auf einem zu Compiegne gehaltenem Parlamente zum König erwählt zu werden, welches aber von einigen Schriftstellern widersprochen wird. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er bloß als Regent in der Minderjährigkeit Carls des Einfältigen aufgestellt worden. Zwischen Beyden kam es zum Kriege, und Carl wurde (893) zu Rheims gekrönt. Nach Odo's Tode erhielt Carl III. den Besitz des Reiches.

Die großen Veränderungen, welche sich in einem so kurzem Zeitraume von nicht gar einem Jahrhunderte seit Carls des Großen Tode ereigneten, hatten Frankreich eine ganz andere Gestalt gegeben. Alle Theile dieses Reiches waren so von einander getrennt, daß man keine Spuren von einer ordentlichen Reichsversammlung entdecken kann; einige kleine Zusammenkünfte ausgenommen, um die immerwährenden Streitigkeiten der Reichsvasallen unter sich oder mit dem Könige zu schlichten. Das Merkwürdigste von Carls

des Einfältigen Regierung ist, daß Rollo, ein Anführer der Normänner, die Normandie als ein Herzogthum, und Bretagne, welches ohne dieß schon lange durch seine Empörungen unabhängig geworden war, als ein Afterlehen erhielt. (912)

Die kurze Usurpation Roberts, Odo's Bruders, die Regierungen Rudolphs, welchen die mittäglichen Provinzen niemahls als ihren König erkannten, Ludwigs VI. Lothars, Ludwigs V. eines Thatenlosen Jünglings, welcher der Faule genannt wird, — biethen nichts als die wiederhohlten Auftritte von bürgerlichen Kriegen und Verräthereyen dar; die Betrachtung dringt sich uns gleichsam auf, wie tödtlich die Entstehung des Lehensystems für die königliche Gewalt, und wie nachtheilig überhaupt für die Monarchie dasselbe gewesen sey.

Die nächsten Ursachen von dem Verfalle des karolingischen Stammes, oder welches einerley ist, der Monarchie und der obersten Staatsgewalt liegen unstreitig in dem Charakter der Könige, welche den Einflüssen des Zeitalters nicht widerstehen konnten, in der großen Ausdehnung des von Carl dem Großen hinterlassenen Reiches, und der darauf erfolgten Theilungen, ohne daß man nöthig hätte, in dem Himmel die Ursachen davon aufzusuchen, nach dessen Rathschlüssen, wie Einige sich ausdrücken, Kronen genommen und gegeben werden. Wenn auch Carls des Großen Geist seinen Körper überlebt, und sich in seinen Nachfolgern fortgepflanzt hätte, so war es doch nach dem Laufe der Dinge unvermeidlich, daß mit der zunehmenden Bevölkerung und Kultur verschiedene Theile sich vom Mutterkörper trennten, und besondere Staaten bildeten.

Die Feudalverfassung, nach welcher das Reich wie ein großes Lehen ökonomisirt, nicht aber regiert ward, war das Grab der Monarchie; aber aus demselben stand ein

Mann von Tapferkeit und Seelengröße auf, um durch seine Lehensmacht den Grund zur Zerstörung der Feudalverfassung zu legen. Das mächtig gewordene Haus der Herzoge von Frankreich (Isle de France) und Burgund, welche die Grafschaften von Paris und Orleans damit verbanden, bereitete schon lange eine große Staatsveränderung vor, wie die Stifter des vorigen Geschlechtes. Nach Ludwigs V. Tode erschien der Zeitpunct, den entscheidenden Schlag ihrer Erhöhung zu wagen. Hugo Capet zerstreuete mit gewaffneter Hand einige Grossen, welche vor Ludwigs Tode zu Compiegne erschienen, Vorsehung für das Reich zu thun, und schwang sich ohne großen Widerstand mit Ausschließung Carls von Lothringen, eines Sohnes Ludwigs Übersmeer, und Oheims Ludwigs V. auf den Thron. Einige Geschichtschreiber, welche diese Usurpation in einen rechtmäßigen Erwerb umkleiden wollen, gründen sein Recht auf die Wahl der ganzen Nation auf einer Reichsversammlung oder Parlamente; allein dieß ist ohne Grund: denn Erstens (ohne ein Mahl die kurze Zeit zwischen Ludwigs V. Tode und Capets Thronbesteigung in Erwägung zu ziehen), war in der Zahl, der Repräsentanten (der Großen) wegen der vielen vom Körper der Monarchie abgerissenen Provinzen eine große Veränderung vorgegangen, deren mittelbare (kleinere) Besitzer nicht mehr auf dem Parlamente erschienen. Zweytens waren diese Souveraine in ihren eigenen Landen zu sehr beschäftigt, um ihre Aufmerksamkeit auf Dinge zu richten, welche sie nicht geradezu betrafen. Daraus entstand jene Gleichgültigkeit gegen allgemeine Reichssachen; daher fanden sich die Bischöfe selten auf den Parlamentern ein, und nur Jene erschienen, deren Territorien an die Residenzörter des Königs, das ist, an die Städte Laon, Soissons, oder Rheims gränzten. Dieß ist der historischen Wahrheit so gemäß, daß die von Hugo Capet nach Noyon beschiedene

Versammlung nur aus den vornehmsten Vasallen des Herzogthums Frankreich und vielleicht einiger angränzenden Lehensbesitzer, und nicht aus Jenen von Frankreich bestand. Es war ein großes Glück für dieses Reich, daß die Anhänger Carls von Lothringen nicht durchsetzten: seine Regierung würde nur dasselbe, da er fast gar nichts besaß, in noch größere Verwirrung gestürzt haben.

Als Hugo Capet den Thron bestieg, (987) welcher der Stammvater des dritten Geschlechtes der französischen Könige ist, so hatte er einen doppelten Lehenshof als Lehensherr, und als König oder Oberherr: die Einen gingen von der Krone, die Anderen von dem Herzogthum Frankreich. Die Letzteren waren viel zahlreicher als die Ersteren, welche aber durch ihre Würde und Größe jene übertrafen. Die Politik Hugo Capets und seiner Nachfolger setzte Beyde auf gleichen Fuß, das ist, die Kronvasallen in den Rang der Anderen. Hugo Capet verwandelte seine Besitzthümer und Hoheitsrechte in Kronländer und Kronrechte. Diese in Rücksicht der Lehensbesitzer gebrauchte Politik wurde aber von den Herren in Isle de France sehr stark durchkreuzet, welche sich eben so unabhängig wie die großen und unmittelbaren Vasallen betragen wollten. Die mittäglichen Provinzen genossen unter ihren verschiedenen Herren eine vollkommene Ruhe.

Man kann die Lehensregierung im Mittelalter wie die Verwaltung von großen Meyerhöfen betrachten, wo der Grundbesitzer Alles als das Seinige ansieht, und die Unterthanen als Pächter und Hofleute behandelt; je nachdem das Los fiel, betrug er sich als ein gnädiger Herr oder als ein böser Herr, welcher sie die ganze Schwere der Sclaverey und Leibeigenschaft fühlen ließ. Es ist nicht zu läugnen, daß Frankreich der Feudalverfassung die Anlage, Bevölkerung und Vergrößerung vieler Städte zu danken hat. Die vielen

Residenzen der kleinen und großen Vasallen waren eben so viele Hauptstädte, und die Ursachen von gleich verbreitetem Wohlstande nach damahligem Verhältnisse; Paris, welches wieder die Hauptstadt der von neuem emporsteigenden Monarchie geworden war, hatte noch einen kleinen Umfang, und die Seine gleichsam zu seinen natürlichen Ringmauern. In den großen Herzogthümern und Grafschaften erhielten sich die Provinzialversammlungen, an deren Einwilligung die Herren gebunden waren. Nichts destoweniger klebten dieser Verfassung große Mißbräuche an; die Unterdrückungen und beständigen Fehden verminderten nicht selten den aufkommenden Wohlstand des Volkes; die allgemeine Staatsgewalt gegen Auswärtige lag in Ohnmacht; die Verfassung selbst both das Mittel an, Frankreich durch Frankreich zu bekriegen, und brachte dasselbe einige Jahrhunderte später auf den Punct, die Provinz eines anderen Königreiches zu werden. Eine Provinz betrachtete die andere als fremd, und der Handel konnte wegen den vielen Zöllen und Hindernissen nicht recht gedeihen. Ein auffallendes Beyspiel von dem Zustande Frankreichs gibt uns der Abt von Cluny, welchen Bouchard, Graf von Paris, eingeladen hatte, einige Klostergeistlichen nach Saint-Maur-des-Fossés zu bringen; er entschuldigte sich aber mit der langen und gefährlichen Reise in ein fremdes und unbekanntes Land.

Nach Hugo Capet's Tode (996) bestieg Robert, sein Sohn, den Thron, welchen sein Vater einige Jahre vorher zu Orleans hatte krönen, und ihn dem Volke mit allen Insignien der königlichen Würde öfters sehen lassen. Robert nannte sich den König der Franken durch Gottes Barmherzigkeit. Heinrichs I. Regierung (1031) biethet, so wie die vorhergehende, nichts Merkwürdiges dar, als daß er das mit der Krone einverleibte Herzogthum Burgund seinem

jüngern Bruder überlassen mußte, und die Grafschaft Meulan wegen Felonie einzog. Diese Vereinigung ist das erste Beyspiel dieser Art. Unter Philipps I. Minderjährigkeit (1060) verschaffte der Graf Balduin von Flandern als Regent des Reiches durch seine Thätigkeit und Uneigennützigkeit, und durch die Unterwerfung der aufrührerischen Gascogner der Krone einen neuen Glanz. Philipp I. trat sehr jung die Regierung an, und wurde mit dem päpstlichen Stuhle in Streitigkeiten verwickelt. Der Papst Gregor VII. suchte seine Vasallen in Aufruhr zu bringen; er nannte ihn in einem Schreiben an die Bischöfe einen reißenden Wolf, einen Tyrannen. Man kann aus diesem Vorfalle schließen, was aus Frankreich geworden seyn würde, wenn entweder von Carl dem Kahlen an, die Kaiserkrone mit der königlichen verbunden geblieben wäre, oder wenn Robert die Anträge der Italiener angenommen hätte.

Eine Begebenheit, welche in der Folge so viel Elend in Frankreich hervor brachte, ist die Eroberung von England durch den Herzog Wilhelm von der Normandie; Philipp war zu kurzsichtig, oder zu schwach, ihn darin zu hindern.

Die in dieser Epoche ausgebrochene Krankheit des menschlichen Geistes, welche man die Kreuzzüge nennt, verschaffte dem unruhigen und kriegerischen Adel Gelegenheit, in einem anderen Welttheile sich zu verbluten, und der königlichen Gewalt freyeren Spielraum: aber Philipps Trägheit und Müßiggang ließen nicht zu, den Landfrieden zu befestigen. Diejenigen Vasallen, welche das Kreuz nicht genommen hatten, machten das Reich unsicher: seine Unterthanen wurden überall ausgeplündert, und die Communication zwischen Orleans und Paris so abgeschnitten, daß die Hauptstadt gleichsam eingeschlossen war.

Seit der Lehensverfassung war die Thronfolge gewisser Maßen unsicher geworden. Philipp I. ließ seinen Sohn Ludwig, wie seine Vorfahren, bey seinen Lebzeiten krönen, und erklärte ihn zum Mitregenten. Dieser junge, wachsame und thätige Prinz war immer an der Spitze eines Heeres, um die aufrührerischen Vasallen zu Paaren zu treiben, und ihre Raubschlösser zu zerstören. Er stellte einige Ordnung und Ruhe her, und hielt mit mächtiger Hand den Untergang der Monarchie auf. Ein anderer Nachfolger Philipps als Ludwig VI. würde die karolingische Ohnmacht wieder herbeygeführt, und das Reich der Anarchie und gänzlichen Zerstückelung Preis gegeben haben. Philipps Tod (1108) war ein Glück für Frankreich: er starb, so zu sagen, als ein träger und wollüstiger Sclave zu den Füßen seiner zweyten Gemahlinn Bertrada, welche ihm so viele Demüthigungen von Seiten des päpstlichen Stuhles, und die Verachtung des Volkes zugezogen hatte.

Ludwig VI., oder der Dicke, befand sich bey seiner Thronbesteigung nur in dem Besitze des Herzogthums von Frankreich, welches die Hauptstadt Paris, einige andere Städte und mehrere Herrschaften begriff; das Übrige besaßen die Vasallen, welche immer aufrührerisch waren. Die nachtheilige Vereinigung der Normandie mit der Krone von England zeigte jetzt schon im Kleinen, was sie in der Folge im Großen für Übel hervorbringen würde; Ludwig sah dieß ein; es war aber zu spät, die Fehler seines trägen Vaters gut zu machen. Er suchte also auf einem andern Wege einen Vorsprung zu gewinnen, und die königliche Gewalt durch einen Schritt zu erweitern, welcher einen neuen Geist verbreitete, der dem herrschenden ganz entgegen gesetzt war, und den Mittelstand zum Vorschein brachte.

Hugo Capet, welcher einen Theil und einige Trümmer der in so viele Theile zerstückelten höchsten Staats-

gewalt vereinigt hatte, war nichts desto weniger nicht im Stande, das Abgerissene mit offenbarer Gewalt zusammen zu fügen. Er mußte selbst die Rechte der Vasallen anerkennen, weil es zu gefährlich gewesen wäre, sie zu vernichten. Er war damit zufrieden, daß er für den Oberherrn aller dieser kleinen und großen Lehen anerkannt wurde. Seine Souverainität war also nur eine Oberlehensherrschaft; aber die Lehenspflicht verband gleichsam eine Menge so verschiedenartiger Theile mit seiner Krone, und stellte ein Ganzes vor. Dieser Faden, so schwach er auch schien, wurde von seinen Nachfolgern so fein und so geschickt angezogen, und gedreht, daß er unter ihren Händen das Hauptmittel wurde, durch eine gleichförmige und fortdauernde Bewegung die königliche Gewalt nach und nach zu vermehren.

Frankreichs Bevölkerung bestand größten Theils aus Ackerbauern, die mehr oder weniger Sclaven und Leibeigene, und von dem Viehe nicht viel unterschieden waren, welches in Gesellschaft mit denselben den Boden pflügte. Die Städte hatten gleiches Schicksal unter ihren geistlichen und weltlichen Herren: die Einwohner derselben befanden sich in keinem besseren Zustande, als die Leibeigenen, wenn wir einige der ältesten Municipien ausnehmen. Da die verzehrende Classe in keinem Verhältnisse mit der hervorbringenden stand, so war es die natürliche Folge, daß vieles Land brach lag, weil dem Ackerbauer nebst der Freyheit auch noch der Sporn des Gewinnes fehlte, und derselbe nur so viel producirte, als er zu seinem Unterhalte und zur Zahlung seiner Grundzinse nothwendig hatte.

Zwischen den Deutschen und Französischen Städten im zwölften Jahrhunderte ist ein großer Unterschied: man findet in diesem Zeitpuncte in Deutschland freye und unmittelbare Städte, vorzüglich am Rheinstrome, welche einen blühenden Zustand genossen, und selbst bey dem Verfalle der kai-

ferlichen Macht sich erhielten, ihre Anzahl, ihr Ansehen, ihren Handel und ihre Reichthümer vermehrten. Nichts Ähnliches findet man in Frankreich. Der Deutsche Bürgergeist, welcher durch den Italienischen erweckt worden, verbreitete sich allenthalben so sehr, daß man so gar Deutsches Stadt- oder Gemeinderecht nach Pohlen verpflanzte, welches sich in dem nähmlichen Zustande etwas später hin befand, wie jetzt Frankreich: die Städte waren unter die Disposition der Starosteyen gefallen, wie hier unter die Herrschaft der Vasallen.

Ludwig VI. war der Erste, der die Vortheile einsah, welche der königlichen Gewalt zufließen würden, wenn er die Städte durch Gemeindebriefe dem drückenden Joche der Vasallen entzöge, und sich dieselben gleichsam unmittelbar unterwürfe. So entstand eine neue Classe von Unterthanen unter dem Nahmen von Bürgern, welchen eigentlich Frankreich seinen nachherigen blühenden Zustand zu danken hat. Ludwig machte zuerst den Versuch in seinen Domainen; die Vasallen, oder die Städte derselben folgten dem Beyspiele; sie erkauften entweder das Gemeinderecht von ihren Herren, oder erzwangen es; in beyden Fällen bestätigte der König als Oberlehensherr den Brief, welcher aber im eigentlichen Verstande einen Souverainitätsakt ausübte. Auch in Frankreich waren die Bischöfe die ärgsten Feinde der Municipalfreyheit: sie predigten sogar gegen die execrable Erfindung der Communen: der Bischof von Laon kam lieber in dem Aufruhre der Bürger um, als daß er sich hätte bewegen lassen, in die Errichtung der Commun von Laon einzuwilligen.

Ludwig ließ noch vor seinem Tode (1137) seinen Sohn, Ludwig VII. krönen. Er hatte noch das Vergnügen, daß der junge König sich mit Leonoren, der Erbinn des Herzogthums Guienne, vermählte, und als Herzog

anerkannt wurde; er beging aber den größten Staatsfehler, daß er sich nachher von derselben scheiden ließ, und ihr Guienne und Poitou zurück gab. Sechs Wochen nach der Scheidung vermählte sich der Graf von Anjou und Herzog von der Normandie mit Leonoren, welcher alle diese Länder unter dem Nahmen Heinrichs II. mit der Krone von England verband. Dieser königliche Vasall war nun in Frankreich mächtiger als der König selbst. Kriege zwischen Beyden waren also unvermeidlich, wozu die Grafschaft Toulouse den Stoff lieferte. (1156.) Als Ludwig VII. sein Ende herannahen fühlte, so eilte er, seinen Sohn Philipp II. zu Rheims krönen zu lassen, (1179) bey welcher Feyerlichkeit der junge König Heinrich von England als Herzog von der Normandie gegenwärtig war.

Philipp II. Philipp August wegen seinen Eroberungen, und überdieß der von Gott Gegebene genannt, begann, obschon noch sehr jung, seine Regierung mit großer Thätigkeit. Er befahl den großen Städten seines Gebiethes, sie mit Mauern zu umgeben, und die Straßen zu pflastern. Wegen den damit verbundenen Ausgaben würden sie den Befehl nicht befolgt haben, wenn sich der König nicht selbst an Ort und Stelle begeben hätte, um das Werk durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Wie war es möglich, daß die Städte dem Adel widerstehen und sie vertheidigen konnten? die deutschen größeren Reichsstädte waren um diese Zeit durch starke Mauern und Thürme befestigt, und wurden durch beherzte Bürger vertheidigt.

Philipp August ist der Erste, welcher auf den Rath seiner Minister auf einem Kreuzzuge eine Compagnie Leibgarde errichtete, welche man Sergens d'armes nannte. Sie bestand aus lauter Edelleuten, die mit ehernen Streitkolben und Bogen bewaffnet waren. Ludwig VIII brauchte sie, um Vasallen vor Gerichte zu laden, seine Majestät zu

erheben, und Erstere zu erniedrigen. Philipp war auch der Erste, welcher gegen die Gewohnheit seiner Vorfahren regulirte Truppen in seinem Solde hatte, und seine Unterthanen besteuerte, um die Unkosten seiner Kriege zu bestreiten, da die Einkünfte der Domainen und Gerichtsbarkeiten für die Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten. Er vereinigte die Grafschaft von Vermandois, den größten Theil von Anjou, Maine, und Touraine sammt der Normandie mit der Krone, und legte den Grund zu der künftigen Größe seiner Nachfolger.

Ludwig VIII. (1223) blieb den Grundsätzen seines Vaters getreu; er entriß den Engländern Poitou, Saintonge und Guienne bis an die Garonne, so daß denselben nichts als Bordeaux und das Land jenseits der Garonne übrig blieb. Durch die Vorstellungen des Papstes ließ er sich zu einem Kreuzzuge gegen die Albigenser bereden, und starb bey der Belagerung von Avignon (1226) aller Wahrscheinlichkeit nach an Gift. Vor seinem Tode war er nicht ohne Grund für die Thronfolge besorgt; mehrere geistliche und weltliche Großen mußten ihm schwören, dem ältesten Prinzen getreu zu bleiben, und sogleich die Krönung nach seinem Tode vorzunehmen. Ludwig IX. oder der Heilige, war noch nicht zwölf Jahre alt, als er auf den Thron seiner Väter stieg. Die Königinn-Mutter Blanka wurde Regentinn des Reiches. Es ist dieß das erste Mahl, daß eine Königinn-Mutter die Regentschaft mit der Vormundschaft kraft des Auftrages ihres Sohnes (par le *bail* de son fils) vereinigte. Die Letztere war keinen Schwierigkeiten unterworfen, aber die Erstere wurde heftig bestritten, da es dem Könige nicht eingefallen war, über dieselbe in seinem Testamente zu verfügen. Vor der Krönung verlangten die zu Compiegne versammelten Großen die Zurückgabe mehrerer denselben während den letzten Regierungen entrissener

Lehen, und ein Gesetz, vermöge welchem in der Zukunft kein Vasall seiner Lehen, ohne ein vorhergehendes Urtheil von zwölf seiner Pairs, verlustig erklärt werden könnte. Man sieht aus dieser Forderung, welche Fortschritte die königliche Macht gethan hatte, da selbst das von den Vasallen verlangte Schutzmittel ein rechtlicher Grund ihrer künftigen ferneren Unterdrückungen werden konnte. Die Regentinn war nicht zu bewegen, sich dessen zu begeben, was die Vorfahrer ihres Sohnes mit List und Gewalt errungen hatten; sie eilte also, Ludwigen krönen zu lassen, und berief nachher ein Parlament nach Tours, wo ihr die Mißvergnügten so stark zusetzten, daß sie dasselbe nach Vendome verlegte. Dort ließ sie die Regentschaft nicht zur Sprache kommen: der junge König erklärte, daß er die Regierung selbst übernehmen wolle. Dieß wurde von Einigen angenommen, von Anderen verworfen. In dem Schlusse dieser Versammlung geschah nach der Gewohnheit und der unter den vorigen Königen aufgekommenen Praxis keine Meldung der Widersprechenden. Auf diese Art wurden die Gemüther mehr gereitzt, als besänftigt, und von Seiten der Mißvergnügten beschlossen, den König auf seiner Rückkehr nach Paris — aufzuheben; das erste Beyspiel dieser Art unter dem dritten Geschlechte, welches nachher so oft ausgeübt ward, um sich selbst im Nahmen des Königs wider den König Recht zu verschaffen. Auf die Nachricht dieser Verschwörung brachte die Königinn-Mutter ihren Sohn nach dem Schlosse Montle-Hery in Sicherheit, wo er von der bewaffneten Bürgerschaft von Paris im Triumphe abgeholt ward.

Dieser Vorfall konnte den jungen König überzeugt haben, was die emporgekommene königliche Gewalt von den Städten zu hoffen, und von den Vasallen zu fürchten hatte, welche in der Folge damit schwanger gingen, einen anderen

König zu wählen. Einige behaupten sogar, daß sie dem Herrn Enguerrand von Coucy die Krone angebothen, welcher sie aber ausgeschlagen haben soll. Andere beschuldigen ihn aber, daß er nach der Regentschaft, und selbst nach der Krone getrachtet habe. Der bürgerliche Krieg, welchen die Großen erregten, wurde durch die Standhaftigkeit der Königinn-Mutter, und durch das kluge Benehmen des volljährig gewordenen Königs beygelegt. Der nun gänzlich beendigte Krieg gegen die Albigenser verschaffte Ludwigen neue Vortheile, da er seine Länder durch die Besitzthümer des Grafen von Toulouse erweiterte, welche unter dem allgemeinen Nahmen von Languedoc begriffen wurden.

Nachdem Ludwig von seinem ersten unglücklichen Kreuzzuge zurückgekehrt war, so beschäftigte er sich vorzüglich mit der Polizey des Königreiches. Er schaffte die gerichtlichen Zweykämpfe ab, und schränkte die Fehden ein, welche er nicht ganz unterdrücken konnte. Er errichtete aus eigener Macht vier große Oberamtmannschaften, nähmlich von Vermandois, Sens, Saint-Pierrele-Moutier, und Maçon, welche die Berufungen von den niederen Gerichten, das ist von Jenen der Geistlichkeit und des Adels, annehmen, und in letzter Instanz urtheilen sollten. Wie sehr hatte sich nun schon so Vieles seit Ludwig dem Dicken geändert! denn vor dem Jahre 1255 war es unerhört, daß die Könige andere Gerichte hegten, als Jene (assises) über ihre Vasallen. Ludwigs Wachsamkeit dehnte sich über Alles aus: die Städte verdanken Ihm ihre Polizey, ihre Zünfte, und Statute. So fromm auch der König war, so wußte er doch der Geistlichkeit zu widerstehen, wie man aus einem von dem guten Joinville aufbewahrten Beyspiele sieht. Die Bischöfe hatten sich in Paris versammelt, und aus ihrem Mittel einige Deputirte und Sprecher erwählt, um dem Könige ihre Klagen und Beschwerden vorzutragen. Der König kreuzte und seg-

nete sich, als sie sagten, daß die Religion zu Grunde gehe, weil ihre Excommunicationen von keiner Frucht seyen; sie forderten die Unterstützung des weltlichen Armes. Der König entschuldigte sich, dieß zu thun, da man doch vorerst auch die Klagen des Gegentheiles hören müßte.

Philipp III. (1270), der Kühne, ein Beynahme, welchen er nicht verdiente, war ein Fürst von geringem Verstande, schwach, und für alle Eindrücke empfänglich, die man ihm geben wollte. Er war wenig darauf bedacht, seine Macht auf Unkosten seiner Vasallen zu vergrößern. Wenn man die, Bürgerlichen ertheilten, Adelsbriefe ausnimmt, so biethet seine Regierung nichts Merkwürdiges dar. Philipp IV. oder der Schöne (1285) erschöpfte durch verschiedene Kriege, vorzüglich mit England, seine Finanzen. Der von Philipp August errichtete ständige Kriegsstand erforderte jährliche eben so ständige Abgaben; Er verwandelte also den Kriegsdienst, den die Vasallen auf ihre Kosten leisten mußten, in eine dingliche Abgabe, welcher alle unadeliche Güter zum Ersatze des Arrierebanns unterworfen wurden. So entstand die Kriegssteuer. Gleiche Abgaben mußten, die Geistlichen unter dem Nahmen von Zehnten entrichten, wodurch die berüchtigten Streitigkeiten des Königs mit dem Papste Bonifaz VIII. entstanden. Die Habsucht Philipps kannte aber keine Gränzen; er glaubte, daß er die von seinen Vorfahren ihm überlieferte Gewalt besser — finanziren, und sich zum Herrn des Vermögens seiner Unterthanen machen müsse. Der von ihm eingeschlagene Weg der Steuern schien ihm zu langsam, und war mit zu vielen Formalitäten verbunden, da er vorzüglich in den Städten an die Einwilligung der Magistrate gebunden war, die man seit Ludwig dem Heiligen zu consultiren anfing, wenn auf den Parlamentern etwas beschlossen werden sollte, welches das Volk betraf; einige Geschichtschreiber zogen daraus den unrichtigen Schluß, als

wenn schon seit dieser Zeit die Deputirten der Städte auf den Parlamentern erschienen seyen. Philipp der Schöne fiel also auf den Gedanken, durch — Münzverfälschungen seinen Schatz um zwey Mahl so viel zu vermehren, als seine Unterthanen überhaupt besäßen. Es liegt zu sehr aus unserem Plane, die Geschichte seiner Operationen, die mit so viel Arglist verbunden waren, und auf den gänzlichen Untergang der kursirenden Münzen zielten, darzustellen. Sie brachten so große Verwirrungen in dem Handel, und einen solchen Umsturz des Vermögens hervor, daß so gar der Papst Clemens V. in einer seiner Bullen von diesem in die benachbarten Staaten sich verbreitenden Übel zum Untergange aller Völker spricht.

Zu dieser Zeit, als noch der Streit des Königs mit dem Papste die Gemüther erhitzte, in Parteyen trennte, das Volk über die Münzverfälschungen schrie, und der mit Flandern fortdauernde Krieg die Auflagen und das allgemeine Elend vermehrte, sah der König kein anderes Mittel, demselben abzuhelfen, und einem allgemeinen Aufruhre vorzubeugen, als die — drey Stände des Königreiches zusammen zu berufen, um über die hohen Gegenstände zu rathschlagen, welche er denselben vorlegen würde. (1301). Sie stellten aber nur ein schwaches Bild der Reichsversammlungen unter Carl dem Großen vor, und wurden Generalstaaten genannt. Philipp's Beweggrund und Absichten waren von Jenen Carls des Großen sehr verschieden: da er die gesetzgebende Gewalt als ein angefangenes Gebilde aus den Händen Ludwigs des Heiligen (Etablissemens) ihres Schöpfers erhalten hatte, so war er nicht gesonnen, sie aus den Händen zu geben, und die neue Reichsversammlung in ihre verlorene Vorrechte wieder einzusetzen. Seine Habsucht erlaubte ihm nicht eine so edelmüthige Aufopferung, die bey einer jeden anderen Stim-

mung der Gemüther die Freyheit der Nation mit der königlichen Gewalt befestiget haben würde. Aber jetzt, wo alles die Stimme erhob, wo Er Vorwürfe und Widerstand zu befürchten hatte, mußte man bey Philipp dem Schönen eine große Kühnheit voraus setzen, einen so gefährlichen Schritt zu wagen, wenn ihm nicht andere Umstände und seine fatale Politik Zuversicht eingeflößt hätte. Unter den drey Ständen herrschten die stärksten Feindschaften und Mißhelligkeiten: er hoffte sie zu vermehren, und die Stände nach seinem Willen zu lenken; er war schon zum voraus überzeugt, daß der dritte Stand (Tiers-Etat) aus Dankbarkeit für die kostbare Ehre, Subsidien zu bewilligen, nicht ermangeln würde, in allem willfährig zu seyn. Philipp der Schöne betrog sich auch nicht: denn der dritte Stand überreichte dem Könige seine Bittschrift auf den Knien, und bath Denselben im Nahmen des ganzen Volks, die Freyheit des Königreichs (Franchise) gegen den Papst zu behaupten, und keinen andern Souverain über sich als Gott zu erkennen. Da die Deputirten der Städte oder Communen sich um die Wette beeiferten, dem Könige Gut und Blut zur Fortsetzung des Krieges gegen die Flanderer anzubiethen, so war Philipp froh, so wohlfeil aus dem Gedränge zu kommen, in welches ihn der Geldmangel und der Papst gestürzt hatte.

Die Vortheile dieser Reichsversammlung verblendeten den König nicht so sehr, um nicht in der Zukunft Alles zu fürchten; er suchte also zu verhindern, daß die Generalstaaten eine beständige und regelmäßige Form annehmen, und die fortschreitende königliche Gewalt aufhalten könnten. Diese drey in Einen vereinigten Staatskörper kamen seinen Absichten zu Hülfe, da sie ihr gemeinsames Interesse nicht erkannten; da der dritte Stand jetzt so wie in der Folge nie seinen

Blick über die Bedürfnisse erhob, die Verfassung nicht allgemein umfaßte, und sich immer hinter seine gewöhnliche Formel „so viel mich betrifft" wie in eine Verschanzung zurück zog, wo er die vortrefflichste Stelle gegen den König, den Adel und die Geistlichkeit zu behaupten glaubte. Die Vorsicht zeigt gewöhnlich den Völkern nur selten Augenblicke zum Erwerb der Freyheit; die drey Stände versäumten sie wirklich, da es in ihrer Gewalt stand, bey der Minderjährigkeit der königlichen Macht die Gränzsteine zwischen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt zu setzen, und die Verfassung des Reiches auf unerschütterliche Grundpfeiler zu bauen.

Philipp ließ in der Folge oft Provinzialversammlungen halten, und errichtete eine politische Scheidewand zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen Frankreichs: die ersteren nannte man Languedoyl, die letzteren Languedoc, welche durch die Garonne von einander geschieden wurden.

Die Bedürfnisse der Krone, welche doch die Güter der Tempelherren und anderwärts gezogene beträchtliche Summen verschlungen hatte, versetzten den König wieder in die vorige Noth. Sein Minister, oder Coadjutor und Gouverneur des Reiches, Enguerrand von Marigny wollte die Steuer des fünften Theiles der Einkünfte oder den Hundertsten von dem Mobiliarvermögen, und dieselbe auf die Geistlichkeit und den Adel ausdehnen; aber man fand überall Widerstand, und sah sich gezwungen, die Generalstaaten zusammen zu berufen. (1314) Der König setzte nach einem mit seinem Mithelfer verabredeten Plane die Stände, und vorzüglich den dritten Stand durch eine äußerst grobe und unanständige politische Maschinerie in eine solche Bewegung, daß sie Beyde ihren Zweck erreichten, ohne daß aber die bewilligte Auflage

auf Lebensmittel, Getränke u. s. w. die erforderlichen Summen abgeworfen hätte.

Ludwig X. trat unter sehr ungünstigen Umständen die Regierung an: die drey Stände waren gleichmäßig über die drückenden Auflagen mißvergnügt, aber aus verschiedenen Bewegungsgründen. Der königliche Schatz war so erschöpft, daß man nicht einmahl das hinlängliche Geld vorfand, um die Krönung zu bestreiten. Marigny, der Gegenstand des Volkshasses, mußte der Volkswuth aufgeopfert werden. Dieß verhinderte aber nicht, daß eine Menge Beschwerden übergeben wurden, zu deren Erledigung der König Commissare in die Provinzen abschickte. Er ließ Alles versprechen, um nichts zu erfüllen. Der gegen den Grafen von Flandern ohne Erfolg fortgesetzte Krieg war der Vorwand, das Volk mit Auflagen niederzudrücken, die Gerichtsstellen zu verhandeln, die Geistlichkeit zu brandschatzen, und die in großer Menge in den Domainen sich befindenden Leibeigenen zu zwingen, die Wohlthat der Freyheit zu — erkaufen, oder auszulösen, damit, wie der König sich in seinem Edikte ausdrückt, die Franzosen wirkliche Franken seyen. Ludwig, welchen man jetzt den Mürrischen nennt, wagte es in solchen Umständen nicht, die Generalstaaten zusammen zu berufen, sondern beschränkte sich auf Provinzialversammlungen, in welchen er den betrübten Zustand des Reiches vorstellen, und sein Verlangen zu erkennen geben ließ, eine tüchtige Reform vorzunehmen; zugleich zeigte er die Unmöglichkeit derselben, wenn ihm seine Unterthanen mit Subsidien nicht beyspringen würden. Die Commissarien des Königs schlugen eine Geldanleihe vor, welche aus den Einkünften der Domainen des Königs rembourstirt werden sollte. Die Sache hatte aber keinen Fortgang, im Gegentheile mußte vielen Commissarien sogar der Prozeß gemacht werden, um das Volk zu befriedigen. Diese Vorgänge

machten den Hof über die Communen mißvergnügt; er suchte sich also mit dem Adel zu setzen, oder vielmehr mit demselben Partey gegen den dritten Stand zu machen, und berief eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen nach Pontoise, wo aber nichts Erhebliches zu Stande gebracht wurde.

Ludwig X. hinterließ der Nation ein kostbares, und gewisser Maßen die Freyheit derselben in sich schließendes Geschenk oder Recht, daß ohne vorhergehende Einwilligung der drey Stände keine Auflagen erhoben werden könnten. Er hatte gleichfalls versprochen, die Münzen auf dem alten Fuße zu lassen. Philipp V. (1316) suchte den Baronen und allen Besitzern großer Lehen das Münzrecht unter dem Vorwande zu entreißen, daß sie an der Verfälschung, so wie an den daraus entstandenen Verwirrungen schuld seyen. Unter der Hand pflegte er Unterhandlungen mit den Mächtigern, um sie zu entschädigen; seine Finanzen reichten aber nicht zu, und er war genöthigt, eine allgemeine Steuer auf das bewegliche und unbewegliche Vermögen im ganzen Königreiche ohne Unterschied der Person auszuschreiben. Es gerieth aber Alles darüber in Bewegung. Die Geistlichkeit, der Adel und die Städte traten jetzt zum ersten Mahle in eine Verbindung, um sich gemeinschaftlich zu widersetzen; man berief sich auf das Recht der Einwilligung und die Entscheidung der Generalstaaten, welche auch der König zusammen zu berufen beschlossen hatte. Er zählte zum Voraus auf die Gerechtigkeit seiner Sache, und den einleuchtenden Nutzen, welcher aus dem Abkaufe des Münzrechtes entspringen würde, und auf die Ergebenheit der Hauptstadt, welche sich sehr vergrößert, an Macht und Reichthum zugenommen hatte, und schon anfing, den Ton den Städten des Reiches zu geben. Er hoffte, daß ihre Stimme die Übrigen nach sich ziehen würde. Die Reichsversammlung (1321) entsprach aber

nicht den Absichten des Königs. Die Geistlichkeit, welche über die von derselben mit Bewilligung des Papstes Johann XXII. vom Könige erhobenen Zehenten aufgebracht war, wovon Erster auch seinen Theil erhalten, schlug die Provinzialversammlungen vor, welche aber die Sache so in die Länge zogen, daß Philipp V. starb, ohne seine Absichten, eine allgemeine Münze, ein allgemeines Maß und Gewicht einzuführen, erreicht zu haben.

Carl IV. (1322) schlug das Nähmliche vor; aber in den Gegenvorstellungen der Geistlichkeit und des Adels findet man folgende Grundsätze: nach der alten Grundverfassung der Monarchie sey der König unumschränkter Herr seiner Domainen, und könne in denselben jene Einrichtungen treffen, welche ihm die besten dünkten; dieses Recht dehne sich aber nicht auf die Ländereyen oder Lehen aus, die nicht zu seinem Privateigenthume gehörten, wo die Besitzer eine von der seinigen unabhängige Gerichtsbarkeit ausübten, die Fälle ausgenommen, wo die Berufungen Statt fänden; sie beschlossen, in der allgemeinen Polizey sich keiner Veränderung zu unterwerfen. Der König wurde dadurch bewogen, die Sache auf Provinzialversammlungen zu einem Schlusse zu bringen, der aber nicht erfolgte.

Mit Carl IV. oder dem Schönen starb (1328) die Familie Philipps des Schönen aus, dessen drey Söhne eine zahlreiche Nachkommenschaft versprachen, aber in einem Zeitraume von nicht gar vierzehn Jahren starben. Es gibt Geschichtschreiber, welche auch hier wieder den Himmel oder die Vorsehung ins Spiel mischen, und diese so schnellen Todesfälle als Repressalien des Himmels für die grausame Behandlung des Tempelherrenordens betrachten. Hugo Capelts Nachkommen hatten nun Frankreich in gerader Linie von Vater zu Sohn nebst den zwey Collateralregierungen von Philipp V. und Carl IV. beherrscht. Während einem

Zeitraume von dreyhundert und vierzig Jahren hatten sie ihre Macht und ihre Staaten sehr vermehret, und den größesten Theil des alten Königreiches mit der Krone vereinigt, oder den Prinzen vom Geblüte zugesichert, die überwiegende Macht des Adels eingeschränkt, und sich von der Geistlichkeit unabhängiger gemacht.

Philipp VI. das Haupt der Valesischen Linie, hatte so viele mit dem Glücke seiner Unterthanen unverträgliche Eigenschaften, daß man seine Staatsverwaltung als den Ursprung und die Quelle alles nachher erfolgten Unglücks von Frankreich betrachten kann. Die zeither mit England geführten Kriege waren gewißer Maßen nur Feudalkriege; aber der unter diesem Könige ausgebrochene war ein förmlicher Successionskrieg von Seiten Englands, welches als der unversöhnlichste Feind Frankreichs seine Häupter nie besser unterstützte, als wenn es um einen Zug in dieses Reich zu thun war. Philipp von Valois, welcher nichts in der Sparbüchse fand, mußte das Volk mit sehr starken Auflagen beschweren, die es Anfangs mit Freuden bezahlte, um ein Reichsgrundgesetz, das Salische Gesetz über die Thronfolge aufrecht zu erhalten; in der Folge aber empörten sie sich wider dasselbe. Auf den Generalstaaten (1338) wurde in Gegenwart des Königs beschlossen, daß der König, die Noth möchte auch noch so dringend seyn, ohne Einwilligung der Stände keine neue Auflagen auf das Volk machen könnte. Obschon die Habsucht Philipps durch diesen gemeinsamen Schluß, welchem er gleichsam das Siegel der Sanction aufdrückte, eingeschränkt wurde, so fiel sie doch auf einen anderen Gegenstand, um sich zu entschädigen — auf die Münzverfälschung, die Philipp von Valois auf einen viel höheren Grad trieb, als es sich Philipp der Schöne je erlaubt hatte. Unter dieser Regierung wurde das Project eines Juden, die Salzsteuer, mit Einwilligung

der Stände (1343) eingeführt, so wie die Trankſteuer, welche aber Beyde nur ſo lange als der Krieg dauern ſollten.

Eduard III. König von England, verheerte in dieſem Zeitraume Frankreich mit Feuer und Schwert bis unter die Mauern von Paris, und eroberte Calais — eine Feſtung, welche den Engländern gleichſam der Schlüſſel zu Frankreich wurde (1347).

In den folgenden Jahren war Philipp ſo auf das Äußerſte gebracht, daß ſowohl die Steuern als ſeine Domainen nicht hinreichten, die Bedürfniſſe des Staates zu beſtreiten; er verdammte alſo ſeinen Schatzmeiſter zu einer Geldſtrafe. Die Lombarden waren damahls die Finanzpächter, und hatten ihm auf die von den Ständen bewilligten Steuern 400000 Livres vorgeſchoſſen. Er konfiscirte ſie. Die Münzverfälſchungen gingen ihren Gang fort, und der König erklärte der ganzen Nation in's Geſicht, daß er nach ſeinem Wohlgefallen die Münze zu ſeinem Vortheile und zu Jenem des Reiches und ſeiner Unterthanen verfälſchen könne (Ordonnanz vom 16ten Jan. 1346). So machtſprechend war Philipp einige Monathe nach der bey Crecy gegen die Engländer verlorenen Schlacht!

Auf dieſe Art endigte ſich dieſe unglückliche Regierung des erſten Valois (1350), deſſen unerwartete Thronbeſteigung ſeine Unterthanen mit Freudengeſchrey empfangen, und mit Blumenkränzen geziert hatten. Als ein grauſamer und argliſtiger Mann verzieh er nie, und befleckte den Thron mit einer kleinen Bluthochzeit, um einer größeren zum Vorbothen zu dienen; als ein Undankbarer haßte und verfolgte er Jene, welche dem Staate die beſten Dienſte geleiſtet hatten; als ein ſchlechter Staatshaushalter, und doch eine habſüchtige Seele, untergrub er durch ein — ausſchließliches Metier die Grundfeſte ſeines Reiches, ſchuf das Elend ſeines Volkes, und hinterließ demſelben ein fa-

tales Geschenke — den Samen künftiger Staatsveränderungen.

Unter dieser Regierung nahm die große Streitigkeit über die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht ihren Anfang. Die Clerisey hatte nicht allein ansehnliche Vertheidiger aus ihrem Mittel, sondern der König war auch noch so schwach, oder vielleicht so eigennützig, dieselbe zu begünstigen; das Parlament, oder der jetzige Erste und ständige Gerichtshof des Reiches handhabete aber als Vormünder die königlichen Vorrechte, und erweiterte sie.

Johann bezeichnete den Antritt seiner Regierung mit der Hinrichtung des Connetabels Grafen von Eu, ohne irgend eine Formalität zu beobachten, und verlor dadurch die Zuneigung der ohnedieß schon schwierigen Gemüther. Eben so machte er sich durch eine ungerechte Handlung Carl'n, König von Navarra, einen schöngebildeten, beredtsamen und geistvollen Prinzen zum Feinde, den die Geschichtschreiber den Bösen nennen, und welchen er durch bloße Gerechtigkeit sich hätte verbindlich machen können, und streuete den Samen innerlicher Zwietracht auf die Stufen des Thrones, welcher hernach in den Herzen seiner sich parteyenden Unterthanen Wurzel faßte, und die traurigsten Früchte trug. Um das Maß des allgemeinen Elendes zu vermehren, erhöhete er die Mark Silber auf achtzehen Livres, welches der höchste Preis ist, den man je in Frankreich gesehen hat.

Die Zeit des mit den Engländern geschlossenen Waffenstillstandes war nun abgelaufen (1355) es blieb ihm also nichts übrig, als zu der Versammlung der Generalstaaten zu Paris, welche aus allen Theilen des Reiches, so wohl aus Languedoyl als Languedoc bestand, seine Zuflucht zu nehmen.

Nach dem Zustande, in welchem sich das Reich in diesem Jahre befand, ist es möglich, die Gränzen von Languedoyl und Languedoc zu bestimmen. Beyde Theile des Reiches wurden durch die Garonne von der Mündung dieses Flusses an bis dort, wo sie die Dordogne aufnimmt, und von diesem Flusse bis an die Gränzen von Auvergne geschieden. Der König von England besaß fast die Hälfte des mittäglichen Frankreichs; Languedoc begriff nur die Provinz, welche man heut zu Tage le Quercy und le Roverge nennt.

Die Gefahr des einbrechenden Feindes mahlte sich den Gemüthern um so drohender, als derselbe mit den Mißvergnügten geheime Verständnisse hatte. Die Geistlichkeit war über die vielen Zehenten, welche die Könige von den Päpsten erhalten, mit denselben getheilt hatten, und über die immer weiter ausgedehnten Eingriffe in ihre Gerichtsbarkeit aufgebracht; der Adel oder die Vasallen hatten ihre kostbarsten Vorrechte verloren, deren Erhaltung ihnen doch von Ludwig dem Mürrischen war zugesichert worden, das Volk war ganz erschöpft, und konnte nicht begreifen, daß der Staat neuer Subsidien bedürfe. Die drey Stände des Reiches hatten also ein gemeinschaftliches Interesse; mit Beyseitesetzung ihrer Privatfeindschaften würden sie durch eine heilsame Coalition im Stande gewesen seyn, dem Reiche eine dauerhafte und freye Verfassung zu geben. Die Folge wird aber zeigen, daß die Franzosen, wenn sie so zu sagen mit dem einen Fuße auf der Schwelle des Freyheitstempels standen, Alles über ihrem Leitsinne und ihrer Unbeständigkeit vergaßen, durch die schändlichsten Ausschweifungen und die grausamsten Thathandlungen Alles verdarben, und am Ende wie abgejagte wilde Thiere in die aufgestellten Netze der Eigenmacht zurück stürzten. Man muß

aber doch auch eingestehen, daß die Meinungen oft mehr schaden, als Thathandlungen: man hatte keine Begriffe von der Scheidung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt; man hielt die Erstere für eine nothwendige Bedingniß der königlichen Macht; die Rechtsgelehrten selbst waren die eifrigsten Vertheidiger dieses Vorrechtes, welches sie immer zu erweitern suchten. In den Berufungsschreiben findet man, daß die Könige nur Subsidien und Rath verlangten, und das Bewilligte in einer Ordonnanz als Gesetzgeber vorschrieben, und einforderten, wie man aus jener berühmten vom 23. December 1355 ersieht, in welcher die den Ständen zukommenden Rechte von Johann auf's feyerlichste anerkannt worden. Die wichtigste Veränderung, welche nun vorgegangen war, bestand darin, daß die Stände aus jedem Districte Personen erwählten, welche als Generalintendanten unter der Oberaufsicht derselben sich mit der Einnahme und Ausgabe der Auflagen befaßten.

Der König von Navarra, welcher sehr gefährliche Anschläge im Schilde führte, hatte die Grafen von Foix, Namur, Harcourt, und den ganzen jungen Adel auf seine Seite gezogen, und so gar den Dauphin unter der Vorspiegelung gewonnen, daß ihm sein Vater keinen Antheil an der Regierung lasse. Diese Intrigue wurde entdeckt, und der überlistete König von Navarra in dem Schlosse zu Rouen gefangen genommen, und der Graf von Harcourt sammt einigen Anderen enthauptet. Diese Vorfälle so wohl, als daß König Johann in Englische Gefangenschaft gerieth, brachten alle Gemüther in neue Gährung, und die Normandie in volle Flammen. Der Dauphin stellte sich als Generallieutenant seines Vaters an die Spitze der Regierung. Der größte Theil der zur Befreyung des Königs und Erhaltung des

Reiches versammelten Stände hatte die Absicht, sich vorzugsweise mit der Reform des Staats abzugeben. Auf die im Nahmen des Dauphin durch den Großkanzler gemachten Vorträge erfolgten sehr trotzige Antworten und Forderungen; die Stände duldeten nicht einmahl bey ihren Berathschlagungen die Gegenwart der königlichen Staatsräthe, und ernannten aus ihrer Mitte einen Reformationsausschuß. Sie übergaben eine Liste jener Kronbedienten, deren Absetzung und Bestrafung sie begehrten. Unter vielen anderen Artikeln forderten sie, daß der Dauphin seinen Staatsrath aus acht und zwanzig von ihnen ernannten Räthen, nähmlich aus vier Bischöfen, zwölf vom Adel, und eben so viel aus dem Bürgerstande, bestellen solle.

Solche Vorschläge oder Forderungen mußten den Dauphin in große Verlegenheit setzen; ehe er sie bewilligte, wollte er auch den Preis der Aufopferungen wissen, das ist, was für Hülfe und Beysteuer er von den Ständen in dieser kritischen Lage des Reiches zu erwarten hätte. Die von den Generalintendanten der Stände zur Unterhaltung eines beträchtlichen Heeres vorgeschlagenen Fonds hielt er für zu unzureichend, um in so Vieles einzuwilligen, da er noch über dieß glaubte, daß eine so große Herabwürdigung der königlichen Gewalt ein Schimpf für seinen Vater seyn würde. Nach mehreren Unterhandlungen wurde also Alles abgebrochen, und im Staatsrathe beschlossen, mit den Ständen nichts einzugehen; der Dauphin entschuldigte sich, daß er ohne den ausdrücklichen Befehl seines Vaters nichts bewilligen könne; er sey auch entschlossen, den Kaiser, seinen Oheim, um Rath zu fragen. Er bath also um Aufschub, und verlegte die Versammlung auf einen anderen Tag. Man fing an, laut zu murren; aber der Herzog von Orleans nahm das Wort, und rechtfertigte auf eine so einleuchtende Art das Betragen des Dauphins, daß der Lermen sich legte.

Die Versammlung trennte sich: verschiedene Deputirten, welche entweder die Folgen befürchteten, oder durch die Staatsräthe gewonnen waren, begaben sich in ihre Provinzen zurück. Einige Tage nachher erklärte der Dauphin mehreren Deputirten, welche er in den Louvre zu sich beschieden hatte, seine Gesinnungen, und befahl ihnen, dieselben den Anderen mitzutheilen. Er sagte ihnen, daß sie sich bis auf weiteren Befehl in ihre Provinzen zurück begeben sollten; daß er sie berufen wolle, wann er es für nothwendig halten werde; für jetzt könne er sich zu nichts entschließen, bevor er von den Gesinnungen seines Vaters unterrichtet sey. Auf diese Art entließ er die Deputirten.

Diejenigen Glieder, welche sich schon als die Schiedsrichter der Regierung betrachteten, geriethen über die Entschließung des Dauphin in nicht geringe Verlegenheit; aber sie mußten sich bequemen. Sie konnten unter keinem Vorwande ihre Sitzungen verlängern, ohne sich als offenbare Empörer hinzustellen.

Indeß die drey Stände von Languedoyl zu Paris über die Staatsverwaltung stritten, zeichneten sich Jene von Languedoc, welche zu Toulouse versammelt worden, durch ihre Ergebenheit aus; sie bewilligten aus eigenem Antriebe angemessene Subsidien zur Unterhaltung eines Heeres; sie beschlossen, daß Niemand, so lange der König noch in der Gefangenschaft seyn würde, weder Gold noch Silber, Perlen und Pelzwerk auf den Kleidern tragen solle.

Le Coq, Bischof und Herzog von Laon, und Stephan Marcel waren die gefährlichsten Feinde der Regierung und die Häupter der Stände von Languedoyl. Ersterer hatte sein ganzes Glück dem Könige Philipp und Johann zu danken, und wurde der grausamste Feind des Königs; Letzterer vereinigte in einem hohen Grade die Arglist mit einer unbändigen Rach- und Herrschsucht. Er war damahls Prevot

der Kaufleute von Paris; diese Stelle so wohl, als daß er sich zum Beschützer der Rechte des Volkes aufgeworfen, brachte ihm ein großes Ansehen zu wege, welches er noch dadurch vermehrte, daß er zum Haupte oder Sprecher des Mittelstandes bey den letzten Generalstaaten war erwählt worden. Er bediente sich desselben, um Angriffe auf die höchste Gewalt zu machen, und dieselbe zu erniedrigen.

Da die Generalstaaten aus einander gegangen waren, ohne Subsidien bewilligt zu haben, so wendete sich der Dauphin an den Prevot und die Schöffen, um einige Unterstützung zu erhalten; sie schlugen ihm aber rundweg alle Hülfe ab, und versicherten ihn, daß sie nichts bewilligen könnten, wenn er nicht die Generalstaaten zusammenberufen würde. Die Versammlung der Stände (1357) war aber kaum eröffnet, als die Nachricht von der Befreyung des Königs von Navarra einlief. Marcel, der Bischof von Laon, und ihre Anhänger triumphirten, und die Hofpartey zitterte. Eine Gefangenschaft von zwanzig Monathen hatte im geringsten nicht den Geist der Rache des Navarresers gemildert, sondern im Gegentheile dieselbe unversöhnlich gemacht. Als er in Amiens eingezogen war, so ließ er die Einwohner versammeln, und hielt öffentlich eine Rede an dieselben, in welcher er sich über die Regierung und die Härte beklagte, womit man ihn während seiner Gefangenschaft behandelt habe. Er ließ alsdann alle Gefängnisse öffnen, und die Gefangenen befreyen.

Seine Anhänger zu Paris sannen nun darauf, seinen Einzug in die Hauptstadt in einen Triumph zu verwandeln. Pecquigny, der Befreyer des Königs von Navarra, der Bischof von Laon und Marcel forderten von dem Dauphin ein freyes Geleite für denselben, welches er nicht verweigern konnte. Von diesem Augenblicke an stellte sich der Bischof von Laon an die Spitze des Staatsrathes, ohne

sich um die Einwilligung des Dauphins zu bekümmern. Sobald der König von Navarra den freyen Geleitsbrief erhalten hatte, so machte er sich in Begleitung mehrerer Einwohner von Amiens, und vorzüglich aller jener Verbrecher, die er aus den Fesseln erlöset hatte, auf den Weg nach Paris. Auf seinem Marsche haranguirte er die Einwohner der Städte und Flecken, durch welche er zog. Bey seiner Annäherung entfernten sich die Deputirten der Städte aus Champagne und Burgund, weil sie nicht für Theilhaber der Befreyung desselben angesehen seyn wollten.

Mitten in dieser Verwirrung wurden die Generalstaaten gehalten, bey welchen sich aber nur Deputirte des dritten Standes und einige von der Geistlichkeit befanden. Der Adel weigerte sich zu erscheinen, weil der dritte Stand alle Gewalt an sich gerissen, und das Übergewicht hatte.

Der Dauphin, welcher auf den Rath gewisser Leute den König von Navarra nachahmte, ließ bekannt machen, daß er in den Hallen das Volk haranguiren werde. Als der Bischof von Laon und der Prevot dieß hörten, so waren sie darauf bedacht, es zu verhindern: sie stellten ihm die große Gefahr vor, sich in die Mitte eines solchen Volkes zu begeben; er ließ sich aber von seinem Vorhaben nicht abbringen, und ging zu Pferde in die Hallen, wo er das in starker Anzahl versammelte Volk so anredete: Ich bin gesonnen, für Euch zu leben und zu sterben. Glaubet nicht, was Einige gesagt und verbreitet haben, als wenn ich Kriegsvölker kommen ließe, um Euch zu plündern und zu Grunde zu richten, woran ich nie gedacht habe. Ich lasse sie nur kommen, um das Volk zu beschützen. Diejenigen, welche die Gewalt und die Regierung in Händen haben, suchen nicht, dem Übel zu steuern. Meine Absicht geht dahin, nun selbst zu regieren, und die Feinde Frankreichs zurückzuschlagen. Ich würde nicht so lange gewartet haben, wenn

nicht die Stände die Herren der Finanzen gewesen wären. Ich habe keinen Pfennig in meiner Gewalt, glaube aber doch, daß diejenigen, welche die Steuern eingenommen haben, Rechnung ablegen werden.

Diese Rede wurde vom Volke sehr gut aufgenommen. Der Prevot und seine Anhänger befürchteten, das Volk möchte sich gegen die herrschende Partey empören: sie versammelten also in dem Hospitale des h. Jakobs eine große Menge Volkes. Da der Dauphin von dieser Versammlung Nachricht erhielt, so begab er sich gleichfalls in Begleitung des Bischofs von Laon, und einiger Anderen dorthin; er ließ durch seinen Sprecher das wiederhohlen, was er den Tag vorher in den Hallen gesagt hatte, und das Gerücht widerlegen, als wenn er dem Könige von Navarra das Versprochene nicht halten wollte. Als der Dauphin die Versammlung verlassen hatte, (der Bischof von Laon war zurück geblieben) so stand Carl Consac, ein Schöffe, auf, und sprach sehr Vieles gegen die Diener des Königs; er sagte, daß unter so vielem Unkraute die guten Pflanzen nicht gedeihen könnten. Nach ihm nahm ein Advocat, von St. Onde, das Wort, welchen die Stände zu einem Generalintendanten der Steuern gewählt hatten; er versicherte, daß weder der Prevot noch die Übrigen von den drey Ständen das Geld in Händen gehabt hätten. Eben so sprach der Prevot, welcher einige Chevaliers nannte, die auf Befehl des Dauphins einen Theil davon empfangen hätten; es sey aber übel angewendet worden. Consac setzte hinzu: der Prevot sey ein Biedermann, und habe Alles, was er gethan, für das Wohl und die Rettung des ganzen Volkes gethan. Wenn dasselbe ihn nicht unterstützen werde, so müßte er sein Heil suchen, wo er könnte. Hierauf schrien Einige seines Anhanges, daß sie den Prevot unterstützen, und gegen Jedermann vertheidigen wollten.

Der Dauphin war nun so glücklich gewesen, das Volk für sich zu gewinnen: aber die Ermordung eines Parlaments-advocaten Regnaut's D'Acy durch einen Bürger gab der Sache auf einmahl eine ganz andere Gestalt. Der Marschall von der Normandie Robert von Clermont, und Jener von Champagne, Johanns von Conflans ließen den Schuldigen aus einer Kirche, in welche er sich geflüchtet hatte, heraushohlen, und ihn aufhängen. Der Prevot versammelte alle Innungen in Waffen, und marschirte mit dreytausend Mann nach dem Pallaste. Er trat in Begleitung einiger Anderen in das Gemach des Dauphin, und redete ihn auf folgende Art an: erschrecket nicht über das, was Ihr sehen werdet; es ist so beschlossen und muß so seyn. Nun stürzten Einige auf den Marschall Conflans, und ermordeten ihn am Bette des Dauphins; Andere auf den Robert von Clermont, welcher sich in ein anstoßendes kleines Gemach retten wollte; er wurde aber verfolgt, und gleichfalls niedergemacht. Der Dauphin gerieth in die größte Furcht, und bath den Prevot, sein Leben zu retten; Marcel antwortete ihm: fürchtet Euch nicht; setzt aber meine Mütze auf, damit man euch kennt. Der Dauphin trug den ganzen Tag diese Mütze. Die Körper der ermordeten Marschälle wurden in den Hof des Pallastes geschleift, wo sie bis gegen Abend zur Schau lagen. Von da begab sich der Prevot in das Stadthaus, und haranguirte aus einem Fenster das bewaffnete Volk: er habe Alles für das allgemeine Beste gethan. Er ersuchte das Volk, ihn nicht zu verlassen. Hierauf schrien Alle, daß sie Alles billigten, und mit dem Prevot leben und sterben wollten. Der Prevot kehrte mit einer starken Anzahl bewaffneten Volkes in den Pallast zurück, und begab sich mit Einigen seines Gefolges in das Gemach des Dauphin: seyd nicht unzufrieden, sagte er, mit dem, was geschehen ist, denn es ist mit dem Willen des Volkes

geschehen. Er ersuchte den Dauphin, im Nahmen des Volkes, Alles gut zu heißen, und allezeit mit demselben zu halten. Der Dauphin billigte und verzieh ihm Alles; er bath die Pariser, sie möchten seine Freunde seyn, er wolle auch der Ihrige seyn. Der Prevot überschickte dem Dauphin zwey Stücke Tuch, um sich und seinen Leuten daraus Mützen machen zu lassen; er versammelte die Deputirten der Städte, welche ebenfalls Alles gut hießen.

Die Absicht der herrschenden Partey war, die Regierungsform zu verändern, und den dritten Stand mit der höchsten Gewalt zu umkleiden; als aber die Pariser den größeren Städten diesen Vorschlag machten, so wurde derselbe einmüthig verworfen; sie konnten es nicht ertragen, daß sich die Hauptstadt eine Obergewalt anmaßete, ohne sie mit den übrigen Städten theilen zu wollen. Der Dauphin benutzte diese ihm günstigen Gesinnungen, und begab sich in das Parlament, wo er sich zum Regenten des Reiches erklären ließ. Er hielt hernach besondere Versammlungen der Stände in einigen Provinzen von Languedoyl, welche sich gehorsam bezeigten, und alle Hülfe versprachen.

Bey so getheilten Gesinnungen würden die Städte, wenn sie sich auch mit den Reformatoren (so nannte man die herrschende Partey) zur Ausführung ihrer Absichten verbunden hätten, große Hindernisse gefunden, den Adel gegen sich gereitzt, und Provinzen gegen Provinzen bewaffnet haben. Anstatt eine demokratische Regierungsform zu errichten, würde doch nur eine aristokratische Herrschaft der Städte zum Vorschein gekommen seyn, an deren Spitze die Burgermeisterinn Paris gebothen und geherrscht hätte.

Der größte Theil des Adels fröhnte zu dieser Zeit, wo der König in Gefangenschaft, die königliche Gewalt gänzlich verschwunden, und der Dauphin zu unmächtig war,

gegen die Feinde derselben zu kämpfen, auf seinen Schlössern nur dem Wohlleben auf eine Art, die über alle Begriffe gehet; zu einer Zeit, wo das Reich durch innere Factionen und auswärtige Feinde an den Rand des Untergangs gebracht war. Der unter dem Joche dieses Adels seufzende Bauernstand, welcher durch den Muth oder die Kühnheit des Bürgerstandes gereitzt worden, konnte nicht länger mehr die Unterdrückung des Adels ertragen, welcher durch seine Unempfindlichkeit dem öffentlichen Elende gleichsam spottete; derselbe faßte also den Gedanken, den Adel — auszurotten. Es entstand ein Bauernkrieg, welcher gleichen Anfang und gleiches Ende wie Jener in Deutschland hatte. Man nannte denselben die Jacquerie, weil der Adel den Bauern Jaques bon homme titulirte. Der Regent war so klug, mit Mäßigung gegen die Landleute zu verfahren, und sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Er sammelte ein Heer, und lagerte sich vor Paris. Der Prevot brachte das Volk wieder unter Waffen, wurde aber von einem Bürger ermordet, als er den Engländern ein Thor öffnen wollte. Die Pariser, welche zuvor mit dem Prevot leben und sterben wollten, empfingen den Regenten mit Freudengeschrey. Auf diese Unterwerfung kam der Tractat von Bretigny bey Chartres zwischen England und Frankreich (1360) zu Stande, vermöge welchem Johann die Freyheit, und England den Besitz von Guienne zurück erhielt.

Carl V. (1364) erwarb sich durch seine Mäßigung, seine Simplicität in Kleidung, und seine Politik den Beynahmen des Klugen. Er erlaubte nur den Landvogteyen an den Gränzen, besondere Versammlungen zu halten, weil Provinzialversammlungen nicht so furchtbar sind. Er vermied die Nothwendigkeit, die Generalstaaten öfters zusammen zu berufen. Er hielt, um das Andenken derselben zu schwächen, oder gar auszulöschen, jene feyerliche Versamm-

lungen, die man nachher Lits de Justice nannte, und aus Bischöfen, Baronen und einigen angesehenen Bürgern von Paris bestanden. Sie stellten gleichsam ein Bild von der Versammlung der Nation in verjüngtem Maßstabe vor. Die Feyerlichkeit und der Glanz, welche in diesen im Parlamente gehaltenen außerordentlichen Staatsberathschlagungen den Thron umgab, war ganz vorzüglich fähig, die Augen der Nation durch das über Alles sich verbreitende Licht der Gerechtigkeit zu blenden. Hier erließen die Könige Edicte, oder setzten sie vielmehr durch, wie jenes berühmte vom J. 1375, in welchem das vierzehnte Jahr als die Zeit der Majorität der Könige bestimmt worden. Überhaupt ist die Majoritätserklärung eine der feyerlichsten Ceremonialhandlungen. Die Gründe, welche Carl in seinem Edicte anführte, sind zu merkwürdig, um sie nicht anzuführen. Er sagt: die Prinzen erhielten eine gute Erziehung, und Gott, welcher die höchste Gewalt ertheile, ermangle auch nicht, sogleich dieselben mit allen Eigenschaften zu schmücken, um einen guten Gebrauch von derselben zu machen. Carl führte sogar die heilige Schrift, und Ovids Kunst zu lieben an, um zu beweisen, daß Jünglinge frühzeitig große Männer seyn können.

Carl V. ist Einer der ersten europäischen Fürsten, welcher die großen Vortheile eines Kronschatzes einsah; der Geldgeiz verleitete ihn aber, der erste Wucherer des Reiches zu werden; er lieh, durch aufgestellte Unterhändler, auf Pfänder; er erkannte schon den jetzt so beliebten Grundsatz, daß ein Fürst reicher seyn müsse, als sein Volk, um dasselbe im Zaum zu halten.

Der König hatte wegen seiner schwächlichen Gesundheit große Besorgnisse für die Zukunft: er ließ also seinen Sohn noch bey seinem Lebzeiten, nach Sitte der ersten Capetinger, krönen, und war darauf bedacht, die Vormund-

schaft und Regentschaft für seinen jungen Nachfolger zu reguliren. Vor seinem Tode (1380) erkannte er noch sein Unrecht, ohne Genehmigung der Stände, wider das klare Recht der Nation, Auflagen auf das Volk gemacht zu haben; er hob sie also wieder auf; — ein sicheres Kennzeichen, daß er seine Macht erweitert hatte.

Carl VI. war erst zwölf Jahr und neun Monathe also alt, als er zur Krone gelangte; der Unstern Frankreichs zögerte nicht, einen Streit über die Vormundschaft und Regentschaft zu eröffnen, der schon das Ansehen zu einem bürgerlichen Kriege hatte. Der Herzog von Anjou erhielt die Regentschaft, welche nur zwey Monathe dauerte; die Herzoge von Burgund und Bourbon theilten sich in die Vormundschaft und Erziehung des jungen Königs. Der Herzog von Berry, welcher keinen Antheil an der Regierung erhalten hatte, begehrte die Statthalterschaft von Languedoc, welche ihm der vorige König wegen seinen Erpressungen abgenommen, und sie dem Grafen von Foix gegeben hatte. Als der Herzog von Berry dieselbe in Besitz nehmen wollte, so weigerte sich das Volk, ihn anzuerkennen. Der junge König war so unpolitisch kriegerisch, daß er selbst mit den Waffen in der Hand diese Provinz dazu zwingen wollte; er überließ es aber dem Herzog von Berry, mit einigen Truppen sein Heil zu versuchen. Es kam zwischen ihm und dem Grafen von Foix zu einem Treffen, in welchem Ersterer den Kürzeren zog. So kündigte sich die Schwäche der neuen Regierung an!

In der zu Paris im November dieses Jahres gehaltenen Versammlung der Stände von Languedoyl leistete der König auf alle seit der Regierung Philipps IV. gemachte Neuerungen Verzicht, und setzte die Nation in alle ihre Freyheiten und Privilegien wieder ein. Die Stände glaubten Wunder, was sie gewonnen, da sie

die Bestätigung ihrer Freyheit mit sparsamen Subsidien erkauft hatten. Sie zeigten weder Würde, noch Kraft und Standhaftigkeit; ihre Uneinigkeit und ihre Furcht flößten der raubgierigen Regierung Muth ein, ihr Wort zu brechen, und die alten Auflagen wieder einzuführen. Bey der Verkündigung derselben brach die Flamme des Aufruhrs in Paris aus. Das Beyspiel der Hauptstadt war das Signal für die Provinzen: man ermordete die Einnehmer der Steuern; Rouen erwählte sich sogar einen König aus der Kaufmannschaft. In dieser Noth wurden die Stände nach Compiegne (1382) zusammen berufen. Der König eröffnete selbst die Versammlung mit den Prinzen und den Kronbedienten. Der erste Präsident des Parlaments both alle seine Beredsamkeit auf, um die Billigkeit der Forderungen des Königs zu beweisen. Man ließ sich hernach in besondere Unterhandlungen mit den Deputirten ein; sie antworteten aber, daß sie von ihren Committenten nur seyen abgeschickt worden, um die Absichten und Gesinnungen des Königs zu vernehmen. Sie versprachen aber, Alles zu thun, um den König zu befriedigen, und in kurzer Frist eine bestimmte Antwort zurück zu bringen. Einige erschienen auch wirklich, aber nur, um den König, die Prinzen und den Staatsrath zu versichern, daß das Volk sich weigere, in die alten Auflagen einzuwilligen. Der Herzog von Anjou, welcher sich für die Verweigerung der Subsidien rächen wollte, zog in der Nachbarschaft von Paris einige Truppen zusammen, und überließ denselben das Land zur Plünderung. Paris rantionirte sich mit einer beträchtlichen Summe Geldes, und erhielt eine Verzeihung des Vergangenen. Der Herzog reisete nun mit dem geplünderten und erpreßten Gold und Silber von Frankreich nach Italien, um die ihm vermachte Krone von Neapel in Besitz zu nehmen, und überließ die ganze Gewalt dem Herzog von Burgund.

Die Unterthanen des Grafen von Flandern hatten sich empört. Der Herzog von Burgund bewog den König, seinem Schwiegervater mit einem starken Heere zu Hülfe zu kommen. Der Sieg, welchen er über die Flamänder bey Rosebeque erfocht, war zu gleicher Zeit eine Niederlage der Pariser, welche sich während der Abwesenheit des Königs empört hatten. Da sie die Rache desselben befürchteten, so gingen sie dem siegreich zurückkehrenden Heere mit einem andern Heere entgegen, um den König zu empfangen, und dem Sieger zugleich Furcht einzujagen. Sie erhielten aber kein Gehör von demselben; er zog in Paris wie in eine mit Sturm übergegangene Stadt ein; die Thore wurden ausgehoben, die Schlagbäume abgenommen, und die Stadt besetzt. Der Herzog von Berry hätte gern alle Einwohner ohne Unterschied des Geschlechtes über die Klinge springen lassen. Indeß der König in der Kathedralkirche für den erhaltenen Sieg sein Dankopfer brachte, und Paris in Todesstille voll banger Erwartung lag, wurden dreyhundert der vornehmsten Bürger eingezogen. Fünfzehn Tage lang rauchte das Blutgerüste. Die Hauptstadt verlor ihr Gemeinderecht, und wurde gleichsam gebrandschatzt. Gleiche Auftritte erfolgten in Rouen, Orleans, Troyes und vielen anderen Städten, wo man unglaubliche Summen von dem unglücklichen Volke erpreßte. Die Truppen wurden nun verabschiedet, ohne ihren Sold erhalten zu haben; es ist leicht zu denken, daß sie das platte Land nicht verschont haben werden.

Der König, oder vielmehr seine Oheime übten so schreckliche Gerichte, damit das Volk sich den Auflagen unterwerfen möchte, welche sie nun aus königlicher Machtvollkommenheit einführten, und auf alle Stände ausdehnten. In Frankreich herrschte nun die Ruhe mehrere Jahre lang, wie sie in Todtenhäusern zu herrschen pflegt. Das Volk war erschreckt, und wagte es nicht, sich aufzulehnen;

es klagte nur gegen die Oheime, und wünschte die höchste Gewalt in minder mächtige Hände. Der König, welcher das Alter der Volljährigkeit schon zurück gelegt hatte, setzte sich aus der Vormundschaft seiner Oheime in Freyheit, und fing nun an, selbst zu regieren. Er gab Paris seine Freyheit wieder zurück, schaffte einige neue Auflagen ab, und erwarb sich um diesen Preis den Beynahmen des Vielgeliebten. Das Schicksal schien aber eine Feindinn der Ruhe dieses Reiches zu seyn: Carl wurde wahnsinnig; die wiederhohlten Rückfälle setzten ihn außer Stand, das Ruder der Regierung länger in Händen zu behalten, welches sogleich die beliebten Oheime an sich rissen, und den Bruder des Königs, den Herzog von Orleans, von der Regierung ausschlossen. Hier fing die Eifersucht und Feindschaft der Häuser von Orleans und Burgund an; dieß ist der Ursprung zweyer Factionen, welche mit ihrem Anhange kämpften, nicht um die königliche Gewalt einzuschränken, sondern bloß, um zu entscheiden, welcher Prinz, und welche Partey das Reich plündern solle. Der Geist der Intrigue und der Sclaverey hatte schon bey der Nation solche Fortschritte gemacht, daß das Volk nur unter der einen und der andern Fahne diente. Alles verkündigte den künftigen Geist der Veränderungen. Der Hof war das Theater der Ausschweifungen, der Prachtfeste, und der Wollüste; der Bruder des Königs und dessen Oheime wetteiferten in prächtigen Wägen und in Livereyen um den Vorzug; die Fackel der Zwietracht und Eifersucht brannte hell zwischen denselben; nur der Durst nach Gold machte dann einen Waffenstillstand, wann er Auflagen auf das Volk geboth. Gift und Meuchelmord herrschten am Hofe wie in der Hauptstadt: es schien, als wenn man den offenbaren Bürgerkrieg zur Zeit noch verabscheuete.

Johann ohne Furcht hatte nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Philipp von Burgund, die Ziegel der Regierung, gerade so wie ein Nachfolger, in die Hände genommen, und den Herzog von Orleans in der Straße Barbette ermorden lassen (1407). Er entwich nach Flandern, und kam wieder zurück, als der Doctor Petit diesen Mord in Gegenwart des Dauphins und der Prinzen von Geblüt gerechtfertigt hatte, welcher den Herzog von Orleans als einen Tyrannen, und den Herzog von Burgund als den Befreyer des Staates hinstellte. Die Herzoginn von Orleans starb vor Schmerz, da der Mord ihres Gemahles ungerochen blieb, und hinterließ die Rache ihrem Sohne dem jungen Herzoge von Orleans. Seine Partey oder Anhänger nannte man jetzt die Armagnaken, weil sein Schwiegervater, der Graf von Armagnak, die Seele derselben war; die Andere hieß jene der Burgunder. Der Ausbruch des Bürgerkrieges war unvermeidlich: beyde Parteyen lagen beständig gegen einander zu Felde; Mord und Brand war der Triumph der Herrschenden. Der Herzog von Burgund hatte den Geist des Königs und sonach die Regierung in seiner Gewalt. Der Herzog von Berry, welchen dieß verdroß, schloß sich an die Gegenpartey an, der die meisten Prinzen anhingen. Der zu Vicetre geschlossene Friede war nur ein Waffenstillstand; die Unruhen fingen von neuem an.

Der Graf von Saint-Pol, welchen der Herzog von Burgund zum Gouverneur von Paris gemacht hatte, wollte den Absichten seines Herrn entsprechen, und errichtete, so zu sagen, eine Leibwache von fünf hundert Mann für denselben und seine Partey, denen er einige der entschlossensten Schlächter von Paris zu Anführern gab — aus einer Zunft, welche sich in neueren Zeiten anerbothen hat, dem Königsmörder Damien stückweise die Haut abzulösen.

Man nannte diese Trabanten der unrechtmäßigen Gewalt Cabochiens, weil Einer ihrer Anführer Caboche hieß. Sie hatten den Befehl, ohne Gnade und Barmherzigkeit alle Armagnaken niederzumachen.

Das Parteyübel wüthete nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen. Beyde Factionen hatten Heere auf den Beinen, und nahmen sich wechselsweise Städte weg; die verbündeten Prinzen waren aber nicht stark genug, um der herrschenden Partey Widerstand leisten zu können: sie faßten also den verderblichen Anschlag, die Engländer zu Hülfe zu rufen. Sobald der König davon Nachricht erhalten hatte, so rückte er mit dem Herzoge von Burgund in's Feld, und belagerte Bourges, in welcher Stadt sich der Herzog von Berry befand. Die Einwohner vertheidigten sich mit so viel Muth und Standhaftigkeit, daß der Herzog von Burgund sein Unternehmen aufgab, und einen Frieden zu Stande brachte, welchen man den Tractat von Bourges nennt.

Beyde Parteyen waren zu erbittert, um eines Friedens empfänglich zu seyn. Der Herzog von Burgund war sehr mißvergnügt, daß der König dem Herzoge von Berry sein Vertrauen schenkte; er suchte also unter der Hand Aufruhr zu erregen. Die Cabochiens begingen solche Greuelthaten, daß der Hof vor ihnen zitterte. Der König sah sich gezwungen, eine weiße Mütze aus ihrer Hand anzunehmen, mit diesem Schmucke in dem Parlamente zu erscheinen, Edicte zu erlassen, welche sie ihm vorgeschrieben hatten, und allen Jenen den Prozeß zu machen, welche sie als Schlachtopfer forderten. So tief war Carl VI. gesunken, dessen Anfälle von Raserey man die Abwesenheit des Königs nannte! Die Blende fiel aber auf einmahl von seinen Augen; er erkannte in dem Herzoge von Burgund den Urheber seiner Sclaverey, der Gesetzlosigkeit, und des all-

gemeinen Elends. Die Armagnaken gewannen wieder die Oberhand; die verbündeten Prinzen näherten sich Paris; der Generaladvocat, Juvenal des Ursins, zog den größten Theil der Bürger von Paris auf die Seite des Königs; die Cabochiens wollten sich widersetzen; es war aber zu spät: sie mußten nach Flandern entfliehen, wohin ihnen der Herzog von Burgund folgte, nachdem er vergeblich gesucht hatte, den König auf der Jagd zu entführen. Er schrieb Briefe an mehrere Bürger nach Paris, und die vornehmsten Städte des Reiches, daß er Truppen versammle, um den König und den Dauphin aus der Gefangenschaft zu befreyen. Der König erklärte dem Burgunder den Krieg, um einen Beweis von der Freyheit seines Willens zu geben, und setzte demselben so stark zu, daß er den Frieden begehrte.

Der Zeitpunct näherte sich, wo das Schicksal Schlag auf Schlag die französische Monarchie heimsuchte, und dieselbe ihrem Untergange nahe brachte. Die gegen die Engländer verlorne und mörderische Schlacht bey Azincourt war gleichsam das Vorspiel alles künftigen Unglücks: zwey Dauphins starben kurz nach einander an Gift in der Blüthe ihres Alters. Carl Graf von Ponthieu ward nun Dauphin, welchen aber das grausamste Los traf, welches einem Kronprinzen zufallen kann: er wurde von der Thronfolge ausgeschlossen, und Heinrich V. von England als der rechtmäßige Erbe der Krone von Frankreich erklärt. Der darüber errichtete Vertrag zu Troyes wurde von dem Könige, der Königinn, dem jungen Herzoge von Burgund und dem Staatsrathe den ein und zwanzigsten May 1420 unterzeichnet.

Diese Revolution ist die seltsamste und unbegreiflichste in der französischen Geschichte: man sollte fast glauben, der König habe der ganzen Nation seinen Wahnsinn mitgetheilt; die Rachsucht einer beleidigten und unversöhnlichen Mutter, und die Raserey und Schwäche eines Vaters machen es be-

greiflich, wie ein Sohn kann enterbt werden; aber die Ausschließung des rechtmäßigen Erben von der Thronfolge in Frankreich, ist eine Begebenheit, deren Triebfedern nur in dem Parteygeiste der Nation, in dem verdorbenen Charakter und Leichtsinne derselben entdeckt werden können. Wie war es möglich, daß das Parlament sich nicht widersetzte? Paris, welches die Partey der Burgunder wieder ergriffen hatte, fast ganz Frankreich unterwirft sich dem Usurpator; die Generalstaaten (1420) selbst bewilligen ihrem neuen Könige eine ganz neue Subsidie, oder ein ganz neues Recht; sie beschließen sogar, den Dauphin, den Mörder des Herzogs von Burgund, überall zu verfolgen, welcher jenseits der Loire bey dem vernünftig gebliebenen Theile der Nation Schutz und Rettung findet.

Der Herzog Philipp von Burgund hatte den Herzog von Orleans ermorden, und seine That auf die abscheulichste Art rechtfertigen lassen; die Freunde des Dauphins ermorden den Sohn des Herzogs von Burgund, und der Dauphin wird auf Betrieb einer unnatürlichen Mutter, ohne Beweis, nicht für den Mörder, sondern für einen Verbrecher der beleidigten Majestät, und der Krone verlustig erklärt!

Der Regent schlug den Sitz seines Reiches zu Poitiers auf. Obschon seine Truppen unter der Anführung des Marschalls la Fayette einen vollkommenen Sieg über die Engländer davon trugen, so blieb ihm doch die Partey der Engländer und der Königinn weit überlegen, und die Herrschende; selbst der Tod Heinrichs V. (1422) brachte keine für ihn vortheilhafte Veränderung hervor. Der Vertrag von Troyes wurde bestätigt, und Heinrich VI. ein Kind von neun Monathen, zum Könige von Frankreich erklärt, indeß der unglückliche Carl VI. mit dem leeren Titel eines Königs in dem Hotel von S. Paul fast ohne Hofhaltung

vegetirte. Die Partey des Regenten selbst nahm täglich ab, da Carl VI. in dem nähmlichen Jahre gestorben war. Er war der unglücklichste König von Frankreich, bey dessen Leichenbegängnisse sich kein Prinz vom Geblüte einfand. Sein Tod rettete Frankreich, so wie Jener Johanns ohne Land England gerettet hat; Carl VII. nahm sogleich den Titel eines Königs an.

Betrachtet man die kritische Lage des Königs, da die reichsten und mächtigsten Provinzen diesseits der Loire mit England hielten, so muß man die Wiedereroberung Frankreichs nur einem politischen Wunderwerke zuschreiben, welches eine Maitresse und eine Jungfer *) bewirkten. Durch den zu Arras (1435) zwischen Carl VII. und Philipp dem Guten, Herzoge von Burgund, geschlossenen Frieden kam der rechtmäßige König zum Besitze des Reiches, welcher seinen Einzug in die Hauptstadt (1437) hielt, die ihn mit der größten Freude empfing. Frankreich befand sich nach der Vertreibung der Engländer in dem nähmlichen Zustande, als vormahls, da dasselbe von den Einfällen und Streifereyen der Normänner war befreyet worden.

Die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kann man als die Epoche eines neuen Geistes der Nation ansehen. Carls VII. Klugheit und Beharrlichkeit hatte über alle Hindernisse gesiegt, und die rechtmäßige Majestät der Nation stieg aus ihrem fast überschütteten Grabe mit neuer Kraft hervor, die aber nach dem Umlaufe einiger Generationen wieder in ihre vorige Schwäche und Unmacht zurück sinken wird. So eng ist in Monarchien das Wohl des Staats mit der Individualität ihrer Beherrscher verbunden! In Carl VII. lag der Same künftiger Veränderungen, welcher in seinem Sohne her-

*) Agnes von Sorel, und die Pücelle von Orleans.

vor keimte, durch die Fortpflanzung sich entwickelte, und später hin die politischen Religionskriege herbey führte.

Die Einführung eines beständigen Soldatenstandes oder der Compagnies d'Ordonnance ward ein tödtlicher Stoß für das Feudalsystem; die zur Unterhaltung derselben eingeführte beständige Steuer brachte die Nation um ihr kostbarstes Vorrecht. Der Grundstein zu dieser Veränderung, welche in einem anderen Betrachte wohlthätige Folgen hatte, war auf der Versammlung der Generalstaaten, und zwar mitten im Kriege gegen die Engländer, zu Mehún-für-Yevre (1426) gelegt worden. Die Nation fing aber an, nach und nach ihre Majestät zu verlieren; die Generalstaaten wurden zwar noch in dringenden Umständen gehalten; aber der Geist der Nation war nach so vielen Ausschweifungen und Verirrungen und nach so vielen fruchtlosen Kämpfen in eine Ermattung gefallen: die Stände glichen alten Tapeten, die man dann und wann dem Volke zur Schau aufstellt. Es war jetzt nicht mehr die Rede von Einwilligung, sondern von Schonung; und bald wird man sich glücklich schätzen, wenn man unterthänige Vorstellungen und Doléances machen darf.

Das Gebäude oder Gerüste der Feudalverfassung, auf welchem die Europäischen Verfassungen überhaupt aufgeführt worden, war nun zum Theile schon untergraben, und wartete auf eine mächtige Hand, welche dasselbe umstürzen sollte, um nicht länger die wirkliche Verfassung zu maskiren. Die Hauptursache von den Fortschritten der königlichen Macht lag in der Vereinigung der großen Lehen und Herrschaften mit der Krone, welche die Verminderung des Feudaldienstes zur Folge hatte. Die Natur des Dienstes wurde verändert, und in Geld verwandelt, um die Truppen zu besolden. Eine große Anzahl von Familien war in den Kriegen und in den Gefängnissen von England umgekommen, und eine beträcht-

liche Zahl Lehen auf reiche Bürger übergegangen. Seitdem die Lehen getheilt, und die Töchter zur Erbschaft zugelassen worden, sind die meisten kleinen Lehen zu Grunde gegangen, so, daß sich nur noch die größeren erhalten konnten. Es ist überhaupt ein großer Unterschied zwischen dem Französischen und Deutschen Lehenswesen: das letztere erhielt sich ohne gar zu große Veränderungen in seinem Zustande. In Frankreich war schon frühe der Plan von dessen Zerstörung entworfen, und von Ludwigs des Dicken Nachfolgern immer weiter, aber mit abwechselndem Glücke, fortgeführt worden: aber der Cardinal von Richelieu und Ludwig XIV. thaten in einigen Jahren mehr, als alle ihre Vorgänger in Jahrhunderten. Die Hauptursache, welche das Lehenswesen in Deutschland gerettet hat, war die beständige Unterscheidung zwischen den Allodialgütern, und den Lehengütern, welche Letztere ohne Einwilligung des Lehensherren mit keinen anderen Lasten, als Jenen der Infeudation, konnten belegt werden. Die meisten Deutschen Kaiser folgten einer entgegen gesetzten Politik, sonst würden sie die eröffneten großen Lehen mit ihrer Krone vereinigt haben. Es ist auch nicht zu läugnen, daß der Charakter der französischen Nation das Werk ihrer Beherrscher ungemein erleichtert hat. So war nun der Oberlehensherr zum Monarchen, und zum einzigen rechtmäßigen Vertheidiger des Reiches geworden, welcher in seiner Person das Recht des Krieges und Friedens ausschließlich vereinigte.

Eine andere, eben so wichtige Veränderung, schuf, in Verbindung mit den Vorigen, gleichsam ein neues Staatsrecht. Das Parlament oder der erste und höchste Gerichtshof von Frankreich hatte eine ständige Form erhalten, und besetzte Schritt für Schritt den Platz, von welchem die Generalstaaten zurück wichen, und trat später hin, wo dieselben nicht mehr berufen wurden, an deren Stelle. Das

Parlament, welches so vielerley Schicksale erfahren, unter dem ersten und zweyten Geschlechte die Volksversammlung, und hernach ein aristokratischer Reichstag geworden war, verwandelte sich seit der Existenz der Generalstaaten in den höchsten Gerichtshof des Königs, welcher aber nicht aufhörte, der Hof der Pairs zu seyn. Die natürliche Richtung dieses Körpers war die Ausdehnung der königlichen Gewalt. Der gefährliche Widerstand, die Unbiegsamkeit, und der Geiz der Generalstaaten mußte die Könige lehren, das Parlament mit einem größeren Glanze zu umkleiden, und demselben zum Andenken und zum Zeichen, daß es der höchste Staatsrath des Königs und der Nation gewesen sey, das Recht zu verleihen, die königlichen Edicte zu registriren, ehe sie zur Ausübung gebracht werden könnten. Die Folge davon war, daß sich die Könige einen geheimen Staatsrath erwählten, um die Stelle des Parlaments zu ersetzen. Das Parlament wurde durch seine Erhöhung nicht wenig aufgeblähet, und fing nach und nach an, die Behauptung aufzustellen, als sey es von den ersten Zeiten der Monarchie die fortwährende Repräsentantinn der Nation; es bildete Grundsätze, um sein Ansehen und seine Macht zu vergrößern. Alles, was es war, hatte es den Königen zu danken; aber das neue System lehrte dasselbe, sich zum Beschützer des Volkes aufzuwerfen, den Königen nun selbst Widerstand zu leisten, und die gesetzgebende Macht derselben negativ einzuschränken. Nach dem Muster des Pariser Gerichtshofes sind auch Parlamente in den Provinzen errichtet worden.

Dieß ist der Geist der Veränderungen, welche auf die neueren Begebenheiten der Nation einen so großen Einfluß gehabt haben, und die Quelle parlamentarischer Revolutionen.

Nach dem Tode Carls VII. (1461) welcher den Hungertod gestorben war, um nicht ein Opfer der Giftmischerey zu werden, bestieg Ludwig XI. den Thron; ein Mann, welcher mit der feinsten Verstellungsgabe und dem ärgsten Mißtrauen in Andere die kräftigste Anlage zu dem entschiedensten Despotismus verband. Das Schicksal schien ihm in einem Zeitpuncte die Krone aufzusetzen, wo der mürbe und kraftlose Stoff der Nation für die Bildung seiner Hand zubereitet war. Er trat die Regierung mit dem Entschlusse an, der allen Ständen gleichmäßige Sclaverey verkündigte, nähmlich, das Reich wie ein erobertes Land zu behandeln, in welchem er, so zu sagen, keinen Schollen breit in den Gemüthern besaß. Ein schlechter Sohn konnte nur ein böser Hausvater des Reiches werden. Aus Haß gegen seinen Vater mißhandelte er die alten Minister und Diener desselben; an ihre Stellen setzte er seine Lieblingsmänner, meisten Theils schlechte und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkte Leute, welche ihm im geheimen Cirkel, den man das Cabinet nennt, jenen Weihrauch opferten, welchen ihm das Volk versagte. Ein solches Verfahren empörte die Gemüther, und brachte Rheims wegen den Auflagen zum Aufruhr, welchen diese Stadt mit ihrem Blute büßte. So stellte Ludwig die Beschwerden ab, und die Ruhe her. Voll Eifersucht und Mißtrauen auf die Prinzen von Geblüt und die Großen peinigte ihn das ausschließliche Gefühl der Selbstherrschaft, welches auf den unbedingten Willen des Einzigen führt. Er wollte nicht so wohl selbst herrschen, als allein herrschen, und trug seinen Staatsrath in seinem Kopfe.

Das Reich genoß einige Jahre den Frieden von außen und von innen, welchen ihm das Blut seiner Bürger geschenkt hatte; aber das Schicksal rächte bald die Pragnerie (ein kleiner Aufruhr des Königs als Dauphin) an dem

arglistigen und widerspenstigen Sohne Carls VII. durch den Bund für das allgemeine Beste. Diese Intrigue war so geheim gesponnen worden, daß Ludwig bey all seinem Mißtrauen und seiner Witterungsgabe nichts ahndete, bis auf einmahl die Fahne des Aufruhrs der Großen überall aufgesteckt wurde. Die Verbündeten, an deren Spitze der Herzog von Bretagne, der Graf von Charolois, der Sohn des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, der Herzog von Berry, einziger Bruder des Königs, der Herzog von Bourbon und mehrere mißvergnügte Großen standen, kriegten, wie sie sagten, für die Erleichterung des Volkes. So sehr hing damahls schon Alles von dem Besitze der Hauptstadt ab, daß Ludwig Sinnes war, nach der Schweiz oder nach Italien zu fliehen, wenn ihm Paris die Thore zugeschlossen hätte. Die Verträge von Conflans und Saint-Maur machten dem Kriege für das allgemeine Beste ein Ende. Diejenigen Prinzen und Herren, welche ihrer Stellen waren entsetzt worden, erhielten dieselben wieder. So wurde das allgemeine Wohl erzielt!

Während Ludwig wechselsweise Intriguen, Unterhandlungen und die Waffen brauchte, um seinen von so vielen Feinden erschütterten Thron zu befestigen, so beschäftigte er sich mit den Mitteln, jene nachtheiligen Gerüchte zu zerstreuen, die man von allen Seiten über die Härte verbreitete, mit welcher er seinen einzigen Bruder, den Herzog von Berry, behandelte, und alle Verfügungen seines Vaters hintansetzte. Diese Vorwürfe betrafen so wohl seine Ruhe als Ehre; er berief also die Generalstaaten nach Tours (1468), um die Appanage seines Bruders zu bestimmen, im Grunde aber, um nichts bestimmen zu lassen. Er hatte sich des großten Theils der Deputirten versichert, durch Befehle die Wahl der Provinzen bestimmt, und vorzüglich durch seine

Freygebigkeit diejenigen zum Voraus gewonnen, welche ihm fähig schienen, die Menge mit sich fortzureißen, und sie durch ihre Beredsamkeit zu betäuben. Er war unumschränkt in seinem Kopfe; er würde es in allen seinen Handlungen, und besonders im Puncte der Generalstaaten gewesen seyn, wenn nicht noch die höchste Gewalt in ihrer Ausübung überall Hindernisse gefunden hätte: sie mußte Schritt für Schritt das Land erobern, welches der besiegte und weichende Feind (die Nationalfreyheit) verließ. Ludwig erschien selbst in der Versammlung, nicht, um sie in ihren Berathschlagungen zum Besten zu leiten, sondern diejenigen Glieder schüchtern zu machen, welche sich seinem Willen widersetzen, und seinen Bruder begünstigen möchten. Er kehrte die ganze Ordnung der Sitzungen und Berathschlagungen um, und setzte an deren Stelle eine Art tumultuirender Acclamation, durch welche die sich erhebenden Stimmen der Einzelnen erstickt wurden. Eben so hatte er durch allerhand Mittel und Wege die mächtige Tongeberinn, die Hauptstadt eingeschläfert, und gleichmäßig die übrigen Städte des Reiches überlistet. Er versprach Vieles, um nichts zu halten, oder wenig zu geben; er eröffnete der Versammlung, daß er in alle Stände des Reiches ein zu vollkommenes Vertrauen habe, um sie nicht zu Schiedsrichtern der Streitigkeiten mit seinem Bruder zu machen, sie könnten also, ohne dieses Vertrauen zu zerstören, keinen anderen Gegenstand zur Sprache bringen; es sey im Gegentheile für das allgemeine Wohl sehr ersprießlich, dasselbe zu befestigen, und zwar um so mehr, als er, nach dieser Probe von der Ergebenheit der Stände, sich nicht mehr entschlagen könnte, sie in den wichtigsten Geschäften, vorzüglich der Auflagen wegen, um Rath zu fragen, deren Einnahme von Tage zu Tage beschwerlicher werde; er wolle also zur Vermeidung jeder Hinderniß alles Ceremoniel auf die Seite legen, jenes ausgenom-

men, welches die königliche Würde betreffe, die im ganzen Glanze in seiner Versammlung erscheinen müße.

So verhüllte Ludwig XI. hinter die Worte von Vertrauen und Gleichheit die offenbarste Gewalt und die gemessensten Befehle, nach seinem Willen zu schiedrichten, und sich mit keinen anderen Gegenständen, das ist, mit der Regierung und Form derselben, zu befassen; im widrigen Falle drohete er ihnen, die Generalstaaten nicht mehr zusammen zu berufen. So tief war schon die Nation gesunken, daß sie es nicht wagte, die vor dem Schatten ihres Ansehens zitternde höchste Gewalt bey der Rechte zu fassen, und derselben, wenn auch nur das leiseste und bescheidenste Wörtchen ihrer Freyheit in's Ohr zu flüstern! Die Stände versprachen, dem Könige in Allem zu dienen, wenn der Herzog von Berry die vertragenen Bedingnisse nicht annehmen würde; sie versprachen ferner, Alles das zu thun, was der König darüber verordnen und befehlen werde, da sich die Stände nicht so oft versammeln könnten; sie willigten zum Voraus in Alles, was der König ihr Herr, ohne eine Versammlung der Stände abzuwarten, nach Billigkeit und den Reichssatzungen gemäß thun würde. Eine solche Stimmung prophezeyhte die gänzliche Slaverey der Nation. Ludwig erhielt ohne große Mühe die stärkste Subsidie von den Ständen, die keiner seiner Vorfahren erhalten konnte, das Opfer der Freyheit; ein augenscheinlicher Beweis, daß die Nation ihre Versammlung durch Repräsentanten für kostspielig und selbst für lästig anzusehen anfing. Mably scheint sich zu irren, wenn er glaubt, daß die Versammlugen der Notables, oder der angesehensten Männer aus den drey Ständen des Reiches, erst unter Franz I. aufgekommen seyen; sie waren das Werk Ludwigs XI. und, wie Mably bemerkt, eine um so schädlichere

Gewohnheit, da dieselben die Freyheit zu begünstigen schienen, ihre Grundveste aber umstürzten: denn die Wahl der Notables hängt gänzlich vom Könige oder dem Hofe ab.

Ludwig XI. war der Erste, welcher sich den Titel der Majestät umkleidete, welche zeither ein ausschließliches Eigenthum der Deutschen Kaiser war. Er machte beträchtliche Veränderungen in der französischen Miliz; er schaffte die von seinem Vater errichtete Franc-Archers ab, setzte zehn tausend Mann Infanterie an ihre Stelle, und verleibte sie den Schweizern ein, mit deren Cantons er einen feyerlichen Bund geschlossen hatte. Ludwig vermehrte aber so sehr die Auflagen, daß sie sich auf 24 Millionen nach jetzigem Gelde beliefen. So sehr er auch Despot war, so lehrte ihn doch seine Klugheit, sich die Hauptstadt geneigt zu erhalten, welche ihm ihre schönsten Privilegien zu danken hatte. Er erweiterte auch das Reich durch die Erbschaft der Grafschaft Provence und die Vereinigung von Anjou und Le Maine. Unter seiner Regierung wurde der Same der Feindschaft zwischen Frankreich und Österreich ausgestreut. Ludwig XI. war von außen gefürchtet; Ludwig XIV. und Cromwell waren es gleichfalls. Er rühmte sich, die Könige außer den Pagenstand gesetzt zu haben. So sehr er auch in Ceremonialhandlungen im Glanze der Majestät sich zeigte, so war doch sein Äußeres gewöhnlich so cynisch, daß er sie dadurch zu verringern schien.

Ludwig verwendete nicht die geringste Sorge auf die Erziehung und Bildung seines Sohnes und Nachfolgers, welchen er immer von sich entfernt, und gleichsam in Gefangenschaft hielt. Carl VIII. trat in einem Alter von dreyzehn Jahren und zwey Monathen (1483) auf den Thron; ein Alter, welches immer die Kabalen der Großen, Unruhen und Bewegungen verkündigt. Es konnte nicht die Rede von Regentschaft seyn; man stritt nur, wer das Reich ver-

walten solle? Da zu gleicher Zeit sich Klagen über die vorige Regierung erhoben, so begehrten die Prinzen von Geblüt die — Zusammenberufung der Stände. Dieser Vorschlag setzte alle getreue Anhänger des jungen Königs in große Bestürzung. „Diese große Versammlung, sagten sie, sey das Gegengewicht der königlichen Gewalt, und es viel zu gefährlich, das Volk in der Gewohnheit zu lassen, mit seinem Herrn zu rechten und zu streiten. Und in welchen Umständen suche man die ganze Masse desselben in Bewegung zu setzen? Das Volk erliege unter den Auflagen, und sey fast ganz verzweifelt; die Clerisey ihrer Vorrechte beraubt, die Großen verfolgt, und in Gefängnisse eingesperrt; alle Stände verabscheueten das Andenken Ludwigs. Kann nicht der Haß gegen den Vater auf den Sohn zurückfallen? wer soll ihn in Schutz nehmen?"

Man konnte leicht voraus sehen, daß die Prinzen aus persönlichem Interesse dem Volke schmeicheln, und den Samen ausstreuen würden, um sich nothwendig zu machen, und aus den Verbindungen des Herzogs von Orleans mit Frankreichs Feinden einen bürgerlichen Krieg und jenes Elend prophezeihen, von welchem erst kurz das Reich befreyt worden. Diese trübe Aussicht wurde noch mehr durch die Angriffe auf des Königs rechtmäßige Geburt verdunkelt. Bey solchen Umständen würde es gefährlich gewesen seyn, den Prinzen, welche sich zu Beschützern des Volkes aufgeworfen hatten, die Berufung der Generalstaaten abzuschlagen, da dieselben nicht unterlassen haben würden, die Regierung zu beschuldigen, als wenn sie das Volk seiner Bürde und Lasten nicht erleichtern wollte; die Verzweiflung des Einen, und die Herrschsucht des Anderen könnten die schrecklichsten Auftritte herbeyführen. Man kam also zuvor, und opferte der allgemeinen Rache einige Lieblinge des vorigen Königs, und berief die Stände nach Tours. Die

aufbrausenden Wellen legten sich, und der umwölkte Himmel des Hofes heiterte sich auf, indeß die Prinzen auf den Provinzialversammlungen für die Wahl der Deputirten — arbeiteten.

Der König hielt seinen feyerlichen Einzug in Tours (den 14ten Jan. 1484), und eröffnete den folgenden Tag die Generalstaaten. Die Schwester des Königs, Anna, Frau von Beaujeu, wurde als Gouvernantinn bestätigt, obschon der Herzog von Orleans alles Mögliche anstrengte, um die Hauptgewalt als erster Prinz von Geblüte in die Hände zu bekommen. Es wurde ein Staatsrath von zwölf Personen, nebst den Prinzen von Geblüthe, erwählt, ohne dessen Einwilligung nichts Wichtiges beschlossen werden sollte; aber alle diese Maßregeln hatten nicht die gewünschte Wirkung: die Gouvernantinn, welcher ihr Vater seinen ausschließlichen Geist hinterlassen zu haben schien, wollte allein regieren; sie umgab ihren Bruder mit Männern, deren sie versichert war, und welche das Gute nicht thun wollten, oder konnten. Der Herzog von Orleans empfand ein großes Mißvergnügen, sich aller Gewalt beraubt, und seine Anhänger von dem Könige entfernt zu sehen, welcher nicht wenig Lust hatte, sich von demselben aus der schwesterlichen Gefangenschaft entführen zu lassen. Der Herzog, welchem sein Anschlag nicht gelang, mußte nach Bretagne entweichen. Wir übergehen alle die Intriguen, Bewegungen und den von ihm erregten bürgerlichen Krieg, wenn man denselben so nennen darf, der aber eine wichtige Folge hatte. Der Herzog von Orleans brachte nach seiner Versöhnung und dem Tode des Herzogs von Bretagne die Vermählung zwischen dem Könige und der einzigen Erbinn dieses Herzogthumes zu Stande (1491), welche aber dem Römischen Könige Maximilian schon versprochen war. Die Feindschaft Österreichs und Frankreichs wurde dadurch noch

mehr vermehrt, und brach in einen Krieg aus, an welchem England und Spanien, die über die wachsende Macht Frankreichs eifersüchtig geworden waren, Theil nahmen; er wurde aber bald geendet, und der Friede diente nur dazu, die Zurüstungen zur Eroberung des Königreiches von Neapel zu veranstalten, welches nur bestimmt zu seyn schien, das Ballspiel der Päpste, und das Theater der sonderbarsten Revolutionen zu seyn.

So unglücklich auch der Ausgang des Italienischen Krieges für Frankreich war, welches zu demselben mit einer Art blinder Kreuzfahrerwuth hingerissen worden, so merkwürdig ist er doch für ganz Europa, dessen Mächte bis auf diesen Zeitpunct kein gemeinsames Band der Politik verkettet hatte; Italien lieh ihnen das System des Gleichgewichts, welches mit all seinem Wohl und Wehe bis jetzt nur auf dieses in viele kleine Staaten zertheiltes Land eingeschränkt war.

Frankreich genoß während der Regierung Carls VIII. innere Ruhe; die Nation hatte ihre Augen auf die Siege desselben gerichtet, ohne durch seine Unfälle den Muth zu verlieren, und der unruhige und kriegerische Adel seine häuslichen Streitigkeiten vergessen, weil er in Italien sich für die Gelegenheit zu entschädigen hoffte, die ihm zu Hause ein schwacher und guter König gezeigt hatte. Obschon derselbe die Steuern mit den Generalstaaten auf 150000 Livres regulirt hatte, so trieb er sie doch unter anderen Benennungen so hoch, daß sie im J. 1492 sich auf 800000 Livres nach damahligem Werthe beliefen, ohne dazu noch andere von den vornehmsten Städten geforderte Abgaben zu rechnen.

Mit Carls VIII. Tode (1498) endigte sich die gerade Linie Philipps von Valois. Die Ordnung der Thronfolge hatte schon eine solche Festigkeit gewonnen, und man betrachtete den Herzog von Orleans schon so lange als den präsumtiven Thronerben, daß er ohne die geringste Schwie-

rigkeit unter dem Nahmen Ludwigs XII. auf den Thron stieg. Auf der zu Tours (1506) gehaltenen Reichsversammlung wird eine Sprache der Nation üblich, welche von der vorigen sehr verschieden ist. Vormahls legten die Sprecher den Königen die Beschwerden der Nation vor, und führten denselben das allgemeine Elend zu Gemüthe; jetzt aber hat sich die Sprache geändert: die Nation entwirft ein Gemählde aller vom Könige erhaltenen Wohlthaten, und kann nicht umhin, demselben ihren Tribut von Lobeserhebungen zu Füßen zu legen. Mancherley Umstände vereinigten sich, diesen unterthänigen Geist, oder wenn man lieber will, die Dankbarkeit der Nation zu entschuldigen. Ludwig XII. hatte seine Thronbesteigung mit den edelmüthigsten Gesinnungen bezeichnet. Es ist Monarchen so leicht, edelmüthig zu bonmotiren! Aber Ludwig zeigte, daß sein Spruch „der König rächet nicht die Streitigkeiten des Herzogs von Orleans" aus dem Herzen kam, und in Handlungen überging. Die Verminderung der Steuern und Auflagen war eine um so auffallendere Erscheinung für das Volk, als der König durch seine angenommenen Titel Kriege verkündigt hatte. Innere Ruhe und auswärtige Siege, welche mit keinen zu starken Steuern verbunden sind, fesseln ein Volk an seinen Beherrscher; Eroberungen erheben das Gefühl einer Nation, und vermehren den Stolz der Bedeutenheit; die Sache des Königs wird des Volks Sache, obschon in Monarchien dasselbe den geringsten Vortheil von den Eroberungen hat. Glückliche Kriege vermehren selten das Glück der Völker, wenn sie nicht nothwendige Bedingnisse desselben sind, wie zum Beyspiele die spätere Eroberung von Elsaß und Lothringen war. Die unter Carl VIII. angefangenen, und unter Ludwig XII. fortgesetzten Italienischen Kriege waren mit allen ihren Siegen nur blendende und vorüber gehende Meteore. Der Besitz von Mailand und

Neapel würde Frankreich nur geschwächt, erschöpft, und seinen Feinden Blößen gegeben haben. Die häusliche Politik schien den Gewinn innerer Kräfte durch die Vereinigung von Bretagne nicht fühlen, und in dem stillen Genusse und der Ausbildung derselben den unerschütterlichen Grundstein künftiger Nationalgröße nicht legen zu wollen; die äußere Politik war so schwankend, daß Ludwig der Ligue von Cambrai beytrat (1508), und sich mit seinen Feinden gegen seinen sichersten und weisesten Bundesgenossen, die Republik von Venedig, vereinigte. Aber die Vereinigung großer, vorzüglich rivaler Mächte, für einen Augenblick, ist die Schwächung derselben, und dient nur dazu, die Kluft der nachherigen Trennung zu vergrößern. Neue Verbindungen haben wieder neue Kriege zur Folge: die Franzosen wurden endlich durch die verlorne Schlacht bey Novara aus Italien vertrieben (1513), und Ludwig von Heinrich VIII. von England, dem Kaiser Maximilian und den Schweizern in seinem eigenen Reiche angegriffen. So hinterließ Ludwig XII., der Vater des Volkes, nachdem er sich von seinen Feinden hatte Gesetze vorschreiben lassen, (1515) den Scepter Franz I.

Seit Carls VIII. und Ludwigs XII. Regierung hatten sich große politische, religiöse und merkantilische Veränderungen gleichsam in einander verschlungen, um der Welt eine andere Gestalt zu geben, und neue Verhältnisse unter den Menschen hervorzubringen; die europäischen Staaten wurden in eine Bewegung gegen einander gesetzt, die mit neuen Zusammensetzungen und Trennungen erst im westphälischen Frieden aufhörte. Die Morgenröthe der Wissenschaften ging zu gleicher Zeit mit der wachsenden Macht der Fürsten auf, und die Buchdruckerey wurde so zu sagen erfunden, um mit derselben gleichen Schritt zu halten. Deutschland war wiederum vom Schicksale bestimmt worden, das neu aufgelegte

Joch der entarteten Römer, die Fesseln der Meinungen, abzuschütteln, und Reiche der forschenden Vernunft zu stiften. Diese religiöse Revolution hatte politische Veränderungen zur Folge: der in Frankreich ausgestreute Same der Reformation, oder von Calvins Lehre konnte nur unter den italienischen Kriegen gedeihen; die Ungerechtigkeit, womit Franz I. einen Prinzen von Geblüte verfolgte, verschaffte der neuen Religion die Bourbons zu Häuptern, welche in der Folge den Thron nur erschütterten, um ihn zu befestigen.

Als Franz I. den Thron bestieg, hatte die Nation fast das Andenken ihrer Freyheit verloren, oder sie schien vielmehr, dieselbe nicht zu wünschen. Die Art, wie dieselbe das Parlament von Paris betrachtete, und die Errichtung mehrerer solcher Gerichtshöfe in den verschiedenen Provinzen hatte die Begriffe der Nation verändert, und alle Stände erkannten den König auch als ihren höchsten Richter. Nichts hat überhaupt mehr die Unterwerfung als eine beständige und fortdauernde Gerechtigkeitspflege befördert. Der Adel, welchem nicht sowohl die Gelegenheit als der Muth fehlte, unter der Fahne irgend einer Partey zu dienen, und die königliche Gewalt zu ängsten, war nun froh, einen jungen, nach Kriegsruhm dürstenden König an der Spitze zu haben, welchem die häusliche Muse ekelte. Vormahls suchten die Fürsten Kriegsarbeit im Auslande, weil sie zu Hause noch eingeschränkt waren, und sich mit dem bloßen Regieren nach den Gränzen der Verfassungen langeweilten. Franz I. ging auf Abenteuer aus entgegen gesetzten Grundsätzen, weil er über die jetzigen Gränzen der Ruhe und der Unterwerfung seines Reiches die Gegenstände nicht erblickte, welche ihm die Politik seines reiferen Alters zeigte. Der Connetabel von Bourbon, welcher wie ein zweyter Coriolan sich in die Arme Kaiser Carls V. warf, um sich zu rächen, ist der auffallendste

Beweis von der Richtung, welche der Geist der Nation genommen hatte; die königliche Macht war schon so fest gegründet, daß der angesehenste Prinz vom Geblüte keine Partey finden konnte, um einen bürgerlichen Krieg zu erregen, oder die ihm zugefügte Unbild zu rächen.

Die vielen und blutigen Kriege, in welche sich Franz I. verwickelte, oder verwickelt wurde, — eine Folge der sonderbaren, fast immer das Gleichgewicht, um welches man zu kämpfen sich die Miene gab, zerstörenden Verbindungen, erschöpften Frankreich, und brachten es wieder auf den Punct, wo es vor dem Tode Ludwigs XII. gestanden war, wo sich auch Ludwig XIV. am Ende seiner Machtperiode gefunden hat. Die Schlacht bey Pavia, in welcher Franz in die Gefangenschaft seines Nebenbuhlers gerieth, hatte nicht die Folgen, und konnte sie nicht haben, welche jene Johanns hervor gebracht hatte. Alles blieb ruhig, und Franz kehrte vernünftiger aus Madrid zurück. Er hatte den größten Theil seines Lebens den Kriegen und Vergnügungen gewidmet: jetzt fing er an, sich mit seinem Volke zu beschäftigen, aber nicht wie ein Fürst, der gemeinschaftlich mit demselben zu Rathe geht, sondern wie ein Monarch, der dasselbe fürchtet. Alexander, sagt Tavannes, pflegte der Liebe, wenn er sonst nichts mehr zu thun hatte; aber Franz widmete sich nicht eher den Geschäften, als da er nicht mehr im Stande war, der Liebe zu pflegen. Der Vertrag von Madrid, welcher der Krone so nachtheilig war, und die Unabhängigkeit derselben anzutasten schien, zwang ihn gleichsam, sich an das große, aber vergessene, Wort, Generalstaaten, zu erinnern, und dasselbe bey seinem Feinde vorzuschützen: Er fühlte in diesen kritischen Augenblicken die Majestät der Nation.

Die Regierungspolitik Franzens kann man nicht besser als aus den Lehren ermessen, welche Catharina von Medicis

ihrem Sohne, Carl IX. gab. Sie führte ihm die Mittel zu Gemüthe, welche seinem Großvater die Provinzen in Unterthänigkeit erhalten haben. Sie bestanden darin, daß er ein Nahmensverzeichniß aller derjenigen hatte, welche von angesehenen Häusern in den Provinzen waren, und bey dem Adel und der Clerisey, in den Städten und bey dem Volke in großer Achtung und Ansehen standen. Er suchte sie zu gewinnen, und zu befriedigen, damit sie durch ihr Beyspiel Alles in Unterthänigkeit erhielten, und ihn sogleich von den geringsten Bewegungen in den Provinzen benachrichtigten. Durch die nähmliche Politik und Künste brachte Franz I. die ausdrückliche und beständige Union des Herzogthums von Bretagne mit der Krone zu Stande, welche eigentlich sein letztes und wichtigstes Werk war.

Heinrich II. verkündigte seinen Regierungsantritt (1547) durch Ministerialveränderungen, die gerade die entgegengesetzten Maximen seines Vaters verriethen. Die Maitresse des vorigen Königs räumte nun einer Andern, der Herzoginn von Valentinois, den Platz, oder vielmehr den Thron. Der Hof war vormahls nichts weniger als der Sammelplatz des Vergnügens; Anna von Bretagne war die Erste, welche die Langeweile und Stille desselben durch Weiber ausfüllte; Ludwigs XII. ernster Blick hielt sie noch in den Gränzen ihres Berufes zurück; unter Franz traten sie mit allem ihrem Glanze und ihren Ansprüchen auf. Die Morgenröthe des Luxus und der milderen Sitten hatte noch nicht so stark auf die Höflinge gewirkt, um ihre Kriegs = und Jagdmanieren mit einer entsprechenden Galanterie zu verwechseln. Diese große Veränderung schien den Cardinälen und den angesehensten Bischöfen des Reiches vorbehalten zu seyn, da der geistliche Stand auch hier den Vorsprung vor den Layen genommen hatte. Franz I. berief sie an seinen Hof, um den Herzogen, Grafen und Marquis zu Mustern und Bey-

spielen des feinen Welttons zu dienen, und den Hof glänzender zu machen. Es befanden sich nicht weniger als zwölf Cardinäle an demselben: der Staatsrath glich ganz vollkommen einer National-Kirchenversammlung. Die Minister Heinrich II. welche ihren doppelten Einfluß am Hofe, und am Ende von dem geistlichen Heere in dem Staatsrathe überflügelt zu werden befürchteten, sannen nun darauf, dieselbe auf eine gute Art zu entfernen. Man schickte also unter mehreren Vorwänden sieben Cardinäle nach Rom, um in dem aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehenden Conclave für das Interesse Frankreichs zu arbeiten.

Die Minister hatten kaum den Hof und den Staatsrath von ihren Nebenbuhlern befreyt, als zur nähmlichen Zeit, da Heinrich einige Provinzen besuchte, um die Ruhe derselben zu befestigen, in Saintonge und dem Angoumois wegen der Salzsteuer ein Aufruhr ausbrach, dessen Feuer sich bis in Guienne und nach Bourdeaux verbreitete. Das Volk beging die größten Grausamkeiten, vorzüglich in Bourdeaux, wo dasselbe den Gouverneur Moneins in Stücke zerhackte, und sie mit Salz bestreuete. Der Adel und die Geistlichkeit blieben dem Könige gehorsam, weil sie keine Salzsteuer bezahlten. Es marschierten sogleich zwey Armeen gegen die Aufrührer, deren Eine der Connetabel von Montmorency führte, welcher die Stadt Bourdeaux schrecklich bestrafte: hundert der vornehmsten Bürger wurden aufgehangen, die Privilegien der Stadt verbrannt, und dieselbe zu einer Geldstrafe von 200000 Livres verdammt. Ein Theil des Rathhauses wurde niedergerissen, an dessen Stelle eine Kapelle erbauet, um für die arme Seele des Herrn von Moneins zu bethen, und das Parlament seiner Verrichtungen suspendirt, vermuthlich, weil dasselbe den Aufstand begünstigt hatte.

Die Steuern, welche durch die immerwährenden Kriege gestiegen waren, trugen zur Vermehrung und Vergrößerung von Paris bey; eine Menge Landleute flüchteten sich nach dieser Stadt, um dem Drucke der Steuern zu entgehen, und bevölkerten die Vorstädte: eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß die N.. kömmlinge derselben hier ihre Rächer werden sollten!

Die vielseitigen Kriege, die Heinrich führte, brachten ihn, wie seine Vorfahrer, an den Rand des Abgrundes, wovon ihn seine Feinde selbst retteten. Der Verlust der Schlacht bey St. Quentin (1557) war, nach Bolingbroke's Bemerkung, ein Glück für Frankreich, und brachte die Regierung zu sich selbst. Italien wurde aufgegeben, um Frankreich zu erhalten, und der Herzog von Guise aus Ersterem zurückberufen. Franz I. hatte nach dem Vertrage von Madrid einen Augenblick seine Zuflucht zu der Nation genommen: Heinrich berief in dieser kritischen Lage eine Versammlung der Notables nach Paris, um Rettungsmittel auszufinden, das ist, die Auflagen zu erhöhen.

Es war vielleicht kein Zeitpunct, in dem die Zusammenberufung der Stände nöthiger gewesen wäre, als in diesem. Die unerhörte Härte und Grausamkeit, womit die Regierung Aufruhr und Ketzerey bestrafte, hatte schon dem Könige einige Millionen Unterthanen entfremdet, die nur auf einen günstigen Augenblick harreten, um sich zu rächen, und von der Verfolgung zu befreyen. Die Gegenstände der Streitigkeiten waren so beschaffen, daß die ganze Nation gehört werden mußte. Es war die Frage, ob man die reformirte Religion annehmen oder verwerfen, und im letzteren Falle, ob man sie dulden solle? Die Vorrechte des Thrones kamen hier nicht ins Spiel: der König würde sie im Gegentheile vermehrt, vom römischen Stuhle unabhängiger gemacht, und die Religionskriege entfernt haben. In

Religionssachen entscheidet aber immer das Privatinteresse derjenigen, welche das Regierungsheft in Händen haben. Das einzige und wahre Interesse des Königs bestand darin, ich will nicht sagen, Heinrichs VIII. von England Beyspiele zu folgen, und die Reformation selbst zu leiten, sondern die neue Religion zu dulden, und derselben eine reichsgesetzmäßige Bürgerlichkeit zu verleihen: dadurch würde er die Widersprüche in seiner Politik vermieden, die protestantischen Stände Deutschlands gänzlich an sich gefesselt, und der Übermacht Österreichs einen so stärkeren Damm haben entgegen setzen können. Die Toleranz paßte aber nicht in den Plan der Höflinge und Maitressen, welche sich mit den eingezogenen Gütern bereichern wollten, und noch weniger in jenen des herrschsüchtigen Guise, welcher den Grundstein seiner Größe auf die Unterdrückung der Ketzerey bauen wollte.

Heinrich II. erweiterte seine Gränzen durch die Besitznehmung von Metz, Toul und Verdün, und verjagte die Engländer gänzlich aus seinem Reiche; seine Regierung überhaupt ist ein Beweis, daß selbst unter einem schwachen Könige die höchste Gewalt Fortschritte machen, und sich in ihrem ganzen Glanze, wenn man so sagen will, zeigen kann, wenn sie von entschlossenen und kräftigen Männern manipulirt wird. Der Herzog von Guise, und später der Cardinal von Richelieu sind die auffallendsten Beyspiele davon, nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere, wie die Vorältern der Capetinger, für seine eigene Größe arbeitete, indem er die Macht des Königs, gleichviel durch welche Mittel, zu erhöhen und zu befestigen schien. Letzterer war ein um so geraderer Despot, als er keinen Stand, oder keine Classe der Unterthanen aus Nebenabsichten zu schonen hatte. Die Herrschaft der Guisen konnte sich nur mit dem Untergange ihrer Nebenbuhler erhalten: der daraus entstandene Streit

war so eng mit der Monarchie selbst verbunden, daß sie derselben den Umsturz drohete.

Das Unglück Frankreichs wollte es, daß unter Heinrichs II. Nachfolger, Franz dem Zweyten, (1559) einem Könige ohne Laster und ohne Kopf, große Menschen wie in einem Mittelpuncte zusammen trafen, zu einer Zeit, wo der Thron gleichsam erledigt zu seyn schien, um dem Zwischenreiche der herrschenden Partey Platz zu machen. Die Prinzen von Bourbon, welche von der Regierung in der äußersten Erniedrigung gehalten wurden, strebten nicht nach der Krone, wie sie beschuldigt wurden, sondern waren nur für die Erhaltung derselben besorgt; die Erfahrung zeigte auch, was die sogenannten Abkömmlinge Carls des Großen, was der Herzog von Guise, jetzt Majordomus von Frankreich, auszuführen Willens waren. Franz II. hatte zwar das Alter der Volljährigkeit zurückgelegt; aber die Minderjährigkeit seines Geistes, welche eine Reichsverwaltung forderte, gab den Prinzen von Bourbon gerechte Ansprüche auf dieselbe, wie es in den verflossenen Zeiten herkömmlich war. Ein minder schwacher König würde die Prinzen durch Statthalterschaften und Einkünfte beruhigt, das Schwert in der Scheide gehalten, und seine gehäßige Lieblinge von sich entlassen haben.

Es war ein gewöhnlicher Gemeinplatz in dem Munde der damahligen Staatsmänner und Politiker, daß die Religionsveränderung den Untergang der Monarchie nach sich ziehe: wer also die neue Religion zu begünstigen, oder dieselbe nicht zu verfolgen rathe, der wolle den Untergang des Königs, und sey also ein Feind des Staates. Schon damahls hätte man mit der Erfahrung diesen Satz widerlegen, und beweisen können, daß die Religionsveränderung katholischer Staaten selbst die fürstliche Macht erweitere, und die Unterthanen viel enger mit dem Staate und dessen Repräs-

sentanten verbinde. Wenn Religionsveränderungen vom Volke ausgehen, und bis an die Stufen des Thrones steigen, so ist es die höchste Zeit und unbedingte Politik der Fürsten, dieselben als Vertheidiger und Beschützer zu umfassen; nur dann werden sie den Regenten gefährlich, wenn der geringste Theil einer Nation sich zu derselben bekennt; wenn die Bekenner derselben von der herrschenden Religion verfolgt werden. Dieß war der Fall unter der vorigen, und noch mehr unter der jetzigen Regierung, wo die Anzahl der Anhänger der neuen Religion sich noch nicht über zwey Millionen Menschen erstreckte, die aber die Verfolgung in einen fürchterlichen Körper vereinigte — zu einer Zeit, wo die Staatsverwalter im Geiste schon Usurpatoren waren, und von dem gesündern Theile selbst der Katholischen dafür angesehen wurden, und ihren unterdrückten Gegnern keine andere Waffe übrig ließen als die Verzweiflung. Die Maitresse Heinrichs II. und der Herzog von Guise verfolgten die Reformirten, nicht um den König, sondern sich und ihre Anhänger mit den konfiscirten Gütern zu bereichern. Die Politik des Majordomus erlaubte ihm nicht die Duldung der Reformirten, weil er die Katholischen schon als seine Unterthanen betrachtete: Verfolgung lag so tief in dem Plane seiner angemaßten Heerschaft, daß er bey der religiösen Scheidung des Reiches eine wirkliche Trennung und gar eine Feudalzerstückelung befürchten mußte.

Die Staatsverwaltung unter Heinrich II. hatte das Reich in Schulden gestürzt. Die Guisen verabschiedeten also unter dem Vorwande der Ökonomie einen Theil der Officiere von der Maison des Königs, die aus lauter alten Militären bestanden. Sie hatten es als eine Belohnung ihrer Dienste angesehen, daß der König sie unterhielt: aber jetzt war ihnen auch diese letzte Hülfsquelle abgegraben, deren Beraubung sie in Verzweiflung stürzte. Die Politik

der Guisen verfehlte hier ihren Zweck. Zu diesem beträchtlichen Corps Mißvergnügter gesellte sich noch eine Menge anderer Militärpersonen, welche Pensionen suchten, und ihren von den letzten Kriegen noch rückständigen Sold forderten. Man konnte sie nicht befriedigen, ohne neue Auflagen zu machen: Die Nation war aber erschöpft. Der Cardinal von Lothringen, der Finanzminister, wußte dieß nur zu wohl: er nahm also, um das Volk zu schonen, zu einem so abscheulichen und zugleich so grausamen Hülfsmittel die Zuflucht, daß man dasselbe kaum wahrscheinlich finden würde, wenn es nicht die Geschichte mit unverwerflichen Zeugnissen der Nachwelt aufbehalten hätte. Er ließ zu Fontainebleau, wo sich der Hof aufhielt, Galgen aufrichten; er drohete, alle Supplikanten, die sich nicht entfernen würden, aufhängen zu lassen. Der unglückliche Haufe verschwand voll Schrecken, kam in die Provinzen zurück, und theilte dort Jedermann seinen Unwillen mit. Das Feuer glimmte schon unter der Asche, und brennbare Materien häuften sich an: der Ausbruch des Brandes konnte nicht ferne mehr seyn.

Die Gesundheit des jungen Königs verschlimmerte sich von Tage zu Tage: man brachte denselben nach Blois, um eine reinere Luft zu genießen. Die Übelgesinnten hatten unter dem Volke das Gerücht verbreitet: „der König, welcher ganz aussätzig sey, bade sich in dem Blute der Kinder.“ Die Dörfer, wodurch die Reise des Hofes ging, waren fast gänzlich verlassen: das Volk floh vor Franz II.

So war die Lage Frankreichs beschaffen, als die Prinzen von Bourbon und ihre Anhänger auf Mittel sannen, den Guisen die Reichsverwaltung zu entreißen, sie zu verjagen, und den gefangenen König zu befreyen. Der in Rathschlägen fruchtbare und unerschöpfliche Admiral von Coligni, welcher den Aufstand in einen Religionskrieg umklei-

dete, verschaffte ihnen eine Menge rüstiger und entschlossener Streiter und die Unterstützung protestantischer Fürsten. Da in Frankreich der Erfolg, und gewisser Maßen die Rechtmäßigkeit einer Empörung nicht so wohl gegen den König, als gegen die in seinem Nahmen ausgeübte oder mißbrauchte Gewalt von dem Besitze der Person desselben abhängt, so wurde beschlossen, sich des Königs zu versichern. Die Verschwornen mußten dieses Palladium in ihrer Mitte besitzen, damit die Völker ihrer Herrschaft Gehorsam bezeigten, und sie anerkannten.

Die vorzüglichsten Beschwerden der Mißvergnügten bestanden in dem Despotismus der Guisen, und in der Verweigerung, die Generalstaaten zusammen zu berufen. Es ist unstreitig, daß die Guisen noch vor dem Ausbruche der Verschwörung eine Ordonnanz in der Form eines Placards erließen, in welcher ein Jeder, wessen Standes er auch seyn möge, für einen Feind des Staates und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt wird, welcher von der Berufung und Versammlung der drey Stände sprechen würde. Diese Ordonnanz war Eine von Jenen, welche die Noth der Umstände abzwang, in einem Zeitpuncte der Verwirrung, wo man entweder Alles verweigert, oder Alles zugibt, um es wieder zurück zu nehmen, wenn die Gefahr des Sturmes vorüber ist. Schon in den ersten Tagen von Franzens II. Regierung hatte der König von Navarra, das Haupt der Bourbons, es auf sich genommen, im Nahmen der Mißvergnügten, welche schon eine beträchtliche Zahl ausmachten, dem königlichen Staatsrathe die Generalstaaten vorzuschlagen; die Guisen wußten es aber auch damahls auf eine entschlossene Art zu vereiteln. Bey der großen Gährung der Gemüther, die der Verschwörung von Amboise vorher ging, und bey der Entdeckung der-

selben sahen die Guisen wohl ein, daß die Mißvergnügten das Nähmliche begehen würden. Schon der Nahme „Generalstaaten" jagte ihnen Schrecken ein; sie stellten also dem Könige vor, daß sein Volk auf denselben Jenem gern Gesetze vorschreiben möchte, von welchem es sie doch nehmen müsse: das Volk würde seinen Staatsrath so verändern, das heißt, mit anderen und solchen Personen besetzen, daß man Ihn gleichsam unter der Zuchtruthe hielte.

Obschon sich ein neues Gefühl der Freyheit unter einem Theile der Nation zeigte, so ist es aber doch unwidersprechlich, daß die Berufung der Stände, in dem Zeitpuncte, wo man sie begehrte, nicht sowohl der königlichen Gewalt nachtheilig gewesen wäre, als vielmehr die Verwirrung vermehrt haben würde. Die religiöse, aber ungleiche Scheidung der Nation, das Interesse beyder Religionstheile, das Übergewicht der Katholischen, welche mit den Guisen ganz verbunden waren, hätte nur einen um so auffallenderen Bruch zur Folge gehabt. Der Gegenstand des Streites war die Religion und die höchste Gewalt; der Preis des Sieges war nur Letztere, nach welcher beyde Parteyen strebten; der Wechsel der Heftführer würde schwerlich ersprießliche Folgen für die Freyheit der Nation gehabt haben, obschon die mißvergnügten Prinzen die Erleichterung derselben und die Befreyung vom Despotismus auf dem Schilde führten. Wenn der Prinz von Condé die Oberhand erhalten hätte, so waren unter der reformirten Partey politische Secten und Trennungen zu befürchten. Der Adel hatte selbst unter Franz I. Regierung noch nicht den Geist der Feudalunabhängigkeit verloren: die Gefangenschaft desselben hatte wohl keine Unruhen, aber doch Mißbräuche hervor gebracht, deren Wirkungen schlimmer sind, als jene der offenbaren Gewalt; nach seiner Befreyung hatte er Commissäre in die Provinzen ge-

schickt, die aber vergeblich das umgegriffene Übel einzuschränken gesucht hatten. Die Gewalt der Statthalter war so unumschränkt in den Provinzen, daß sie kleine Könige vorstellten; eine gleiche Unabhängigkeit affectirten die übrigen Großen auf ihren Herrschaften. Wenn die Guisen mit ihrer Ambition nicht die ganze Monarchie umfaßt, und dadurch die Einheit derselben gerettet hätten, so würden sie durch die Bemächtigung einer oder der anderen Provinz den Großen überhaupt das Signal zur allgemeinen Zerstückelung gegeben haben. Das Föderationssystem eines benachbarten Reiches war so sehr die Lieblingsidee der Großen, daß es noch unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. spuckte, und dem Marschall von Biron den Kopf kostete.

Das Volk, und vorzüglich die Anhänger der reformirten Religion hatten gleiche Projecte, die ihrem Geiste angemessen waren. Duldung würde sie zu den entschlossensten Monarchisten gemacht haben; Verfolgung flößte ihnen den Republikanismus ein. Genf war, so zu sagen, das Haupt und die Mutter der reformirten Kirchen im südlichen Frankreich; so wie die Verschwörung von Amboise oder die Rechtmäßigkeit des Aufstandes von Gottesgelehrten und Doctoren dort ihre Sanction erhalten hatte, eben so würde der Geist dieses Freystaates gewirkt, und aristokratische und demokratische Republiken hervor gebracht haben. Man glaube nicht, als sey dieß bloße Muthmaßung; man findet davon unwidersprechliche Spuren: Tavannes beschuldigt die Reformirten ausdrücklich, daß sie den Schweizern ähnliche Freystaaten errichten wollen.

Bey dem Ausbruche des ersten bürgerlichen Krieges unter dem zehnjährigen Carl IX. (1562) befand sich das Reich mit einer Schuld von zwey und vierzig Millionen belastet, die in einer Zeit von nicht weniger als vierzehn Jahren unter der Finanzverwaltung des Cardinals von

Lothringen entstanden war: denn Heinrich II. hatte mehrere Millionen Ersparniß in dem Staatsschatze des gewiß nicht ökonomischen Franz I. vorgefunden. Die Freyheit der Nation ist im eigentlichen Verstande mit dem Verluste des Einwilligungsrechtes in Steuern verloren gegangen, und mit der Eroberung desselben wieder erobert worden. Die königliche Macht befand sich in den Händen der herrschenden katholischen Partey, oder der Guisen: denn der König von Navarra, welcher die Partey der Hugonotten verlassen hatte, war ein Subaltern derselben, und diente nur dazu, ihre Herrschaft zu bemänteln. Die Hauptstadt des Reichs, welche von dem stärksten Religions- und Parteyhasse entflammt, und jetzt eine Guisinn, wie vorher eine Burgunderinn war, entschied gewisser Maßen das Schicksal des Reichs und der Krone. Sie war im vollkommensten Verstande der Sitz und die Hauptfestung der königlichen Macht, aber nicht des Königs, sondern Jener, welche sie besaßen, und ausübten. Wäre Paris nicht so wohl dem Könige als der herrschenden Partey nicht getreu geblieben, so würde sich mit der Religion auch die Verfassung des Reichs schon damahls verändert haben. Die Anzahl der Reformirten hatte sich mit der Verfolgung vermehrt: die neue Religion hatte ihre Anhänger unter allen Ständen, unter dem Adel, der hohen und niedern Geistlichkeit, und selbst in den Parlamentern. Die Regierung, deren Macht von dem Katholicismus der Pariser einzig abhing, war darauf bedacht, dieses fast unüberwindliche Bollwerk von verdächtigen Personen zu reinigen. Das Parlament, in welchem, so zu sagen, eine Glaubensparität sich erhob, empfand die Schärfe und Ahndung des Hofes in einer von Heinrich II. (1559) gehaltenen Mercuriale, wo fünf Parlamentsräthe gefänglich eingezogen, und der verdächtige und unschuldige Dübourg

dem Staatskatholicismus in den Flammen geopfert wurde. Aller Verfolgungen ungeachtet hielten doch die reformirten Prediger ganz geheim eine Synode zu Paris; die herrschende Partey kam aber durch ihre Inquisition der weiteren Verbreitung in Paris zuvor.

Wenn der Prinz von Condé die Schlacht bey Dreux gewonnen hätte, so würde es, sagte Montlüc, um Frankreich geschehen gewesen seyn; der Staat hätte sich mit der Religion verändert.

Nach dem bey Orleans geschlossenen Frieden (1563) und der Majoritätserklärung Carls IX. kehrte die königliche Gewalt auf eine kurze Zeit und precaire Art in die Hände des Königs und seiner Mutter, der Catharina von Medicis, zurück, und wurde in den folgenden Kriegen ein Raub der Factionen. Nichts charakterisirt mehr die aufgelöste öffentliche Gewalt, als die Associationen und Verbindungen der Unterthanen, um dieselbe zu theilen, und sie sich wechselsweise zu entreißen. Die Katholiken, welche den Kirchen der Hugonotten etwas entgegen setzen wollten, errichteten die Brüderschaften des heiligen Geistes. Einige Großen der katholischen Partey, welche in die versatile Politik der Königinn-Mutter ein Mißtrauen setzten, machten eine Ligue, welche den Hof in nicht geringe Bestürzung warf, weil man von Verbindungen mit auswärtigen Fürsten, und von Krigsrüstungen sprach. Montlüc gab dem Könige den Rath, sich zum Haupte dieser Conföderation zu erklären, welches auch geschah. Diese Conföderation des Königs, wlche die Vertheidigung und Erhaltung der königlichen Gewalt zum Zwecke hatte, ist die Mutter von jenem Ungeheuer, welches späterhin die heilige Ligue genannt wurde

Im Jahre 1574 entstand eine andere viel furchtbarere und gefährlichere Partey, welche man die Politiker nannte. Es befanden sich unter denselben die Gemäßigten

von beyden Religionen und Parteyen. Das Haupt dieser neuen Faktion war der Herzog von Alençon, ein Bruder des Königs. Der Hauptzweck dieser Verbindung bestand dem Anscheine nach in der Reform des Reiches, und in der Vertreibung der Ausländer, worunter man die Italiener verstand. Die Hugonotten, welche von derselben unterstützt wurden, errichteten eine allgemeine Conföderation; beyde waren also im Grunde nur Eine und Dieselbe. Man nannte die Politiker Atheisten; aber ihre Anzahl vermehrte sich so stark, daß sie (1575) eine Versammlung zu Nismes hielten, um die Verfassung des Reiches zu verändern. Durch den Vertrag, welchen sie dort unterzeichneten, wurde der Grund zu einer neuen Art von Republik gelegt, welche aber nie exstiren konnte, weil sie dem (damahligen) Geiste der Nation, wie Mably bemerkt, und dem Interesse derjenigen entgegen war, welche die Staatsgewalt in den Händen hatten; es war ein Funken, der auf untrennbare Materien fiel, und von selbst erlosch. Dieses konnte der königlichen Gewalt oder der Monarchie nicht nachtheilig werden, weil die im Aufruhre begriffene Nation in ihren Parteyhäuptern die Monarchie — liebte.

Die Hugonotten, welche sahen, daß der Hof in ihre Fodrungen nicht einwilligte, beschlossen, sich in einen solchen Verheidigungsstand zu setzen, daß sie wie ein politischer Körper und nicht wie Unterthanen und Rebellen mit dem Könige handeln könnten; sie errichteten also eine neue Confödeation, welcher La Rochelle durch La Noues Überredung beytat. Ihre Bewegungen zwangen den König, drey Heere auf ie Beine zu stellen. So entstand der fünfte bürgerliche Krie; der Friede, welcher demselben ein Ende machte, (157) und den Hugonotten sehr vortheilhaft war, gab der heilgen Ligue ihre vollendete Gestalt, oder ihr Da-

seyn, zu welcher der Cardinal von Lothringen auf dem Concilium zu Trient schon den Grund gelegt haben soll. Heinrich III. welchem Carl IX. (1574) den Krieg gleichsam hinterlassen hatte, erklärte sich zum Haupte der Ligue, weil er sie als eine förmliche Verschwörung gegen seine Person und seine Gewalt betrachtete; sie war es auch wirklich; schon hing die Scheere über seinem Kopfe, um ihn zum Mönchen zu machen; aber für diese Schmach war dem letzten Valois ein Dolch bestimmt, den die Hand des Parteyfanatism führte.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Obschon die bürgerlichen Kriege, welche während einem Zeitraume von vierzig Jahren Frankreich mit so vielem Elende und Unruhen überzogen haben, so große Bewegungen und so ausgezeichnete Unternehmungen von einer Seite enthalten, welche ganz vorzüglich fähig sind, den Denkern Stoff zu heilsamen Lehren darzubiethen, so sind sie doch auch von der anderen Seite in dem Gange selbst so verwirrt und so verwickelt, daß die Triebfedern vieler Bewegungen nicht erblickt, und viele in Berathschlagungen gefaßte Entschlüsse nicht begriffen werden können, so wie viele Dinge räthselhaft scheinen, weil die Kenntniß der Privatinteressen durch verschiedene Deckmäntel, womit sie überzogen sind, verhindert wird. Viele vortreffliche Köpfe haben sich in der That bemühet, die Hindernisse zur Einsicht so fruchtbarer Gegenstände zu überwinden, da sie die Begebenheiten, welche sie mit vielem Fleiße und lobenswürdiger Nachforschung gesammelt haben, der Welt vor-

legten; aber der Schwierigkeiten sind in jeder Art so viele, und es entstehen unter der Hand so starke Hindernisse, daß die Mühe, eine Menge so wichtiger, großer, aber gleichsam vergrabener, und unter dem Schutte der bürgerlichen Unruhen und Kriege verborgener Begebenheiten an's Tageslicht zu bringen, und das Andenken derselben in einer wohlgeordneten Erzählung der Nachwelt zu überliefern, keinen geringeren Nutzen in der Zukunft stiften wird, als sie in der Verflossenheit hätte haben können. Da ich nun durch den Lauf meines sonderbaren Schicksales von den ersten Jahren meiner Kindheit in die innersten Gegenden Frankreichs bin gebracht worden, wo ich während einer langen Zeit meines Aufenthaltes ein Beobachter der merkwürdigsten und verborgensten Umständen so ausgezeichneter Begebenheiten gewesen bin, so wußte ich keinen würdigeren Gegenstand zu fruchtbaren Betrachtungen zu wählen, um die mir verliehene Muße meines Alters nützlich anzuwenden, als den Ursprung und Fortgang dieser Unruhen zu beschreiben. Obschon die ersten im Jahre tausend fünf hundert und sechzig erfolgten Kriegsunruhen in der That die Zeit meines Alters übersteigen, da ich bey dem Anfange der bürgerlichen Kriege nicht gegenwärtig seyn konnte, so habe ich aber doch gesucht, mich von denselben durch die nähmlichen Personen zu unterrichten, welche damahls das Staatsruder führten, und durch die vollkommene und besondere Kenntniß der nacherfolgten Begebenheiten wurde mir das Glück beschieden, bis auf die Wurzeln den entferntesten Ursprung derselben zu verfolgen. In dem Umfange dieser Geschichte wird der ganze geheime Lauf der bürgerlichen Kriege erzählt werden, welche unversehens nach dem Tode Heinrichs II. ausgebrochen waren, im Fortgange, durch die Zwischenkunft fremder Mächte, mit abwechselndem Glücke geführt (ohne daß man gewisse Unfälle vorher sehen können), und

nach dem Tode dreyer Könige unter der Regierung Heinrichs IV. geendigt wurden.

Um dem Körper dieser Geschichte eine ausgebildete Gestalt zu geben, finde ich für dienlich, den Ursprung der Französischen Monarchie in wenigen Perioden darzustellen; und da ich den Samen der Begebenheiten auffasse, deren Ursprung von den entferntesten Zeiten erzählt werden muß, so handle ich wie ein Baumeister, welcher die Fundamente des Gebäudes legt, und ebne alle Schwierigkeiten, um eine vollkommenere und hellere Kenntniß zur Betrachtung der neueren Begebenheiten zu erlangen. Sollte ich in der Ausführung dieses schweren Werkes weder durch Beredsamkeit, noch durch scharfsinnige Gedanken glänzen, so bin ich doch weit entfernt, jenen Einflüssen zu unterliegen, welche gewöhnlich die Federn der Geschichtschreiber zu leiten pflegen, und hoffe, ein Werk in der gehörigen Ordnung beginnen, und Begebenheiten entwickeln zu können, welche ich viele Jahre lang durch den Zutritt in die Cabinette der Könige, und im Felde in den ersten Reihen der Heere selbst erfahren habe.

Zweytes Kapitel.

Ursprung der Französischen Monarchie; Salisches Gesetz; Rechte und Prärogativen der Prinzen von Geblüt.

Während das Römische Reich durch den Schrecken seiner Waffen die Majestät seiner Monarchie unterstützte, welche in einem weiten Umkreise den größeren Theil der damahls bekannten Welt umfaßte, so fühlten einige wenige Völker, welche theils durch ihren edlen Wildwuth, theils durch unüberwindliche Schwierigkeiten der Natur geschützt wurden, nicht das Joch der allgemeinen Sclaverey, weil sie in jene Gränzen eingeschränkt waren, die ihnen die Natur vorgezeichnet hatte. Sie strebten mehr die Freyheit ihres väterländischen Bodens zu vertheidigen, als andere Völker zu bekriegen, und durch die Waffen irgend einen Theil ihrer Länder zu erwerben. So hatten die Parther Euphrat's Ufer zum Gränzstein ihrer Tapferkeit. Eben so wurde dadurch noch mehr im Occidente die Ungestüm der Deutschen Völkerschaften über dem Rheine zurückgehalten. Als aber in der Folge die Herrschaft der Römer, entweder durch ihre übermäßige Größe gedrückt, anfing, aus den Fugen zu weichen, oder durch die Veränderung der alten Sitten ganz offenbar abzunehmen begann, so griffen die barbarischen Völker, welche lange eigener Vertheidigung wegen an den Gränzen Krieg geführt, den Zaum durchbissen, und die Fesseln der Furcht abgeschüt-

telt hatten, von allen Seiten die römischen Provinzen an, und stifteten durch die Besitznehmung der Glieder eines so edlen Körpers neue Herrschaften und Reiche. Dadurch wurden die Nahmen so vieler kriegerischen Nationen, welche bis jetzt innerhalb ihren Gränzen in ihrer eigenen Dunkelheit gänzlich begraben lagen, mit großem Geräusche bekannt; daher kam es, daß diese Waldvölker, welche wetteifernd die fruchtbarsten und besten Länder der Welt eroberten, denselben nicht nur allein in Sitten, Kleidung, Sprache und Gebräuchen in kurzer Zeit eine andere Gestalt gaben, sondern auch noch die Regierungsform, die Stände der Menschen und ihre Nahmen veränderten; denn allenthalben drangen sich mit den neuen Völkern neue Herrschaften ein; nicht allein Brittanien wurde durch die Angeln, welche es in Besitz nahmen, in England verwandelt, sondern auch Pannonien erhielt von den Hunnen, ihren Beherrschern, die Benennung Ungarn, so wie viele andere Provinzen in Europa und Afrika; an den Gränzen Italiens selbst gaben die Longobarden dem Staate der Lombardey ihre Regierungsform und ihren Nahmen. Unter allen diesen Völkern, welche ihre Heimath verließen, um die Länder und Besitzungen anderer sich zuzueignen, war keines, welches mit der Französischen Nation verglichen werden kann, was die Größe ihres Reiches, die gleiche Regierungsart, ihren Muth und ihre siegende Waffen, und was über Alles ist, die Länge der Jahre und ihre Dauer betrifft; denn die berüchtigten Einfälle der Ostrogothen, Visigothen, Hunnen, Vandalen, und der Longobarden verschwanden zum Theile wieder, dem Wallfische gleich, welcher mit einem schnellen und unerwarteten Glanze die Augen blendet, vorübergeht, und in einem Augenblicke unsichtbar ist; zum Theile hatten sie einen so schwachen Fortgang, daß sie in kurzer Zeit ihre Herrschaft und ihre Größe verloren. Aber die Französische Nation

machte sich, nachdem sie die vornehmsten Nationen bekämpft und besiegt hatte, von dem edelsten und besten Theile Europens Meister, welcher durch Volksmenge mächtig, durch Reichthümer blühend, durch edelmüthige und glorreiche Thaten berühmt, und majestätisch in der Fortdauer seines Reiches ist, das sich nach einem Laufe von tausend und fünfhundert Jahren bis zur gegenwärtigen Zeit *) in derjenigen unverletzten Regierungsform erhalten hat, wie sie bey seinem Ursprunge auf eine gesetzmäßige und natürliche Art festgesetzt worden ist. Diese Völker, welche wir heut zu Tage Franzosen nennen, und in den verflossenen Jahrhunderten Franken genannt wurden, sind entweder aus den entferntesten Gegenden Asiens gekommen, wie einige der neuesten Geschichtschreiber dafür gehalten haben, oder ursprünglich, nach der Meinung der gründlichsten Schriftsteller, aus Germaniens Schooße entsprossen. Gewiß ist es, daß sie zur Zeit des Verfalles des Römischen Reiches jenes gegen Norden liegende Land bewohnten, welches sich zwischen Bayern und Sachsen längst dem Rheine hin erstreckt, und noch bis jetzt nach diesem Volke (zum Theile) Franken heißt. Anfänglich hielt sie der Schrecken der Römischen Waffen auf dem heimischen Boden gedrängt beysammen, welcher von einem kleinen Umfange war, und nur ein hartes Leben fristete; aber mit der Zeit vermehrte sich ihre Anzahl so stark, wie es bey allen Völkern zu gehen pflegt, welche die kälteren Gegenden bewohnen, daß das Übermaß der Bevölkerung weder von den Gränzen des Landes länger gefaßt, noch von demselben mehr ernährt werden konnte. Als die Furcht vor der Römischen Macht verschwunden war, so hielten sie, gereitzt durch das Beyspiel

*) In welcher der Verfasser seine Geschichte schrieb.

ihrer Nachbaren, eine allgemeine Versammlung, in welcher beschlossen wurde, sich von einander zu trennen, und in zwey besondere Nationen zu theilen, deren Eine in dem Besitze des Landes zurück bleiben, die Andere aber auf gut Glück auswandern, und mit den Waffen in der Hand ein schöneres, fruchtbareres und größeres Land suchen sollte. Dieser Entschluß gedieh ohne einiges Hinderniß zur Ausführung; Jeder gab seine Einwilligung zur Abtheilung; und obschon diejenigen, welche das Los der Auswanderung traf, sich nicht vor den Gefahren einer so großen Unternehmung fürchteten, da sie heldenmüthig, und an die Mühseligkeiten des Krieges gewöhnt waren, so hielten sie doch dafür, daß es nicht rathsam sey, Alles auf den Zufall ankommen zu lassen, sondern ein auf reife Überlegungen, und darnach gefaßte Entschlüsse gegründetes Regiment einzuführen. Sie versammelten sich also auf den umliegenden Feldern der Saale, eines Flusses, um alle jene Dinge in Ordnung zu bringen, welche auf die bevorstehende Unternehmung sich bezogen 1). Da man nun Allen zu Gemüthe geführt hatte, daß die unsichere Verfassung eines tumultuarischen Regiments nicht hinlänglich sey, um ihren Endzweck so leicht zu erreichen, so entschlossen sie sich, vor Allem, die künftige Regierungsform mit allgemeiner Einwilligung festzusetzen. Als Völker, welche seit so vielen Jahrhunderten gewöhnt waren, unter der Herrschaft eines einzigen Fürsten zu leben, und überdieß noch aus der Erfahrung wußten, daß die monarchische Verfassung Jenen

---

1) Paulus Diaconus, Machiavelli, und Davila setzen bey diesen Auswanderungen zu regelmäßige, vorher bestimmte Maßregeln und Einrichtungen voraus, wie Gibbon in einer Note zum neunt. Kap. seiner Geschichte t. 1. p. 422. Ausg. Basel, ganz richtig bemerkt hat.

am angemessensten sey, welche nach der Erweiterung ihrer Herrschaft, und nach größeren Erwerbungen streben, entschlossen sie sich, einen König zu erwählen, welchem alle Macht des gemeinen Wesens übertragen werden sollte. Mit einer so großen Gewalt verband man die Bedingniß, daß das Reich in der Familie des zu Erwählenden erblich seyn solle, um dadurch für die Zukunft, wenn man von Zeit zu Zeit neue Fürsten erwählen müßte, allen bürgerlichen Unordnungen zuvor zu kommen, welche sehr leicht daraus entstehen, und irgend eine Unternehmung ohne ihr Verschulden vereiteln könnten. Sie erkoren also einstimmig Pharamunden 2) zu ihrem Könige, wie es geschieht, wenn die Vornehmsten des Volkes mehr das gemeine Beste zum Ziele sich vorstecken, als ihrem Ehrgeitze oder Privatinteresse fröhnen. Er war Einer von Markomir's Söhnen, und ein Fürst, der nicht nur allein seiner Geburt nach aus jenem Geblüte entsprossen war, welchem seit vielen Jahrhunderten diese Nation gehorsamt hatte, sondern er zeichnete sich auch noch

---

2) Mit Pharamund machen gewöhnlich die Französischen Geschichtschreiber den Anfang der Fränkischen Geschichte. Die neuesten Kritiker erklären denselben für einen Romanritter; (S. Meusels Geschichte von Frankreich, in der allgem. Welthist. t. XXXIII.) Vertot zweifelt, ob er über den Rhein gekommen sey, da man von seinen Eroberungen nichts wisse. (S. Dissert. sur l'origine des Loix Saliques in dem t. II. Des Etats Généraux et autres Assemblées nationales, Paris 1788). Nichts desto weniger betrachten ihn die Franzosen als ihren Numa Pompilius, welcher die rohen Franken durch Gesetze und Einrichtungen geschlachter gemacht habe, und fangen gewöhnlich mit demselben ihre Geschichten an. (S. Histoire Univ. Moderne t. XXXIV. p. II. Paris 1785.)

Staatliche Bibliothek Passau

durch seine Tapferkeit und Weisheit aus; man willigte auch ein, daß die nähmliche Macht, und der nähmliche Nahmen auf seine männlichen Nachkommenschaft sich forterben, in der Ermangelung rechtmäßiger Erben das Recht an das ganze Volk zurückfallen solle, einen neuen König zu wählen. Da aber die höchste Gewalt ohne gehörig bestimmte Einschränkung sich in eine zerstörende Unumschränktheit bald zu verwandeln pflegt, so wollten sie zugleich bey der Wahl des Königs einige beständige, und für immer unveränderliche Gesetze einführen, welche den kurzen und bündigen Ausdruck des allgemeinen Willens enthielten, was so wohl die Thronfolge als jeden andern Theil der künftigen Regierungsform beträfe. Diese Gesetze, welche von ihren Priestern, nach einem alten Gebrauche die Salier genannt, vorgeschlagen, und auf Feldern, die von der Saale die nähmliche Benennung hatten, dekretirt wurden, hießen die Salischen Gesetze, und waren nach der Errichtung des Reiches die ursprünglichen und Grundgesetze. Nachdem man diese Haupteinrichtung gemacht, und über alle andere Gegenstände einig geworden war, welche sich so wohl auf ihre Verfassung, als den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung nothwendig bezogen, so gingen sie unter der Anführung ihres ersten Jahr 419. Königes Pharamund um das Jahr vierhundert neunzehn nach Christi Geburt über den Rhein, um Gallien zu erobern, und überließen die Herrschaft von Franken ihrem alten Fürsten Markomar.

Gallien wurde noch von den Römischen Kaisern beherrscht, hatte aber viel von seiner ersten Stärke und Größe so wohl durch bürgerliche Streitigkeiten, als durch die Einfälle und Wuth mehrerer barbarischen Völker verloren, durch welche dasselbe schon lange Zeit war geplündert und verheeret worden; das Fränkische Heer fand also viel weniger Schwierigkeit, Eroberungen zu machen, als die Römer

Jahrhunderte vorher. Die Eroberung geschah aber nicht ohne großen Widerstand, und erforderte eine lange Zeit, weil die zum Schutze dieser Provinz bestimmten Römischen Legionen sich mit den Galliern zur eigenen Vertheidigung verbanden, und des ersten Königs Pharamund Unternehmung bis zu dessen erfolgtem Tode aufhielten. Er hinterließ die Vollendung seines Werkes und die Regierung des Volkes seinem Sohne Clodio. Er war von einer wilden Gemüthsart; und nachdem er in der ersten Blüthe seiner Jahre die Einwohner des Landes bekämpft, besiegt, und die Römischen Besatzungen verjagt hatte, fing er zuerst an, in jenem Theile Galliens zu herrschen, welcher dem Rheine am nächsten lag, und nach einmüthiger Meinung der Schriftsteller das Belgische Gallien genannt wurde. Ihm folgte Meroväus; man weiß aber nicht sicher, ob er sein Bruder oder Sohn war; er mußte aber doch sein nächster Blutsverwandter nach der Verfügung des Salischen Gesetzes gewesen seyn. Durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen dehnte er seine Herrschaft bis an Paris aus, und faßte in den Gegenden des Celtischen Galliens festen Sitz. Da er nun glaubte, so viel Land erobert zu haben, als sowohl zur Erhaltung seiner Völker, als zur Errichtung einer gerechten und gemäßigten Regierung erforderlich war, so schloß er die Laufbahn seiner Eroberungen, stellte den Frieden her, umfaßte beyde Nationen unter einem Nahmen, und gründete auf gemäßigte Gesetze und ein friedfertiges Regiment das Reich der Franken in Gallien. Dieß war der Ursprung und der Grundstein dieser Monarchie, in welcher die Thronfolge der Könige aus dem nähmlichen Stamme eben so fest und unveränderlich geblieben, als die erste Regierungsform durch alle Jahrhunderte mit einer Art religiöser Ehrfurcht beobachtet worden ist, ohne daß entweder die gebiethende Gewalt oder die Kraft der Gesetze das Geringste von

dem ursprünglichen Ansehen und dem alten Glanze durch die Länge der Zeit verloren hätten. Diese im Anfange durch den festen und allgemeinen Willen der ganzen Nation aufgerichteten Gesetze schließen das weibliche Geschlecht von der Thronfolge aus, und lassen einzig nur die nächsten männlichen Anverwandten zu, damit durch die fortwährende und ununterbrochene Erbfolge die Herrschaft dieser Nation allezeit bey dem männlichen Stamme bleibe 3). Aus der Ver-

---

3) Über Sala, Salisches Land u. dergl. haben die Deutschen und Franzosen so viele gelehrte antiquarische Untersuchungen angestellt, daß ich den Lesern die Wiederholung derselben ersparen will. Was das Salische Gesetz betrifft, so ist es bekannt, daß man dadurch, wenn von der Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Thronfolge die Rede ist, ein über diesen Gegenstand geschriebenes Gesetz versteht. Der Herr von Foncemagne (welchem Meusel gefolgt ist) will nicht begreifen, wie die Verfasser dieses Gesetzes zwey ihrer Natur nach so verschiedene Gegenstände, als die Succession in einem Königreiche und bey Privatleuten, mit einander sollten vermischt haben? (S. das angef. Werk Des Etats Généraux, p. 304. wo das Mémoire Historique des H. von Foncemagne über das Salische Gesetz befindlich ist). Hume ist auch der Meinung, daß es den Franzosen an einem förmlichen Gesetze darüber zu fehlen scheine (Geschichte von Engl. XV. Buch). Erwäget man aber, daß die Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Thronfolge eine allgemeine Gewohnheit bey den barbarischen Völkern war, welche das Römische Reich überschwemmt haben, ehe noch dieses Gesetz schriftlich verfasset wurde; — daß in allen von Barbaren geschriebenen Gesetzen keine Gränzlinie zwischen dem Staats- und bürgerlichen Rechte zu finden ist, so wird man sich auch nicht verwundern, daß die königliche Familie unter gleicher Verfügung begriffen ist. Denn wenn die Töchter der Privaten

fügung dieses Gesetzes entsprangen der Nahme und die Rechte der Prinzen von Geblüt; denn da ein Jeder derselben in Ermangelung der nächsten Erben nach der Reihe zum Throne gelangen kann, so ist dadurch Aller ihr Interesse aufs engste mit dem Staate verbunden, und die Privilegien einer jeden Familie werden von dem Volke aufs strengste gehalten, daß ihnen weder die Länge der Zeit, noch die Entfernung der Grade im geringsten nachtheilig ist, sondern auch die Ordnung von Allen beobachtet wird, welche die Natur zur Thronfolge vorgeschrieben hat. Durch den Lauf der Jahrhunderte und durch verschiedene Zufälle sind deßwegen die Nahmen der Familien verändert worden: Einige haben den Beynahmen von Valois, Andere von Bourbon; Diese von Orleans, Jene von Angouleme; wieder Andere von Alençon und von Montpensier angenommen; dadurch haben sie aber nicht die Spuren der königlichen Verwandtschaft, und also auch ihre Rechte zur Thronfolge verloren, sondern Alle immer von Zeit zu Zeit sich die nähmlichen Privilegien und die gebührenden Vorzüge des königlichen Geblütes erhalten. Aus diesem sieht man ganz klar, wie sowohl Allen und Jedem die Obhut und Erhaltung einer solchen Erbschaft zustehe, zu welcher sie nach der Reihe berufen sind, als es auch deßwegen der älteste Gebrauch ist, daß die nächsten Blutsverwandten die Vormünder der Unmündigen und die Regenten des Reiches in der Kindheit oder Abwesenheit der

---

in den salischen Ländereyen nicht succediren, warum sollen Königstöchter in dem Haupt- und beträchtlichsten Theile derselben succediren? ist denn hier ein Unterschied? (S. Vertot's angef. Abh.) Unter der Königinn Anna in England waren Viele, welche aus triftigen Gründen die Einführung des salischen Gesetzes in England wünschten; es ist aber durch die Successionsacte verhindert worden.

rechtmäßigen Könige sind, da der Sinn des Gesetzes will, daß die Regierung des Reiches keinen auswärtigen und ganz fremden Personen übertragen werden soll, welche die Einheit eines so edeln Körpers zerstören, oder denselben zergliedern könnten, sondern denjenigen, welche, aus dem nähmlichen Stamme entsprossen, für die Erhaltung der Krone wie für ihre eigene Sache, sorgen müssen. Dieses Vorrecht wurde nicht nur allein ein Gewohnheitsrecht, sondern es erwuchs auch dadurch, daß die Generalstaaten des Reiches, deren Versammlung die gesammte Macht des Staates vorstellt, dasselbe mehrmahls bestätigten und handhabten, nachher zu einem unveränderlichen Reichsgrundgesetze. Das königliche Haus besitzt also zwey Vorrechte: das Eine die Erbfolge, wenn ein König stirbt, ohne männliche Erben zu hinterlassen; das Andere: wenn die Abwesenheit oder das unmündige Alter des Fürsten eine andere Person zur Regierung und Staatsverwaltung erfordert. Diese beyden Bedingnisse, welche Jedem ankleben, der aus dem königlichen Stamme entsprießet, waren die Ursache, daß die Prinzen vom Geblüte allezeit bey den Unterthanen das größte Ansehen genossen, und einen großen Antheil an der Regierung des Reiches hatten. Da dieselben immer ein wachsames Auge auf die Verwaltung des Reiches hefteten, welches sie ganz billig als das Ihrige ansahen, und die Völker glaubten, daß sie eines Tages das Staatsruder in die Hände nehmen könnten, so wurden sie von denselben immer mehr verehret, weil man vielmahl gesehen hat, daß beym Abgange der Erstgebornen die Jüngeren zur Krone gelangt sind.

Drittes Kapitel.

Thronfolge der Könige bis auf Ludwig IX. Eintheilung der königlichen Familie in zwey Zweige, den Valesischen und Bourbonischen; Eifersucht zwischen Beyden. Unterdrückung der Prinzen von Bourbon.

Auf diese bestimmte Art von Erbfolge war das Reich in einem langen Laufe von Jahrhunderten aus dem ersten königlichen Stamme der Merovinger auf die Familie der Carolinger, und zuletzt in jener der Capetinger auf Ludwig IX. gekommen, welcher so wohl durch sein frommes Leben, als die Reinheit seiner Sitten, sich die Ehre erworben hat, unter die Heiligen gesetzt zu werden. Er zeugte zwey Söhne, Philipp III. der Kühne genannt, und Roberten, Grafen von Clermont, der Zweytgeborne. Philipp ist der Stammvater der Erstgebornen, die sich die von Valois nannten, und über dreyhundert Jahre die Krone besaßen. Von Roberten stammt das Haus Bourbon ab, welches diesen Nahmen deßwegen trug, weil sich gewöhnlich die Franzosen von jenem Lande zu nennen pflegen, welches sie erbeigenthümlich seit langer Zeit besitzen. Da jetzt die valesische Linie die Krone besitzt, so stehet diesem nach auch das Haus Bourbon auf dem nächsten Grade der Blutsverwandtschaft, und hat also auch alle jene Rechte und Befugnisse, welche nach den Gesetzen und dem Gewohnheitsrechte dem königlichen Stamme zukommen. Diese Familie, nicht allein durch die nahe Ver-

wandtschaft, welche sie auf die Stufen des Thrones stellte, sondern auch durch ihre Länder und Reichthümer, durch militärischen Ruhm und Fruchtbarkeit ihres Stammes mächtig, welcher gewöhnlich Männer von großem Geiste und Popularität hervorbrachte, überschritt sehr leicht die Gränzen ihrer Hausmacht, und erwarb sich durch ihre Stärke und die Gunst des Volkes eine überwiegende Größe im Staate, die nicht ohne Neid und Eifersucht der Könige bestehen konnte, welchen ein solches hervorragendes Ansehen mißfiel. Es entstanden daraus täglich Gelegenheiten zu Haß und Neid, welcher auch mehrmahl zu offenbarem Kriege ausbrach. So führte Ludwig XI. Einen mit Johann, Herzog von Bourbon, welchen man den Krieg für das allgemeine Beste nannte; so griff Ludwig XII. selbst noch vor seiner Thronbesteigung gegen Peter'n von Bourbon zu den Waffen. Eben so wurde von Zeit zu Zeit bald durch geheime Verfolgungen, bald durch offenbare Feindseligkeiten der Argwohn vermehrt, welchen die Könige wegen der Macht der Prinzen von Bourbon in sich nährten. Endlich kam Franz I. auf den Thron, welcher aus jugendlichem Feuer und Leichtsinne im Anfange seiner Regierung mit vielen Beweisen von Wohlgewogenheit die vornehmsten Prinzen von Geblüt überhäufte und erhob, weil er es seiner Freygebigkeit, deren sich alle erfreueten, und seiner Großmuth angemessen hielt, die am nächsten mit ihm verwandten Großen so wohl zur Zierde des königlichen Stammes als zu seinem eigenen Ruhme auch um so mehr zu erhöhen. Er hatte an Carl'n von Bourbon, dem ersten Prinzen dieses Stammes, einen edelmüthigen, und zu jedem Zweige der Staatsverwaltung hinlänglich ausgerüsteten Mann gefunden; er machte ihn also zum Connetabel, und wollte, daß so wohl durch seine als seiner anderen Verwandten Hände die wichtigsten Staatsgeschäfte gingen, und die vornehmsten Würden von denselben begleitet würden. Da

aber mit den Jahren der Eifer seiner Jugend abgenommen, und er in dem Laufe seiner Regierung die Staatskunst seiner Vorfahren eingesehen hatte, so bestrebte er sich nun mit der ängstlichsten Sorgfalt eben so sehr, die überwiegende Größe dieses Hauses einzuschränken, und dasselbe herabzusetzen, als er vorher dasselbe erhoben hatte. Das Glück ermangelte auch nicht, ihm eine ganz vorzügliche schickliche Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens darzubiethen. Es hatte sich ein Rechtsstreit zwischen Louise, Mutter des Königs, und Carl'n von Bourbon wegen dem nähmlichen Herzogthume, das er besaß, entsponnen; der König fiel nun auf den Gedanken, daß das Haus von Bourbon sehr leicht seine Macht und sein Ansehen verlieren würde, die es durch seine großen Hülfsquellen unterstützte, wenn er seiner Mutter einen vortheilhaften Spruch verschaffen, und die Prinzen von Bourbon dadurch des Fonds ihrer großen Reichthümer berauben würde. Da Carl in dem Fortgange dieses Rechtshandels die Chikanen entdeckt hatte, welche der Kanzler Anton dü Prat auf Befehl des Königs gegen ihn anzettelte, so wirkte das Gefühl dieser Ungerechtigkeit, und die Furcht vor dem schon bevorstehenden gänzlichen Untergange so stark auf ihn, daß er sich mit Kaiser Carl V. und Heinrich VII. Könige von England, in eine Verschwörung einließ, und feindselige Absichten gegen sein Mutterreich und die Person des Königs Franz selbst im Busen zu hegen anfing; da sie aber in der Folge entdeckt wurde, so mußte er heimlich wegen dem Verhaftbefehle des Königs entfliehen, und hernach die Waffen gegen ihn ergreifen. 4) Das Schicksal hatte ihm

---

4) Der Jesuit Maimbourg sagt, daß dieser Herzog pour quelque mécontentement den Dienst des Königs verlassen habe. S. Histoire du Lutheran. t. 1. p. 131.

beschieden, als Oberfeldherr des Kaisers in der Schlacht bey Pavia zu kommandiren, in welcher, nach einer blutigen Niederlage des Französischen Heeres, der König, von vielen Schwadronen Infanterie umrungen, sich als Gefangener ergeben mußte. Nachdem Carl für einen Rebellen erklärt, seine Güter von dem Fiskus eingezogen worden, und er selbst bey der Stürmung von Rom das Leben verloren hatte, so fiel das Haus Bourbon von jener beneideten Größe herunter, welche der Stoff zu so großem Argwohne in Franzens Busen war. Doch damit wurde die angefangene Verfolgung nicht beschlossen; denn obschon Carl ohne männliche Erben unglücklicher Weise gestorben war, und seine übrigen Verwandten keinen Antheil an seinen Unternehmungen genommen hatten, so vermochte doch in des Königs Gemüthe der Schmerz der erlittenen Beleidigung mehr als die Stärke der Vernunft; die Herren dieses Hauses wurden mehr aus Haß gegen den Nahmen, als wegen einem Verbrechen derselben der Gunst des Hofes beraubt, und von allen wichtigen Staatsgeschäften entfernt. Diese Behandlung ließ allmählig von ihrer Strenge in dem Maße nach, als sich das Andenken des Vergangenen, und die nachtheilige Meinung, die man von ihnen gefaßt hatte, in des Königs Gemüthe durch die Zeit milderte; nichts desto weniger war man eifrigst bemühet, alle Wege zu verlegen, durch welche diese Prinzen den Besitz ihrer Statthalterschaften und jene Größe wieder erlangen könnten, zu welcher sie sich vorher, so begünstigt, geschwungen hatten. Dieser geheime Plan des Königs war Carl'n, Herzog von Vendome, dem Haupte dieser Familie sehr wohl bekannt; er suchte also durch die äußerste Mäßigung den Verdacht und die Eifersucht zu entfernen, welche sich gegen seine Familie so heftig entzündet und noch nicht gedämpft hatte. Er entsagte allem Anspruche auf die Regentschaft während der Gefangenschaft des Königs,

die ihm von Rechts wegen gehörte. Nach der Befreyung des Königs zog er sich gänzlich in den Schatten seiner häuslichen Geschäfte zurück, und war gar nicht darauf bedacht, irgend einen Theil jener Staatsverwaltung in die Hände zu bekommen, in welcher er sich verdächtig wußte. Diesem Beyspiele folgten alle übrigen Herren dieses Hauses, um zu zeigen, daß sie eben so entfernt von Bourbons bösen Absichten, als zu ihrem eigenen Schaden und ihrer Herabsetzung bereitwillig seyen, den Willen des Königs unbedingt zu befolgen. Sie entschlugen sich also freywillig aller jener Dinge, welche Verdacht gegen sie erregen konnten; hielten sich entfernt vom Hofe, und entkleideten sich gänzlich der Ausübung aller Würden und Ämter desselben, deren minderes Ansehen und Gewicht sie verachteten, und nur zu sehr schon überzeugt waren, daß sie sich nicht mehr zu jener Würde empor heben könnten, welche, ihrer Meinung nach, dem Glanze ihres Geblütes zukäme.

Viertes Kapitel.

Ursprung und Erhebung der Familien von Montmorenci und Guise. Rangstreitigkeit derselben. Das Haus von Guise erhält die Oberhand, wird aber ebenfalls wieder vom Hofe entfernt. Hauspolitik Franz I.

Da nun auf diese Art das Haus von Bourbon niedergedrückt, und von der Staatsverwaltung entfernt worden, so stiegen unter Franz I. zwey große Familien empor, welche sich in kurzer Zeit der Staatsverwaltung bemeisterten, und das Heft in die Hände bekamen. Die Eine war die von Montmorenci, und die Andere Jene der Guisen, welche beyde gleichweit von der Verwandtschaft mit dem königlichen Stamme entfernt waren, aber doch durch das Alterthum ihres Adels glänzten. Jene von Montmorenci setzt das Alter seiner Stammväter in die grauesten Zeiten; denn sie beweiset nicht nur allein in ununterbrochener Geschlechtsfolge von jenen Baronen abzustammen, welche den König Pharamund in der salischen Unternehmung begleitet haben, sondern bekennet auch, die Erste gewesen zu seyn, welche in der Fränkischen Nation die Taufe und den christlichen Nahmen angenommen habe. Deßwegen führen auch die Herren dieses Hauses unter anderen Fahnen folgende mit den Worten: „Deus primum Christianum servet" als ein unzweifelhaftes Zeugniß des Alterthums und der

Gottseligkeit ihrer Vorfahren 5). Aus diesem Geschlechte war Anna von Montmorenci, ein Mann von großer Geschicklichkeit und Bescheidenheit, entsprossen, welcher mit der ihm angebornen Gewandtheit und seinem Ernste ein ganz besonderes Hoftalent und die höchste Kaltblütigkeit bey dem wandelbaren Glücke des Hofes verband, und sich der Gewogenheit Franz I. so zu bemächtigen wußte, daß er stufenweise alle jene Ehrenämter bekleidete, welche diese Krone zu verleihen pflegt, anfänglich zu der Stelle eines Großhofmeisters, nach dem Tode Bourbon's zu der Würde eines Connetabel's erhoben wurde, und sonach der oberste Feldherr und Oberaufseher aller Reichsgeschäfte wurde 6). Aber das Haus von Lothringen, aus welchem die

---

5) „Gott erhalte den ersten Christen" oder «Gott stehe dem ersten Christen bey," war das Kriegsgeschrey oder Losungswort des Hauses von Montmorenci. Die Franzosen, welche sich bey der ersten Eroberung des heiligen Landes befanden, hatten folgendes allgemeines Losungswort: Adjuva Deus, oder eia Deus adjuva nos. So die Herren von Montmorenci: Dieux aieuve, oder Dieu aide au premier Chrestien. Einige Geschichtschreiber leiten den Ursprung von dem ersten seyn sollenden Edelmann her, welchen sie Lissie nennen, welcher noch vor dem frommen Klodwig den christlichen Glauben angenommen habe, und durch den heil. Remigius getauft worden sey. Das Haus von Bauffremont in Lothringen und Burgund hatte ein ähnliches Kriegsgeschrey: Bauffremont au premier Chrestien. S. Collection Universelle des Mémoires relatifs à l'histoire de France, t. III. p. 144. Disser. Du Cry d'Armes.

6) Das Amt und die Würde eines Connetabels ist ohne Widerspruch die erste in Frankreich gewesen, und wegen der demselben anklebenden großen Gewalt durch Ludwig XIII.

Herren von Guise abstammen, behauptet seinen Ursprung aus den ältesten Zeiten, und zählt in der männlichen Linie unter seine Stammväter Gottfrieden von Bouillon, welcher als Feldherr der christlichen Völker bey der Wiedereroberung des heiligen Grabes sich durch seine Tapferkeit und Gottes-

---

im J. 1627 abgeschafft worden. Unter dem ersten und zweyten Geschlechte der Könige war der Connetabel der Oberstallmeister (Comes Stabuli), und hatte unter den Kronbedienten den fünften Rang; selbst noch unter dem dritten Geschlechte. Es kam aber so weit, daß der Connetabel endlich gegen das Jahr 1218 die Heere als oberster Feldherr kommandirte, als Philipp August die Stelle eines Grand Sénéchal so lange unbesetzt ließ. Auf diese Art wurde die Connetablie die erste Würde des Reiches. Der Connetabel hielt an der marmornen Tafel zu Paris Gericht, welches noch in neueren Zeiten unter dem Titel Connetablie und Marechaussee von Frankreich bestand. S. Nouvelle Description de la France par Piganiol de le Force, t. I. p. 279. Ein noch immer schätzbares Werk für den Statistiker und Geographen. Nun ein Beyspiel über die große Gewalt eines Connetabels aus dem Munde Carls IX. selbst vor Havre de Grace: Je m'en retourne a Fescamp, sagte der König zu dem eben aus der Gefangenschaft der Hugonotten befreyten Connetabel von Montmorenci, vous laissant *toute Puissance*, et *authorité absolue* de capituler, transiger etc. comme *Surintendant Général de mon Estat* — et tiens pour ferme, arrété et valable, tout ce que vous en ordonneres, comme si ma parole et mon seing y avoient passé. S. Collect. Univ. des Mém. t. XXX. p. 163. Als der Graf von Warwick Havre de Grace in die Hände des Marschalls von Brissac im Nahmen des Königs von Frankreich übergeben wollte, so antwortete der Connetabel, daß derselbe mit Ihm kapituliren müsse; Er könne nur für Alles stehen.

furcht das Königreich Jerusalem erworben: von mütterlicher Seite beweiset sie, von einer Tochter Carls des Großen in einer langen Geschlechtsfolge abzustammen. In dieser durch Reichthümer glänzenden und durch Länder mächtigen Familie erhielt Anton, Herzog von Lothringen, die Souverainität über seine Völker, und sein jüngerer Bruder Claudius, welcher nicht weniger tapfer als glücklich war, kam in Frankreich zum Besitze des Herzogthumes Guise 7), und legte in dem Fortgange seiner kriegerischen Unternehmungen so ausgezeichnete Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit ab, daß er nach der Schlacht bey Marignan, in welcher er die Deutschen befehligte, in dem größesten Haufen der Todten mit Wunden bedeckt gefunden, gleichsam durch ein Wunder wieder hergestellt wurde, und nachher immer den ersten Platz unter den französischen Feldherren mit Ruhm behauptete. Beyde Familien hatten sich in der Folge so große Verdienste erworben, daß man sehr schwer einer den Vorzug vor der andern geben konnte; doch hatte jene des Connetabels ein eben so großes Übergewicht in der Gnade des Königs und in der Staatsverwaltung, als die von Guise durch den Glanz ihrer Geburt und die Größe ihrer Länder die erste übertraf. Nichtsdestoweniger wurden beyde in besorgliche

---

7) Guise, in der Pikardie, kam von den Häusern von Blois, von Hainaut, und von Anjou in Jenes von Lothringen, und wurde aus einer Grafschaft durch Franz I. im J. 1527 zu einem Duché-Paire erhoben. Es ist das älteste Herzogthum mit Pairschaft, welches in Frankreich zum Vortheile von Herren, die nicht von königlichem Geblüte waren, errichtet worden ist. Daher der Haß der Prinzen gegen dieses fremde Haus, welches noch überdieß so gehässige Genealogien aufstellte. S. Nouvelle Descript. de la France, t. III. p. 43.

Händel und Unfälle in Franzens letzten Regierungsjahren verwickelt, weil die Gunst der Höfe immer wandelbar ist.

Der Connetabel war das vornehmste Werkzeug gewesen, den König zu überreden, daß er den Versprechungen Kaiser Carl's V. Glauben beymaß, und ihm aus Spanien eine freye Reise durch Frankreich gestattete, um so schneller den aufrührischen Gentern auf den Leib gehen zu können. Da die Thaten des Kaisers nachher keines Weges seinen Worten entsprachen, so fiel er in eine solche Ungnade des Königs und des ganzen Hofes, daß er von Jedermann übel angesehen, und einer zu großen Leichtgläubigkeit oder der Untreue beschuldigt wurde. Er sah sich also genöthigt, sich vom Hofe zu entfernen, und im Privatleben der gegenwärtigen Verfolgung zu entziehen.

Der Herzog von Guise hatte ohne Erlaubniß des Königs einige Kompagnien Soldaten innerhalb den Gränzen des Reiches anwerben lassen, um seinem Bruder, dem Herzoge von Lothringen, in dem Kriege gegen die Widertäufer Hülfe zu leisten. Durch dieses Benehmen erregte er so sehr den Zorn des Königs, daß er sich ebenfalls durch die Entfernung dem widrigen Schicksale Preis geben mußte. Auf diese Weise wurden der Connetabel und der Herzog von Guise dem Hofe entfremdet: an ihre Stellen kamen Claudius von Annebalt und der Cardinal Franz von Tournon, Männer, welche sich durch lange Erfahrung und Arbeit den Ruhm von großer Staatsklugheit erworben hatten, aber durch ihre niedrige Geburt und ihre mittelmäßigen Reichthümer nie jene dem Könige so verdächtige Größe erwerben konnten, die er bey seinen Unterthanen äußerst verabscheute. Einige behaupten, der König Franz, welcher ein außerordentlich scharfsichtiger Fürst in Erkenntniß des Naturells und der Neigungen der Menschen gewesen, und durch seine widrigen Schicksale mißtrauisch geworden sey, habe bey Zeit

Gelegenheit gesucht, den Connetabel und den Herzog von Guise zu demüthigen, und sie vom Hofe zu entfernen, da er sie doch vorher so sehr geliebt, und beständig mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte, weil er glaubte, nicht ungebunden und nach seinem Sinne herrschen zu können, wenn er zwey Männer von solcher Macht und solchem Rufe zur Seite hätte, welche seinem Willen ein Gegengewicht halten könnten. So wie ihm die zu große Erfahrung und Staatskenntniß des Connetabels beschwerlich fiel, und dafür hielt, daß demselben seine geheimsten Gedanken nicht unverborgen bleiben würden, eben so mißfiel ihm an dem Hause von Guise der Glanz der Geburt, und noch mehr die unruhigen Gemüther der Herren dieses Hauses, welche ihrem Genie und ihrer Neigung, so wie seiner Einsicht nach fähig seyen, die Conjuncturen einer jeden großen Ereigniß aufzufassen, und die beschwerlichsten und gefährlichsten Unternehmungen auszuführen. Man sagt auch, daß er in den letzten Jahren seines Lebens seinem jungen Prinzen Heinrich insgeheim den Rath ertheilt habe, wegen der überwiegenden Größe einiger seiner Unterthanen, besonders aber wegen dem Hause von Guise wohl auf seiner Hut zu seyn, deren Erhöhung ohne einen gewissen Zufall die Ruhe des Reiches gestört haben würde. Ich wage es nicht, dieß zu verbürgen, da ich kein anderes Zeugniß habe, als das öffentliche Gerücht, welches sehr oft nur durch die Ausstreuungen der Übelgesinnten zu entstehen pflegt; so viel ist aber gewiß, daß die nachher erfolgten Begebenheiten die Glaubwürdigkeit dieser Sage ungemein vergrößert haben.

Fünftes Kapitel.

Abermahlige Erhebung der Häuser von Montmorenci und von Guise durch Heinrich II. Charakter des Connetabels Anna von Montmorenci, und des Herzogs Franz von Guise. Rangstreitigkeit zwischen Beyden. Der Herzog von Guise rettet Metz. Der Connetabel verliert die Schlacht bey St. Quintin. Calais wird von dem Herzog von Guise erobert. Intriguen am Hofe, und neue Verbindungen. Charakter der Diana von Valentinois, Maitresse Heinrichs II.

Jahr 1547. Es mag nun seyn wie es will; Heinrich II. war nach Franzens Tode mehr geneigt, seinem eigenen Willen als den Rathschlägen und dem noch ganz frischen Beyspiele seines Vaters zu folgen. Er entfernte sogleich alle jene Personen vom Hofe und der Staatsverwaltung, welche sie vorher in Händen hatten, und setzte die nähmlichen an ihre Stellen, welchen der verstorbene König auf so gute Art sein Vertrauen entzogen hatte. Der Admiral, und der Cardinal von Tournon, welche Beyde von den Geheimnissen wußten, die lange Jahre hindurch zwischen dem Vater und Sohne waren verhandelt worden, mußten das Staatsruder verlassen, an deren Stellen der Connetabel Anna von Montmorenci, und Franz von Lothringen, ein Sohn des Claudius Herzogs von Guise, berufen wurden. Diese waren die Lehrmeister des jungen Königs, die Schiedsrichter der wichtigsten Geschäfte am Hofe geworden, und Beyde gleich an Macht und Ansehen, obschon ihre Bestrebungen, ihre Absichten und

Neigungen verschiedene Zwecke hatten. Der Connetabel, ein schon bejahrter und die Ruhe liebender Mann, ein Freund des Friedens, und durch lange Erfahrung in der Regierungskunst geübt, hatte durch die öffentliche Meinung von seiner Weisheit die Oberhand, und behauptete den ersten Platz in der Staatsverwaltung; aber der Herzog von Guise, in der Blüthe seines Alters, stark von Körper, doch edeln Anstandes, voll Lebhaftigkeit des Geistes, mit der schönsten Anlage zu edelmüthigen und ausgezeichneten Handlungen, genoß die Gunst des Hofes, und war gleichsam als Gesellschafter und Mitgespiele des Königs aufgenommen worden, so daß man die Neigung desselben für die Person des Connetabels vielmehr Ehrfurcht, und jene für den Herzog von Guise vielmehr das Gefühl des häuslichen Zusammenlebens nennen könnte. Die Art zu handeln war bey Beyden sehr verschieden: denn der Connetabel stimmte für Sparsamkeit und Mäßigkeit mit einem gewissen unbiegsamen Stolze, welcher die Gefährtinn des Alters zu seyn pflegt. Er verachtete die Anhänglichkeit der Ausländer, setzte sich oft mit all' seinem Ansehen der Freygebigkeit des Königs entgegen, und achtete, voll Ernstes und strenger Standhaftigkeit, wenig die Gunst des Volkes. Der Herzog war aber ganz das Gegentheil, sehr redselig, populär, und erwarb sich durch seine prunkvolle Freygebigkeit und gefällige Manieren die Liebe des Volkes und des Kriegsstandes; er warf sich freywillig zum Beschützer nothleidender Personen auf, suchte die Gemüther zu gewinnen, und die Fremden von sich abhängig zu machen. Hier fing zwischen Beyden die Eifersucht an, wie es gewöhnlich ist: Beyde sahen sich gleich stark vom Könige geliebt, gleich stark begünstigt; Jeder derselben strebte durch den Aufwand aller seiner Kräfte in der Gunst des Königs so wohl, als zu den wichtigsten Geschäften des Staats sich vorzudrücken. Das Feuer dieses Wetteifers wurde, außer dem

besonderen Ehrgeitze Beyder, noch mehr durch das Anschüren der nächsten Verwandten angefacht. Den Connetabel reitzte Caspar von Coligni, Herr von Chatillon, sein Schwestersohn, welcher nach Annebalt's Tode Admiral geworden war; ein Mann von eben so großem Scharfsinne als gerühmter Tapferkeit: den Herzog von Guise sein Bruder, der Cardinal Carl von Lothringen, welcher mit dem Rufe seiner Gelehrsamkeit und einer selbstgefälligen prunkenden Beredsamkeit, die ihm eigenthümlich war, einen edlen Anstand und den Glanz der Cardinalswürde verbunden hatte. Das Glück zögerte auch nicht, dieser erregten Eifersucht das weiteste Feld zur Laufbahn zu eröffnen: denn Kaiser Carl V. rüstete sich, mit starker Heeresmacht die Stadt Metz wieder zu erobern; eine Festung, welche zum Reiche gehörte, aber durch ihre Lage an den Gränzen gleichsam zur Sicherheit Frankreichs dient. Da durch die Größe der Zurüstung des Kaisers, welche der Ruf noch vermehrt hatte, alle Provinzen des Reiches in Furcht gesetzt wurden, so schien es, als wenn diese Gelegenheit Einen der Günstlinge des Königs zum obersten Feldherrn dieses Krieges beriefe. Aber der Connetabel, welcher auf der Neige seines Alters war, und schon sechszig Jahre zurückgelegt hatten, verlangte vielmehr um die Person des Königs zu bleiben, als seinen erworbenen Ruhm in diesem neuen und gefährlichen Kriege auf's Spiel zu setzen, und schien stillschweigend die Führung desselben von sich abzulehnen; der Herzog von Guise aber, voll kriegerischen Geistes, sah keinen anderen Weg offen, die Gnade und den Ruhm, welchen Montmorenci genoß, zu übertreffen, als Jenen des Krieges, und forderte ohne Rückhalt das Commando desselben. Da nun der Connetabel entweder dazu einwilligte, oder nicht widersprach, und sich glücklich schätzte, denselben sein Leben und seinen Ruhm bey einer so gefahrvollen und zweifelhaften Unternehmung

wagen zu sehen, so wurde die Vertheidigung von Metz dem Herzoge von Guise aufgetragen, welcher auch vollkommen durch seinen Muth und seine Klugheit der von ihm gefaßten Meinung entsprochen, die Siegespalme davon getragen, und sich mit Ruhm bedeckt hatte. Er erwarb sich dadurch ein großes Ansehen sowohl bey dem Könige, als bey der ganzen Nation, und es war kein Zweifel, daß ihm nicht ebenfalls die Wiedereroberung des Königreiches Neapel sollte aufgetragen werden. Obschon nun dieser Versuch zum Theile vereitelt wurde, oder größten Theils fruchtlos ablief, so war er doch nicht so wohl, als die Untreue und Unbeständigkeit der Französischen Bundesgenossen daran schuld; nichts desto weniger kam er mit noch größerem Ruhme und Ansehen zurück, als wenn er selbst den Sieg hätte davon tragen können: denn Philipp II. König von Spanien, welchem sein Vater Carl V. alle seine Reiche übertragen, hatte indessen an den Gränzen Frankreichs den Krieg angefangen, und von Flandern aus einen Einfall in die Pikardie gethan, um dem Italienischen Kriege eine Veränderung zu machen. Der Connetabel, welcher Statthalter dieser Provinz war, mußte sich von der Person des Königs entfernen, und wider Willen das Glück des Krieges von Neuem versuchen; er verlohr die Schlacht von St. Quintin, und wurde in derselben zur größten Gefahr und zum Schrecken der umliegenden Provinzen von den Spaniern gefangen genommen. Der königliche Staatsrath war nun der Meinung, daß man den Herzog von Guise aus Italien zurück berufen müsse, damit er sich den eindringenden Feinden entgegen setze, jenen Verlust wieder auswetze, welchen die Niederlage des Connetabels verursacht hatte, und die drohende Gefahr abwende. Er hatte dieser Erwartung nicht nur allein durch die Schnelligkeit seines Marsches, sondern auch durch die merkwürdige Eroberung von Calais, Guines, und Thionville entsprochen. Es war

nun kein Zweifel mehr übrig, daß er in eben dem Maße dem Connetabel überlegen sey, als der Sieger über den Überwundenen ganz natürlich erhaben ist. Da aber in der Folge der Connetabel aus seiner Gefangenschaft befreyet worden, und nach Hof zurückgekehrt war, so schien es, daß sich die alte Neigung des Königs für die Person des Connetabels erneuert habe, weil man die ihm begegneten Unfälle dem wandelbaren Kriegsglücke zuschrieb; der alte vertraute Umgang mit demselben lebte von Neuem auf, und der König, welcher nur seinen Vergnügungen nachhing, war froh, sich durch die weisen Rathschläge dieses Greises von der zu schweren Bürde der Staatsgeschäfte, wie vorhin, erleichtert zu sehen. Aus dieser Ursache befürchtete der Herzog von Guise, und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, welche Beyde sich durch die Militär- und Civilverwaltung große Hochachtung und Ruhm erworben hatten, er möchte sich ohne viele Mühe auf die vorige Höhe von Macht und Ansehen hinauf schwingen, wenn ihm nicht durch einige Kunstgriffe Hindernisse in den Weg gelegt würden. Sie beschlossen also, sich der Herzoginn Diana von Valentinois anzuschließen, einen Freundschaftsbund ihres gemeinsamen Interesses wegen mit ihr zu errichten, und ihren Schutz und ihre Gnade zur Grundlage ihrer eigenen Größe zu machen.

Diana stammte aus einem berühmten Hause, und war aus dem edeln Geblüte der Grafen von Poitiers entsprossen. Die Natur hatte sie in der Blüthe ihres Alters mit einer seltenen Schönheit ausgestattet; ihre Manieren waren fein und voll Grazie, ihr Geist voll Gewandtheit und Witz; überdieß verband sie damit noch alle andere Eigenschaften, welche jungen Damen Liebe und Aufmerksamkeit zuziehen. Sie war mit dem Oberlandrichter der Normandie vermählt, hatte ihm zwey Söhne geboren, und wurde in kurzer Zeit Witwe. Dieß gab ihr Gelegenheit zu einer freyeren Le-

bensart, und einer beständigen Theilnahme an den Vergnügungen des Hofes, wo sie die Neigung des Königs auf eine solche Art gewonnen, daß sie über seinen Willen eine unbegränzte Gewalt ausübte: da sie nun im geringsten nicht die weibliche Natur verläugnete, so war ihre Herrschaft so zügellos und ihre Habsucht so ungebunden, daß sie sich die Reichthümer der Krone zueignete, dem ganzen Reiche unerträglich, und von Jedermann gehaßt wurde. Obschon sich die Königinn verstellte, so war sie doch die bitterste Feindinn ihrer Nebenbuhlerinn, und der Adel, dessen Einige sie aus weiblicher Verfolgungssucht beleidigt, und Viele übel behandelt hatte, konnte es nicht erdulden, das Spielwerk ihres übermüthigen Betragens zu seyn. Auch das Volk hörte nicht auf, ihre Habsucht zu verwünschen, und ihr alle Erpressungen zur Last zu legen, durch welche es immerwährend gedrückt wurde. Die Herren von Guise hatten, aus Furcht, ihre mit so vieler Mühe errungene Größe zu verlieren, eben so wenig Rücksicht auf dieses allgemeine Mißvergnügen, so wie für jede andere Betrachtung, und warfen sich nun völlig in die Gnade und den Schutz dieser Dame, welche sie in kurzer Zeit so sehr für ihre Partey einnahmen, daß sie ihren dritten Bruder, den Herzog von Aumale, mit einer ihrer Töchter vermählten, und ihre beyderseitige Macht zu einerley Zweck vereinigten. Der Connetabel, welcher die Intriguen der Herren von Guise bemerkte, setzte nun kein so großes Vertrauen mehr in den gewöhnlichen Geschäftsgang und in die alte Gewogenheit des Königs, sondern nahm ebenfalls zum Schutze der Diana seine Zuflucht; hatten die Herren von Guise sie durch den Glanz ihrer Verbindung und die Ehre ihrer Verwandtschaft an sich gelockt, so wollte er sie durch die Befriedigung ihres Geldgeitzes besiegen, und aus der gegenseitigen Partey ziehen — eine Leidenschaft, von welcher Diana

eben so stark als von dem Ehrgeitze beherrscht wurde. Er machte ihr also mit aller Aufmerksamkeit den Hof, suchte sie zugleich durch reiche Geschenke zu gewinnen, und faßte eine so große Hoffnung für den glücklichen Ausgang, daß er mit Überwindung seines natürlichen Hochsinnes kein Bedenken trug, eine Enkelinn derselben als Schwiegertochter anzunehmen, und sie mit seinem zweyten Sohne, Heinrichen von Damville, zu verbinden; ein um so schlimmeres Mittel, als sich schon Diana mit der Partey der Herren von Guise aufs engste und aufrichtig verbunden hatte, ihr Ansehen mit aller ihrer Macht unterstützte, und mehr dem Scheine nach, als in der That, die Absichten des Connetabels begünstigte. Aber jede Bemühung war eitel, die Größe des Hauses von Guise zu erniedrigen: denn nebst dem Verdienste ihrer Thaten, und nebst den Intriguen, mittelst welcher sie immer vorwärts schritten, nahm zur nähmlichen Zeit Franz, Dauphin von Frankreich, und Erstgeborener des Königs, Maria, die einzige Erbinn von Schottland, zur Gemahlinn, welche eine Tochter des schon vorher verstorbenen Jakob Stuarts und der Maria von Lothringen, einer Schwester des Herzogs von Guise, und des Cardinals von Lothringen war; eine um so größere Verbindung für sie, als sie an dem Interesse der Krone selbst Antheil zu nehmen schienen. Es blieb also dem Connetabel und den Seinigen nichts als die gewöhnliche Gewogenheit und eine gewisse Neigung des Königs, so wie den übrigen Französischen Herren und Baronen nur die weniger wichtigen Staatsämter übrig, indeß die drey Brüder von Guise die ersten Würden und Statthalterschaften des Reiches bekleideten, und die Oberaufsicht aller Civil- und Militärgeschäfte hatten.

Sechstes Kapitel.

Kritische Lage des Hauses von Bourbon und Betragen desselben. Anton von Vendome, das Haupt dieser Familie, nimmt nach dem Tode seines Schwiegervaters, König Heinrich's von Navarra, den Titel und die Insignien eines Königs an. Heinrich IV. kömmt zur Welt. Neue Hoffnungen dieses Hauses und vergebenes Bestreben, sich in den Besitz des Königreiches Navarra zu setzen. Lage und Charakter Ludwigs von Condé und seiner Verbundenen.

Während dieses am Hofe mit so vielem Wettstreite der Gemüther vorging, hielt sich das am nächsten mit dem königlichen Geblüte verwandte, und also auch der Thronfolge nächste Haus ganz wider das gewöhnliche Naturell der Nation von allen Ehrenstellen und Würden entfernt, und erschien nur dann öffentlich, wenn es der Krieg oder die Obliegenheit ihrer wenigen und unbeträchtlichen Staathalterschaften erfoderte, welche ihm noch geblieben waren. Obschon der Prinz von Enghien, aus diesem Hause, sich durch seinen edlen Charakter und seine Tapferkeit so sehr hervorgethan hatte, daß ihm der König das Commando eines Heeres in Piemont anvertrauete, wo er nach dem bey Cerisola erhaltenen Siege sein Ansehen und seinen Ruf noch mehr vergrößerte, so verschaffte doch sein gutes Glück, da er kurz hernach gestorben war, seinem unterdrückten und verfolgten Hause wenig Erleichterung; nach seinem Tode blieb dasselbe wie vorher aller Gunst des Hofes beraubt, und wurde von allen glänzenden und einträglichen Würden entfernt gehalten.

Die ersten Plätze in dieser Familie behaupteten Herzog Anton von Vendome, und sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé; beyde Söhne jenes Carl's von Vendome, welcher nach Bourbon's Aufstande und Franzens Gefangenschaft durch seine Bescheidenheit und Eingezogenheit größten Theils den Haß dämpfte, welcher sich gegen den gemeinsamen Nahmen dieser Familie so heftig entzündet hatte. Diese Herren, die sich durch das Ansehen und die überwiegende Macht des Hauses von Guise überwältigt sahen, welches sie ein Fremdes nannten, weil es ein neuer Zweig aus dem zwischen Deutschland und Frankreich gelegenen Hause Lothringen war; sie beklagten sich auf's Bitterste, daß man sie als Prinzen von Geblüt aller als Solchen anklebenden Gerechtsame beraubt, (das Recht auf die Thronfolge ausgenommen, welches durch das Verbrechen eines Dritten nicht habe verwirkt werden können), und sie ganz ungerechter Weise in die letzte Classe herunter gesetzt, da sie doch nach der natürlichen Ordnung die Ersten um die Person des Königs seyn sollten. Ihr gegenwärtiger Zustand wurde noch viel härter und mißlicher dadurch, daß der König, welcher einen entschlossenen und hitzigen Charakter, und für alle ihre Klagen und Beschwerden ganz und gar kein Gehör hatte, zu glauben schien, als wenn sie sich seinen Neigungen widersetzen wollten. Der Hof hatte gleichsam seine natürliche Unbeständigkeit verloren, und beharrete in den nähmlichen Gesinnungen fort, so wie die Herrschaft der Guisen unabänderlich und ununterbrochen fortdauerte. Das Ansehen und die Größe des Connetabels war für sie kein gleicher Gegenstand ihrer Betrübniß, sondern sie bedauerten um so mehr, daß er von seiner ehemahligen Höhe so tief herab gefallen sey, als er nicht nur allein dem Geblüte, sondern auch dem Geiste und dem Interesse nach mit ihnen verwandt war, und sie durch seinen Einfluß hätten hoffen können, sich wo nicht zum vorigen Ansehen und zu der von ihren Vorál-

tern lange besessenen Macht, doch wenigstens zu einem erträglichen Zustande hinauf zu arbeiten. Jene Hoffnungen waren also größten Theils verschwunden, welche bedrückte und bekümmerte Menschen für die Erleichterung der Härte ihrer gegenwärtigen Schicksale zu unterhalten pflegen.

Unter den Herren dieses Hauses ertrug Carl von Vendome, ein Prinz voll Güte und Nachgiebigkeit, mit einer lobenswürdigen Gelassenheit das Unrecht, durch welches sie in den gegenwärtigen Zustand versetzt worden, und beschäftigte sich mit viel höheren Gedanken: denn er hatte die Johanne von Albret, die einzige Tochter des Königs Heinrich von Navarra, zur Gemahlinn genommen, und sah nach dem Tode seines Schwiegervaters den Titel und die Insignien eines Königs beygelegt. Er besaß die Herrschaft Bearn, am Fuße der Pyrenäen, mit völliger Souverainität, und suchte nun auch dieses Königreich durch einen Vergleich zu erwerben. Die Spanier hatten dasselbe in dem Kriege zwischen Ferdinand dem Katholischen und König Ludwig XII. durch die Waffen eingenommen, und lange Jahre besessen. Die Könige von Frankreich, um derentwillen es verloren worden, hatten öftere Versuche gemacht, dasselbe wieder zu erobern; das Unternehmen wurde aber immer durch die Nachbarschaft Spaniens vereitelt, da Navarra mit diesem Reiche gleichsam durch die Lage verbunden ist. Nachdem beyde Kronen wegen der Errichtung eines allgemeinen Friedens in Unterhandlungen getreten waren, so hoffte er noch, in die Verträge derselben eingeschlossen zu werden, und entweder sein ererbtes Land, oder durch Tausch ein anderes zum Äquivalent zu erhalten. In diesem Gedanken wurde er noch mehr bestärkt, als ihm seine Gemahlinn, die Königinn, einen Sohn geboren hatte, welchem zum Andenken des mütterlichen Urgroßvaters der Nahme Heinrich beygelegt wurde. Dieser ist es, welcher nach langen Kriegen und Gefahren durch seine erhabenen Siege zur Krone

von Frankreich gelangte, und jetzt mit allgemeinem Beyfalle Heinrich der Große genannt wird. Er wurde im Jahre
Jahr 1554. tausend fünf hundert und vier und fünfzig den dreyzehnten September im Lande Pau geboren, welches zur Herrschaft von Bearn gehört, und die schönste Lage am Fuße der Pyrenäen hat. So wie durch diese Geburt die Ältern höchlich erfreuet wurden, eben so erwachten auch ihre Plane in einem höheren Grade, welche sie durch die Erwerbung von Navarra ausführen wollten. Der König Anton von Bourbon glaubte auch den König von Frankreich für sich um so mehr zu interessiren, in den Friedensverträgen auf die Zurückgabe zu dringen, als er die seinem Hause zugefügte Unbilden und die Beraubung der Würden und Statthalterschaften, welche ihm doch als dem ersten Prinzen von Geblüte gehörten, mit der größesten Mäßigung ertrug. Der König, welcher entweder den Plan wegen der Unterdrückung der Prinzen von Geblüt noch nicht aufgegeben hatte, oder auch aufgebracht war, daß der König Anton von Bourbon sich geweigert hatte, die Herrschaft Bearn und seine übrigen unabhängigen Staaten gegen andere Städte und Baronien Frankreichs zu vertauschen, zerstückelte so sehr seine Statthalterschaft von Guienne, welche er als erster Prinz von Geblüte bekleidete, daß er Languedoc, diese weitschichtige und volkreiche Provinz, sammt der Stadt Toulouse davon trennte, und die Statthalterschaft derselben dem Connetabel übergab; nichts desto weniger ließ Anton von Navarra kein Mißvergnügen über diese neue Antastung blicken, und beharrte bey der Ausführung seines Planes. Aber sein Bruder, Ludwig von Condé, hohen, aber unruhigen, Geistes, welcher von ähnlichen Ansprüchen nicht zurück gehalten wurde, und einsah, daß er mit seinen geringen Einkünften den Glanz seiner Geburt ohne Staatsämter und Statthalterschaften nicht behaupten könne, fühlte über die ge-

genwärtige Lage großen Schmerz, und konnte nicht ohne heftigen Neid das überwiegende Ansehen des Hauses von Guise ertragen, welches Alles in sich verschlang. Nebst dem eigenen Interesse machte auch noch der Unstern und die Unterdrückung des Connetabels den größten Eindruck auf sein Gemüth: denn er hatte sich durch seine Gemahlinn, Leonore von Roy, eine Nichte desselben, aufs genaueste mit ihm und seinem Sohne Montmorenci verbunden, und hielt die Unfälle dieses Hauses für eine Vermehrung seines eigenen Unglückes. In das Feuer seiner schon erhitzten Seele gossen der Admiral von Chatillon, und der Herr von Andelot, dessen Bruder, noch Öhl dazu; der Erste war ehrgeitzig, aber auch behuthsamer, scharfsichtiger, und bereit, jede Gelegenheit von Unruhen zu ergreifen, um sich zu einem hohen Grade von Macht und Ansehen hinauf zu schwingen; der Andere war grausam von Natur, ungestümer Gemüthsart, und immer in Parteyhändel verwickelt: er bestrebte sich durch sein Beyspiel und Aufmunterung dessen Mißvergnügen noch mehr zu reitzen, da er selbst, im Verständnisse mit den Prinzen, von einem solchen Hasse entbrannte, daß er gleichsam zur Verzweiflung gebracht war, und nur Veränderungen entgegen harrete.

Siebentes Kapitel.

Tod Heinrichs II. Der junge, an Körper und Geist schwache Dauphin Franz besteigt den Thron. Vergebene Ansprüche der Prinzen von Geblüt auf die Regentschaft. Die Herzoginn Diana von Valentinois wird vom Hofe entfernt. Die Königinn-Mutter und die Herren von Guise theilen sich in die Regierung des Reiches mit der Bewilligung des Königs. Der Connetabel Anna von Montmorenci wird vom Hofe entfernt. Der Prinz Ludwig von Condé wird als Gesandter nach Spanien geschickt. Regierungspolitik der Herren von Guise. Gänzliche Unterdrückung des Hauses Bourbon. Zusammenkunft der Prinzen von Geblüt und ihrer Anhänger zu Vendome. Resultat derselben. Der König von Navarra geht nach Hofe, um die Beschwerden der Prinzen von Geblüt vorzutragen, und wird mit schönen Hoffnungen eingewiegt. Er begleitet des Königs Schwester nach Spanien. Der Prinz von Condé beruft seine Anhänger auf sein Schloß La Ferté. Es wird in dieser Versammlung beschlossen, sich der Hugenotten zur Ausführung ihres Vorhabens zu bedienen.

So war die Lage der Sachen, so die Rangstreitigkeit und die Feindschaft zwischen den Großen beschaffen, um bey der geringsten Gelegenheit zu offenbaren Streitigkeiten hervorzubrechen, als im Jahre tausend fünfhundert und neun und
Jahr 1559. funfzig, im Monathe Julius, der plötzliche Tod Heinrich II. erfolgte. Er hatte im Laufe vieler Kriege manches Glück und Unglück erfahren; und als er endlich nichts sehnlicher wünschte, als sein Reich von so großen Lasten und so lan-

gen Gefahren zu befreyen, so hatte er mit den benachbarten Jahr
Mächten einen allgemeinen Frieden gestiftet. Um denselben 1559.
durch die stärksten Bande auf's möglichste noch mehr zu befestigen, so vermählte er zu gleicher Zeit seine erstgeborne Tochter Elisabeth mit Philibert II. König von Spanien, und Margarethen, seine einzige Schwester, mit Philibert Emanuel, Herzogen von Savoyen. Zur Bezeugung seiner Freude feyerte er die Hochzeiten mit königlicher Pracht, und zum allgemeinen Troste, in Paris. Sein Unglück wollte es, daß den letzten Tag im Junius, auf einem prächtigen Turniere, als er mit dem Hauptmanne seiner Leibwache, dem Grafen Gabriel von Montgommery eine Lanze brach, sich zufällig das Vießier seines Helmes öffnete, und er durch den Schaft der gebrochenen Lanze seines Gegners in das rechte Auge tödtlich verwundet, und todt vom Platze nach dem Pallaste von Tournelles getragen wurde 8).

---

8) Hieronymus Cardan soll dem Könige diesen tragischen Tod vorher gesagt haben. Die Astrologie und Magie waren damahls sehr im Schwunge, wozu die Katharina von Medicis das Meiste beygetragen hatte. Der König, welcher schon zwey Mahl mit dem Grafen von Montgommery eine Lanze gebrochen hatte, wollte nun auch die dritte brechen. Der Marschall von Vieillville, an dem nun die Reihe war, sagte zu dem Könige: Er habe schon seine Geschicklichkeit hinlänglich gezeigt; der König bestand aber darauf, und wollte sich an den jungen Lorges (so hieß Montgommery's Vater) revanschiren, welcher ihn fast aus dem Sattel gehoben habe. Der Marschall von Vieillville, welcher sich nach der Sitte seines Zeitalters mit Träumen und deren Auslegungen abgab, beschwor den König, es zu unterlassen, denn er habe schon drey Nächte hinter einander geträumt, daß dem Könige heute ein großes Unglück widerfahren werde: der letzte Tag des Junius sey ein unglück-

Jahr 1559. Da man kein Heilungsmittel finden konnte, so starb er zum heftigsten Schmerze aller der Seinigen den zehnten Tag des

---

licher Tag für ihn. Auch der Graf von Montgommery entschuldigte sich; der König aber drang in ihn, und brach nun die dritte Lanze. Montgommery warf den Schaft der Lanze, wie es doch gewöhnlich ist, nicht hinweg, rannte mit dem Stumpfe gerade in das Vießier des Königs, und stieß ihm das eine Auge durch. Die gleichzeitigen Schreiber der Denkwürdigkeiten kommen in der Hauptsache, nähmlich der Verwundung, nicht mit einander überein: der Marschall von Vieillville war ein Augenzeuge dieses Vorfalles, und stimmt mit Davila überein; (S. Mémoires du Maréchal de Vieillville t. XXXI der Collect. Univ. p. 255—257) der Herr von Tavannes (S. dessen Mémoires t. XXVII. p. 17) sagt das Gegentheil, nähmlich ein Splitter habe das Vießier aufgeschnellt, ein Anderer sey in das eine Auge gefahren, und am Ohre wieder heraus gekommen. Es mag nun seyn wie es will; die Chirurgen konnten durchs Sondiren nicht heraus bringen, von welcher Seite des Gehirnes die Splitter eingedrungen waren; sie anatomirten vier Köpfe von Missethätern, welche in einigen Gefängnissen eilends geköpft worden, contre lesquels testes on coignoit, sagt Vieillville, le tronsson par grande force, au pareil costé, qu'il estoit entré dedans celle du Roy. Es war aber vergebens. Als der König starb, so befahl er, dem Montgommery auf keine Art ein Verbrechen aus diesem unglücklichen Stoße zu machen; er trauete aber dem Frieden nicht, sondern begab sich nach England, und nahm die reformirte Religion an. Während den bürgerlichen Kriegen kam er wieder nach Frankreich zurück, (S. eine Note in den Mémoires de Montluc t. XXIV der allgem. Samml. p. 164, welcher ebenfalls den Träumen sehr ergeben war, und über diesen Vorfall ebenfalls Prophezeyungen geträumt hatte), und vertheidigte als Gouverneur von Rouen diese Stadt eine Zeit lang gegen das katholische Heer; nach der

Julius. Nach seinem Tode kam die Krone auf seinen erst- Jahr
gebornen Sohn, den Dauphin Franz, welcher erst kaum 1559.
siebzehn Jahre zurück gelegt hatte; ein Prinz von schwachem Geiste, verrütteter Gesundheit und weichlicher Natur, unter dessen Regierung sich Alles, wie man vorher gesehen, so zusehends verschlimmerte, daß die verborgene Zwietracht in offenbare Feindseligkeiten sich verwandelte, und in kurzem zu den Waffen gegriffen wurde.

Das jugendliche Alter des Königs, und noch mehr seine natürliche Unfähigkeit erforderte nicht sowohl eine Vormundschaft (denn er war schon über vierzehn Jahre alt, welches die für die Könige von Frankreich bestimmte Zeit der Mündigkeit ist), sondern so lange eine weise und aufmerksame Regentschaft, bis seine natürliche Schwäche durch das Alter etwas wäre gestärkt worden. Nach einer alten Reichsgewohnheit wurden die Prinzen von Geblüte zu dieser Regentschaft berufen, unter welchen sowohl der nächsten Verwandtschaft als des Rufes wegen dieselbe dem Prinzen von Condé und dem Könige von Navarra von Rechts wegen gehörte. Aber der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, als nahe Verwandten des Königs wegen seiner Gemahlinn machten sowohl in Rücksicht ihrer dem Staate geleisteten Dienste, als weil sie unter dem verstorbenen Könige das Staatsruder geführt hatten, auf dieselbe Anspruch. Vor allen diesen behauptete die Königinn-Mutter, Katharina von Medicis, daß ihr das ausschließliche Regiment so-

---

Einnahme derselben flüchtete er nach England, kam wieder zurück, und wurde nach schändlich gebrochener Kapitulation durch Betrieb der Katharina von Medicis, welche den Tod ihres Gemahles an ihm rächen wollte, als ein Verbrecher der beleidigten Majestät hingerichtet.

Jahr 1559. wohl aus Kindesliebe, als nach vielen Beyspielen verflossener Zeiten zustehe; da sie ihre größte Hoffnung auf die Uneinigkeiten der Großen gründete, so zweifelte sie nicht, sehr leicht ihren Zweck zu erreichen. Die Furcht, welche die eine Partey vor der anderen hatte, begünstigte ungemein ihre Absicht; und da die Herren von Guise ahndeten, sie möchten des Rechtes, welches ihnen ihre nächste Verwandtschaft auf die Regierung des Reiches, wie gewöhnlich, ertheile, beraubt werden, und zum voraus berechneten, welches Ansehen die Königinn-Mutter bey ihrem unerfahrnen jungen Sohne haben würde, so beschlossen sie, sich mit ihr zu verbinden, um einen Theil jener Macht zu erhalten, weil sie nicht glaubten, sie allein behaupten zu können. Die Königinn, eine Frau von männlichem und scharfsichtigem Geiste, welche wohl wußte, daß die Prinzen von Geblüte ganz natürlich der Regentschaft und der Macht der Königinnen-Mütter immer entgegen sind, und als eine Italienerinn und Ausländerinn die Nothwendigkeit erkannte, sich der Stütze einer mächtigen Partey zu bedienen, schloß also das engste Band mit den Herren von Guise, weil sie sah, daß sich dieselben mit einem Theile der Macht begnügten, auf welchen die Prinzen von Bourbon einen ausschließenden Anspruch machten. Dieser Verbindung stand das enge Interesse im Wege, welches die Herren von Guise an die Herzoginn Diana von Valentinois fesselte, die der verstorbene König bis zum letzten Hauche seines Lebens geliebt und begünstigt hatte; da aber der Umstand dringend war, und ein so großes Vorhaben keinen Aufschub zuließ, so wurde die Königinn sowohl, welche bey Lebzeit ihres Gemahls mit einer lobenswürdigen Geduld ihre Nebenbuhlerinn ertragen hatte, und nun geneigt war, mit der nähmlichen Mäßigung vergangene Unbilden zu vergessen, als die Herren von Guise, welche alle ihre Gedanken nur

auf die gegenwärtigen Gelegenheiten richteten, einig, sie zu stürzen, und vom Hofe zu entfernen, doch aber mit der Bedingniß, daß sie ihrer Reichthümer nicht beraubt würde, welche durch Erbschaft dem Herzog von Aumale zufallen mußten 9). Nachdem sie nun diese Verbindung ihrem beyderseitigem Interesse gemäß zu Stande gebracht, und mit der Diana nach dem Gutdünken der Königinn eine Einrichtung war getroffen worden, so fingen sie ohne Zeitverlust an, die Grundsteine ihrer welchselseitig beabsichteten Größe zu legen. Der abwesende König von Navarra war sehr unzufrieden über den König und den Hof, weil man in dem Vertrage mit der Krone von Spanien keine Rücksicht auf sein Intresse genommen hatte, um ihn in seine Staaten einzusetzen. Der Connetabel war mit dem ihm auf eine listige Art aufgetragenen Leichenbegängnisse des Königs beschäftiget, welches mit einem unausgesetzten Pompe drey und dreyßig Tage lang gefeyert wurde. Derjenige, welchem dasselbe aufliget, darf den Ort, wo der Leichnahm ruhet, nicht verlassen; und da die Ceremonien dieses Begängnisses in dem Pallaste von Tournelles, in einer weiten Entfernung von jenem des Louvre, in welchem der König Franz dem Herkommen nach seinen Wohnsitz aufschlug, vor sich gingen, so waren dadurch alle großen Hindernisse theils durch List, theils durch Zufall

Jahr 1559.

---

9) Es kostete aber doch die Herzoginn ihre schöne Herrschaft von Chenonceaux, für welche sie Tauschweise Chaumont für Loire erhielt. Sie mußte die Edelgesteine der Krone heraus geben, so wie die Schlüssel zum Cabinette des Königs. Die Herren von Guise bemächtigten sich sogleich des jungen Königs, führten ihn nach dem Louvre, und überließen den Körper des Verstorbenen, wie Tavannes sagt, denjenigen, welche dessen Geist besessen hatten.

Jahr 1559. beseitiget, und keine Schwierigkeiten vorhanden, die Einwilligung des Königs, welcher sich durch die Fallstricke der Schmeicheley und der Reitze seiner Gemahlinn fangen ließ, zu erhalten, daß das Heft des Staates seinen nächsten Verwandten, und zwar das Kriegswesen dem Herzoge von Guise, dem Cardinale die Civilstaatsverwaltung, und der Königinn-Mutter die allgemeine Oberaufsicht der ganzen Regiernng übertragen wurde.

Da nun Alles nach ihrem Willen eingerichtet war, ihre Herrschaft festen Fuß fassete, keiner durch Klagen oder geheime Bewegungen den Sinn des Königs ändern, und keinen Weg zu Veränderungen sich eröffnen konnte, so beschlossen sie, alle jene aus ihrem Umkreise zu entfernen, welche auf irgend eine Art ihren Planen entgegen arbeiten könnten. Es war kein Zweifel, daß sie ihren ersten Angriff auf den Connetabel richten würden, als auf einen Mann, dessen Ansehen und Staatsklugheit die Herren von Guise am meisten fürchteten, und welche von der Königinn Katharina schon lange Zeit heimlich gehaßt wurde. Die Herren von Guise fürchteten denselben wegen der schon seit vielen Jahren zwischen ihnen bestehenden heftigen Rangstreitigkeit; noch mehr, weil er sich in seinem Ansehen im ganzen Reiche wegen dem Rufe seiner Staatsklugheit aufrecht erhielt, obschon dasselbe sich am Hofe sehr vermindert hatte. Die Königinn war aus mehr als einer Ursache ihm abgeneigt, weil er besonders in den ersten Jahren ihrer Vermählung sich mehrmahl alle Mühe gegeben hatte, ihren Gemahl zu überreden, sie wegen Unfruchtbarkeit von sich zu stoßen; auch hatte er nach ihrer Fruchtbarkeit nicht aufgehört, sie aufzuziehen, und öffentlich zu sagen, daß keines von ihren Kindern dem Könige gleiche, Dianen, seine natürliche Tochter ausgenommen, welche Franzen von Montmorenci, Einem seiner Söhne, zur Gemahlinn bestimmt war. Durch dergleichen

Reden suchte er die Keuschheit und Treue der Königinn in Zweifel zu ziehen. Nebst dieser so großen Beleidigung konnte sie nicht so leicht vergessen, daß er, als ein natürlicher Feind der Ausländer (der Italiener) auf eine hartnäckige Art alle jene Florentiner verfolgt hatte, welche zu ihrem Gefolge gehörten, oder mit ihr verwandt, oder ihre Landsleute, und an ihrem Hofe Aufnahme gefunden hatten; endlich daß er ihr selbst immer gleichsam den Rang streitig machen wollen, und gesucht habe, ihre Anhänger zu erniedrigen und zu unterdrücken. Sie hatte Alles dieß zur Lebzeit ihres Gemahles mit einer klugen Verstellung geduldig ertragen; jetzt, da sich die beste Gelegenheit darboth, sich zu rächen, so war es sehr leicht für die Herren von Guise, ihre Einwilligung zur Entfernung desselben von den Staatsgeschäften und dem Hofe zu erhalten, und andere Vorwände dafür aufzufinden. In ihren geheimen Unterhandlungen mit derselben hatten sie auf eine listige Art dieses Project auf die Bahn gebracht, und einmüthig dem Könige die zu große Gewalt dieses Mannes vorgestellt, auf welche er am Hofe Anspruch gemacht haben würde, um ihn wie ein Kind zu regieren, und unter seiner Zuchtruthe zu halten. Er sey auf's engste mit den Prinzen von Bourbon, den beständigen Feinden von jenen, verbunden, welche die Krone besäßen, die sie schon lange Zeit zu erhalten hofften. Man könne auf keine Weise ein Vertrauen auf denselben setzen, ohne das Leben Seiner Majestät und das zarte Alter seiner Brüder den Nachstellungen von Menschen Preis zu geben, welche aus Verdacht ihres hochtrabenden Ehrgeitzes von den Königen seinen Vorfahren immer in einer niedrigen Entfernung seyen gehalten worden. Sie hatten keine Schwierigkeit, durch diese Vorspiegelungen den blödsinnigen Franz zu überreden (denn Unwissenden ist immer die Weisheit verdächtig) ihn auf eine geschickte Art vom Hofe zu entlassen. Nach gee-

Jahr 1559.

Jahr 1559. digtem Leichenbegängnisse seines Vaters empfing er ihn also sehr leutselig, mit der Erklärung, daß er auf keine andere Art seine großen Verdienste und die im Dienste seiner Vorfahren verrichteten Thaten belohnen könne, als ihn von der Last der Staatsgeschäfte zu befreyen, welche jetzt für sein Alter zu schwer seyen; im Gegentheile, er wolle dasselbe nicht mit Strapazen zu Grunde richten, sondern ihn für irgend eine wichtige Gelegenheit bey Gesundheit erhalten; es stehe ihm also frey, sich in die Ruhe zu begeben, wohin es ihm gefalle, da er nicht Willens sey, ihn als einen Diener und Vasallen in seinem Dienste zu ermüden, sondern ihn allezeit als seinen Vater zu verehren. Aus diesen Äußerungen schloß der Connetabel, daß es nicht die Zeit sey, sich zu widersetzen, sondern besser, das als eine Belohnung anzunehmen, was er im Falle seiner Widersetzlichkeit als eine Strafe zu erwarten hatte. Er bedankte sich also bey dem Könige, empfahl dessen Schutze seine Kinder und Enkel, und entfernte sich zehn Meilen weit von Paris nach Chantilly, seinem Schlosse, in dessen Einsamkeit er schon mehrmahl wegen der Verfolgungen des Schicksals Trost gefunden hatte.

Da man nun den Connetabel auf diese Art hinweg gesprengt hatte, so wurde auch darauf gesonnen, den Prinzen von Condé zu entfernen, dessen Unbiegsamkeit und feindseliges Betragen jeden Tag mehr befürchten ließ, daß er keine Gelegenheit vorbey gehen lassen würde, Neuerungen zu erregen, und die gegenwärtige Regierungsform zu verändern; weil man aber kein Mittel wußte, sich seiner so leicht zu entledigen, so hielt man dafür, ihn zum wenigsten einige Zeit und so lange zu entfernen, bis sich das neue Regiment befestiget haben würde. Er wurde also zum Gesandten an den katholischen König ernannt, um das Siegel auf den von dem seligen Könige von Frankreich in seinen letzten Ta-

gen mit demselben geschlossenen Frieden zu drücken, und das Band der neuen Verwandtschaft noch enger zu knüpfen. Durch seine Abreise vom Hofe eröffnete er also seinen Feinden ein freyes Feld zur Vollendung des angefangenen Werkes. Auf die nähmliche Art wurden auch alle übrige Personen behandelt: denn die Königinn und die Herren von Guise, welche ihre entworfene Größe auf einen unerschütterlichen Grund bauen wollten, glaubten ganz sicher ihren Endzweck zu erreichen, wenn sie sich der Festungen, der Heere und des Kronschatzes bemächtigten, und die Verwaltung der wichtigsten Staatsgeschäfte in ihren Händen, oder in jenen ihrer treuesten, mit ihnen am nächsten verbundenen Anhänger, wäre. Sie ließen sich aber von ihrem Interesse nicht so weit hinreißen, daß sie nicht noch einige Rücksicht auf das allgemeine Beste und ihren guten Ruf genommen hätten; sie erhoben nicht, wie es am gewöhnlichsten zu geschehen pflegt, Leute von geringen Verdiensten oder niedriger Herkunft und gemeinem Stande, in dem Wahne, als wenn man denselben ein größeres Vertrauen schenken, oder mehr Verbindlichkeit von ihnen erwarten könnte, sondern sie besetzten die Dienste und Ämter mit Männern von bekannter Tapferkeit und guter Herkunft, und welche noch überdieß bey dem Volke in gutem Rufe standen. Dadurch erreichten sie zu gleicher Zeit zwey Absichten: die Eine, daß sich das Volk ungemein über diese Wahl erfreuete, und die Übelgesinnten selbst daran nichts aussetzen konnten; die Andere, daß sie sich rechtschaffenen und für das allgemeine Wohl sich verwendenden Personen anvertraueten, welche ihren Erwartungen so wohl entsprechen, als sie in den Fallstriken der Untreue nicht fangen würden, da alle jene übel bedient werden, welche die Ausführung ihrer Absichten Leuten von schlechter Herkunft, bösen Eigenschaften, und schlechten Sitten übertragen. Diesem ihrem Plane gemäß wurde der Groß-

Jahr 1559.

Jahr 1559. kanzler des Reiches, Franz Olivier, wieder in seine Würde eingesetzt; — ein Mann von der unbescholtensten Uneigennützigkeit, und unerschütterlicher Standhaftigkeit in Staatsgeschäften, welcher in den ersten Jahren der Regierung Heinrichs wegen seiner zu großen Freymüthigkeit und Hartnäckigkeit in seinen Meinungen auf Anrathen des Connetabels vom Hofe war entlassen worden. Eben so riefen sie den Cardinal von Tournon in den Staatsrath des Königs zurück, welcher unter Franz I. an der Spitze der Staatsgeschäfte gestanden hatte. Durch dieses Benehmen erfülleten sie nicht allein die Wünsche des Volkes, und kamen der allgemeinen Erwartung entgegen, da, Beyde, Männer von geprüfter Güte des Herzens, und Feinde der zu vielen Auflagen auf das Volk waren, sondern auch, weil sie vormahls von dem Connetabel mit Beleidigung waren abgesetzt, und nun wieder waren zurückgerufen worden. Sie verschafften der gegenwärtigen Regierung einen großen Ruhm, und befestigten auch zugleich durch Rath und That das begonnene Werk ihrer Macht.

Durch die nähmlichen Kunstgriffe suchten sie auch die Übrigen auf die Seite zu ziehen. Gegen das Haus von Bourbon, so wie gegen jenes des Connetabels, verfuhr man nicht mit gleicher Mäßigung; die Herren von Guise wurden von der Begierde, die Macht ihres alten Gegners aus allen Kräften zu unterdrücken, und den Glanz des königlichen Hauses auszulöschen, hingerissen, und ließen keine Gelegenheit vorbeygehen, durch welche sie entweder den Ruhm derselben vermindern, oder ihre nachtheilige Lage vergrößern könnten. Der Admiral, Kaspar von Coligni, besaß zwey verschiedene Statthalterschaften, die Eine von Isle de France (so wird jene Gegend genannt, in welcher Paris liegt), und die Andere von der Pikardie. Da es nach den Reichsgesetzen verbothen ist, mehrere Staatsämter und Statt-

halterschaften zugleich zu bekleiden, so hatte der verstorbene Jahr 1559.
König beschlossen, die Statthalterschaft der Pikardie dem Prinzen von Condé zu geben, welcher durch die Unterdrückung äußerst aufgebracht war, um ihn einiger Maßen zu besänftigen, und zwar um so mehr, als sein Vater diese Statthalterschaft lange Jahre, und einige Zeitlang dessen Bruder, der König von Navarra, besessen hatte. Man glaubte, als wenn er sehnlichst nach derselben strebte, und sein Anspruch schien einiger Maßen gerecht und billig zu seyn. Da der Admiral zum Vortheile des Prinzen auf diese Statthalterschaft Verzicht geleistet hatte, der König aber fast zur nähmlichen Zeit gestorben war, so verlieh Franz, welcher gar keine Rücksicht auf den schon bekannten Entschluß seines Vaters machte, auf Einlispelung der Herren von Guise diese Statthalterschaft zum offenbaren Nachtheile des Prinzen dem Carl von Cossé, Marschall von Brissac, einem Feldherrn von großem Rufe und nicht minderer Tapferkeit. Er hatte sich mit dem nähmlichen Glücke, wie das Haus von Lothringen, in die Höhe geschwungen, war auf's engste mit demselben verbunden, und hing in Allem von seinem Willen unbedingt ab. Eben so wenig Rücksicht hegte man für Franzen von Montmorençi, den ältesten Sohn des Connetabels, welcher Dianen, Heinrichs natürliche Tochter, mit dem Versprechen zur Gemahlinn genommen, die Würde eines Großhofmeisters zu erhalten; der Herzog von Guise legte sie sich aber in den ersten Tagen der Regierung Franzens selbst bey, in der Absicht, seine Macht durch diese Stelle zu vermehren, und sich mit einem neuen Glanze zu umkleiden, so wie dieses Haus derselben zu berauben, und es so viel möglich zu erniedrigen. So wurde jede schickliche Gelegenheit, die sich darboth, von dem Herzoge von Guise und noch mehr von dem Cardinale von Lothringen, begierig ergriffen, ihre Gegner zu Boden zu drücken.

Jahr 1559. Die Königinn-Mutter, Katharina, welche wohl einsah, daß eine solche Habsucht und Feindseligkeit mit der Zeit irgend ein großes Übel hervorbringen müsse, und gewünscht hätte, daß man mit mehr Feinheit und Verschlagenheit zu Werke ginge, wagte es nicht, ihren Rathschlägen und ihrem Willen sich zu widersetzen, da ihr Ansehen sich vorzüglich auf die Macht derselben stützte. Die auf diese Art von der ganzen Staatsverwaltung des Reiches und von dem Zutritte an den Hof und zum Könige ausgeschlossenen Prinzen von Bourbon fiengen nun endlich an, über ihren Zustand nachzudenken; sie berathschlagten sich über die Unternehmungen ihrer Feinde, welche sich nicht allein begnügeten, die ganze Macht jetzt in Händen zu haben, sondern auch durch alle Wege suchten, sich dieselbe für die Zukunft zu versichern; sie beschlossen also, nicht länger müßige Zuschauer ihres eigenen Unglücks zu seyn, sondern auf irgend ein Mittel für die Zukunft zu denken, welches ihren gegenwärtigen Verlust ersetzen, und sie von dem Rande des Unterganges retten könnte, in welchen sie ohne Zweifel stürzen würden. Der König Anton von Navarra, welcher seinen jungen Prinzen der Königinn seiner Gemahlinn zu Bearn, gleichsam außer der Gefahr des Brandes, zurückgelassen hatte, der ganz Frankreich bald in Flammen setzen würde, hatte sich in dieser Absicht nach Vendome begeben, wo mit dem, von seiner Gesandtschaft schon zurück gekommenen Prinzen von Condé auch der Admiral Andelot, und der Cardinal von Chatillon, dessen Bruder, Graf Carl von Rochefoucault, Franz, Stiftshauptmann von Chartres, und der Prinz Anton von Porçien, alle Verwandte und Freunde, so wie viele andere Herren, zusammen gekommen waren, welche alle Anhänger der Häuser von Montmorenci und Bourbon waren. Er hatte den Connetabel nicht dahin eingeladen, welcher nur ein stilles und geschäftloses Leben zu führen schien, aber

heimlich alle Räder dieser Maschine in Bewegung setzte, und seinen Sekretär dorthin schickte, um der Versammlung beyzuwohnen, und seine Meinung über ihre Absichten vorzutragen. Da man sich über das berathschlagte, was in der gegenwärtigen Lage der Sachen zu thun sey, so waren darüber Alle einstimmiger Meinung, aber nicht über die Mittel der Ausführung. Alle fühlten die Größe der den Prinzen von Geblüt zugefügten Beleidigungen, welchen nicht nur allein die erste Stelle der Staatsverwaltung, sondern auch die wenigen ihnen übrig gebliebenen Ämter waren entrissen worden. Sie sahen den Untergang der Prinzen sowohl als ihrer Anhänger voraus, deren Unterdrückung das Hauptziel der Herren von Guise sey. Es war keiner unter denselben, welcher nicht dafür hielt, daß man einer so großen Gefahr so bald als möglich vorbauen müsse, ehe sie auf das Äußerste gebracht, und fast unwiederbringlich verloren wären. Der Prinz von Condé, der Stiftshauptmann von Chartres, D'Andelot, und viele Andere von hitzigem und entschlossenem Charakter waren der Meinung, daß man den Feinden, zur Befestigung und Vermehrung ihrer Macht und ihres Ruhmes längere Zeit nicht gestatten, sondern zu den Waffen, als dem besten und sichersten Mittel greifen müsse. Sie stellten vor, wie eitel die Hoffnung sey, daß der König, welcher keiner Entschließung fähig sey, aus eigener Bewegung sie in die gebührende Stellen wieder einsetzen, und aus jener Schlafsucht erwachen werde, in welche ihn von Geburt an seine eigene Natur begraben habe; daß er unter der drückenden Herrschaft seiner Mutter und der Herren von Guise es nie wagen würde, jene Macht zurückzufordern, welche er ihnen so leichter Dinge überlassen habe; daß die Klagen und Beschwerden der Prinzen von Geblüt, und der für das Beste des Reiches gutgesinnten Vasallen nie zu den Ohren desselben kommen würden, da

Jahr 1559.

Jahr 1559. er so gar bis in seine Gemächer mit Leuten zum Dienste seiner Person umgeben sey, welche ihre Gegner als Wächter ihrer angemaßten Herrschaft aufgestellt hätten. Es sey also von dem Könige keine freywillige Erledigung ihrer Klagen zu hoffen, da dieselben niemahls bis zu seinen Ohren kommen, oder, im Falle, verdrehet, und mit den gehässigen Nahmen von Machination, Verschwörung und Aufruhr würden belegt werden. Was sollten sie also erwarten? daß die Königinn-Mutter, daß die Herren von Guise sich selbst des Besitzes ihrer erworbenen Macht begeben werden, in welcher sie sich mit so vieler Mühe und so vielen Kunstgriffen befestiget hätten, um einen Theil derselben ihren eigenen Feinden zu überlassen? Diese Hoffnung sey noch viel eitler und unvernünftiger, als die Erste: denn eine so kühn errungene Gewalt werde nicht eben so feig aus den Händen gelassen; es sey gewöhnlich und natürlich, daß unerlaubte und unehrbare Dinge heimlich begehrt, und langsam erworben, aber nachher ohne Scham besessen, zurück gehalten, und offenbar vertheidigt würden. Beweisgründe des Rechtes, der Schutz und die Gültigkeit der Gesetze, Dinge, welche zwischen Privatleuten zu gelten pflegen, räumten ohne Widerstand der Macht und Stärke der Fürsten das Feld, welche mit der Richtschnur ihres Können's und Wollen's das Recht mäßen. Das mit so viel Bescheidenheit und Ehrfurcht verbundene Betragen flöße ihren Gegnern nur noch mehr Vertrauen und Muth ein. Laut klagen sey nichts anders, als vor dem Angriffe in die Trompete stoßen, um dem Feinde Zeit zur Rüstung zu verschaffen. Große Unternehmungen seyen nur durch Schnelligkeit ausgeführt worden: furchtsame und über den guten Ausgang zweifelsvolle Rathschläge benähmen den Muth, verminderten die Stärke, und versäumten, die flüchtig vorüber eilende Gelegenheit anzufassen. Man müsse also so geschwind als möglich zu den Waffen grei-

fen, und sich den Weg zur Unterdrückung der unvorbereite- Jahr
ten Feinde öffnen, nicht durch behuthsame Versuche seine ei- 1559.
genen Hoffnungen langsam untergraben, und die Unterneh-
mung nicht als schwer vorbilden.

Der König von Navarra, der Admiral, der Prinz von Porçien, und der Sekretär des Connetabels im Nahmen seines Herrn bezeugten ihren Abscheu, sogleich die Waffen zu ergreifen, und traten Jenen bey, welche zu dem gelinderen Wege riethen: denn sie sahen nur zu gut ein, daß das Unternehmen der Prinzen von Geblüt, obschon sie die Waffen für die Befreyung des Königs, welcher durch die Ausländer unterdrückt, und in Gefangenschaft gehalten werde, und nicht gegen Ihn selbst und dessen Majestät zu ergreifen vorgeben würden, nichtsdestoweniger übel ausgelegt und auf's Höchste von den Franzosen verabscheuet werden würde, welche für die königliche Majestät die größeste Ehrfurcht hätten, die man aus keinem Grunde und unter keinem Vorwande nöthigen und mit Gewalt zwingen dürfe. Sie waren also der Meinung, daß sie nach dem strengsten Sinne der Gesetze den König nicht zwingen könnten, ihnen die Regierung zu übergeben; denn da er schon das vierzehnte Jahr seines Alters zurück gelegt habe, so sey er auch weder einer Vormundschaft, noch weniger der willkürlichen Gewalt irgend eines Menschen unterworfen; ihr Recht beruhe also bloß auf der Billigkeit; es sey also rathsamer, dasselbe durch geschickte Versuche zu handhaben, und ihre Klagen bescheiden vorzutragen, als es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Wollte man diesen Rathschlägen, welche die Klugheit darbiethe, Gehör geben, so wäre kein Zweifel, ein Mittel auszufinden, sich des Gemüthes der Königinn-Mutter zu versichern, und sie von der Partey ihrer Feinde abwendig zu machen, wodurch das Haus Guise gestürzt, und ihnen viel leichter und sicherer der Weg

Jahr zu ihren Ansprüchen geöffnet würde; auch hofften sie, daß
1559. die Herren von Guise selbst, welche sich ohne irgend einen Widerspruch auf eine so kühne Art von Allem Meister gemacht hätten, einen Theil der Regierung den Prinzen von Bourbon abtreten würden, wenn sie die Vorbereitung zu einem so hartnäckigen und mächtigen Kampfe sähen. Sie könnten sich durch den Besitz desselben von der drohenden Gefahr und der gegenwärtigen Erniedrigung befreyen; in diesem Falle sey es dann viel besser, sich mit irgend einem erträglichen Zustande zu begnügen, als Alles durch die Unbeständigkeit und Ungewißheit des Kriegsglückes auf's Spiel zu setzen. Sie sähen auch nicht ein, wie sie weder in Frankreich Truppen zur Führung des Krieges gegen ihren rechtmäßigen und natürlichen König aufbringen, noch Hülfe von auswärtigen Fürsten erwarten könnten, welche mit demselben durch neue Friedensverträge und neue Verwandtschaften auf's engste verbunden seyen; sie befürchteten also, daß die Ergreifung der Waffen eher den gänzlichen Untergang und die Vertilgung ihres Hauses nach sich ziehen, als ihnen einen ehrenvollen Antheil an der Staatsverwaltung verschaffen möchte.

Diese letzte Meinung behielt endlich durch das Ansehen dessen, der sie unterstützte, die Oberhand, und es wurde beschlossen, daß der König von Navarra, als Haupt dieser Familie und erster Prinz von Geblüt sich nach Hof begeben und versuchen solle, durch seine mündliche Vorstellung dem Könige, welcher er seine Ohren gewiß nicht verschließen werde, die Gründe ihrer Ansprüche begreiflich zu machen, und sich des Gemüthes der Königinn-Mutter zu bemeistern, um durch eine kluge und listige Unterhandlung einen Theil der Staatsverwaltung für sich, und für seine Brüder und Anhänger jene Statthalterschaften und Staatsämter, deren man sie beraubt hatte, oder auch andere Dienste zu erhal-

ten, welche gleichen Werthes seyen. Die Eigenschaften des Unterhändlers prophezeihten aber schon einen fruchtlosen Ausgang: denn der König von Navarra, welchen eine so gefährliche Unternehmung schüchtern gemacht hatte, handelte voll Zweifel und Ehrfurcht, so wie ihn auch eine gewisse Offenheit und natürliche Scham an einem Orte nicht verließ, wo der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, durch den glücklichen Fortgang ihrer Sachen muthig, sich in Verfassung setzten, um jedem Unternehmen desselben nachdrücklich und furchtlos die Stirne zu biethen. Die Königinn-Mutter und die Guisen hatten schon von lange her dem Könige beygebracht, daß die Prinzen von Geblüte von seinen Vorfahren immer in Erniedrigung wegen dem Hasse gehalten worden, welchen sie ganz natürlich gegen die Könige, als Besitzer der Krone, hegten; sie hätten immer gegen dieselben entweder in offener Fehde zu Felde gelegen, oder ihnen heimlich nach dem Leben gestrebt. Jetzt, da der König von Navarra und der Prinz von Condé die schwächliche Gesundheit des Königs, keine Nachkommenschaft desselben, die Minderjährigkeit seiner Brüder, und sich also am nächsten dem Throne sähen, suchten sie zu seinem Nachtheile die Regierung seiner Mutter und seinen nächsten Anverwandten aus den Händen zu reißen, um nachher ihrem Gutdünken gemäß herrschen, und ihn wie ihren Unterthan behandeln zu können, so wie es in älteren Zeiten die Majordomus, mit Chlodwich, Chilperich und anderen zur Regierung unfähigen Fürsten zu thun pflegten; auch würden sie nicht saumselig seyn, sich durch ein schändliches Wagstück, durch Nachstellungen oder Gift, einen kürzeren Weg zur Krone zu bahnen. Jahr 1559.

Nachdem der junge, von Natur furchtsame, unentschlossene und nun argwöhnische König diesen durch wahrscheinliche Gründe ganz gut unterstützten Unterricht erhalten

Jahr 1559. hatte, so empfing er den König von Navarra sehr kaltblütig und mit wenig Achtung. So oft er mit ihm sprach, so war entweder der Herzog oder der Cardinal gegenwärtig, welche sich nicht einen Augenblick von seiner Seite entfernten. Er gab ihm harte Antworten, berief sich immer auf seine Volljährigkeit, bezeugte die guten Dienste, welche ihm die gegenwärtigen Staatsverwalter leisteten, und schlug dadurch für immer den Prinzen von Geblüt ihre Bitten und Foderungen ab, weil sie zur Unzeit, ohne Ursache, und mit Arglist gemacht würden. Die Versuche mit der Königinn-Mutter hatten keinen besseren Erfolg; sie wußte wohl, daß sie sich den Prinzen von Geblüt nicht vertrauen könne, welche ihr nur so lange gewogen bleiben würden, bis sie den Zutritt zu der Regierung des Reiches erhalten hätten; um sie alsdann gänzlich zu verlassen, sie sogar von der Staatsverwaltung auszuschließen, und vielleicht noch gar vom Hofe zu entfernen. Sie hielt es für eine Verwegenheit, sich der Freundschaft der stärksten und mächtigsten Partey zu entäußern, um sich mit den Prinzen von Bourbon zu verbinden, welche ohne alle Stütze seyen; sie beschloß also, von ihrem ersten Plane, welcher ihr alle Sicherheit gewährte, nicht abzuweichen; nichts desto weniger wollte sie aber auch, so viel möglich, der öffentlichen Zwietracht und dem Ausbruche eines Krieges zuvorkommen, und ihnen nicht alle Hoffnung benehmen, sondern suchte durch Verstellung und Kunstgriffe den von Natur biegsamen König von Navarra von seinem Vorhaben abzuhalten, und durch Aufschub und die Zeit irgend einen nützlichen Rath für das allgemeine Beste zu finden. Diesem zu Folge hatte sie in den ersten Zusammenkünften durch Freundschaftsbezeugungen ihn mit guten Hoffnungen erfüllt, und ihm auf eine listige Art in dem Fortgange ihrer Unterhandlungen begreiflich gemacht, daß man das zarte und furchtsame Gemüth des Königs nicht durch For-

derungen und zur Unzeit gemachte Beschwerden reitzen; sondern eine schickliche Gelegenheit abwarten müsse, welche sich nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge doch einmahl zu ereignen pflege; denn da der König schon das vierzehnte Jahr seines Alters zurück gelegt habe, so sey er nicht verbunden, sich in dem, was die Regierung seines Reiches beträfe, nach der Willkür und Meinung irgend einer anderen Person zu fügen, sondern daß er nur von seinem eigenen Willen und Gutdünken abhange. Der König werde aber auch, im Falle einer in der Zukunft sich darbiethenden Gelegenheit, die Prinzen von Bourbon mit Würden und Ämtern ehren zu können, die Pflichten der Verwandtschaft erfüllen, und der ganzen Welt zeigen, wie sehr er ihre Tapferkeit schätze, und auf ihre Treue rechne. Der König dürfe auf keine Art, und so leichter Dinge die jetzige Verfassung verändern, und zerstören, um nicht gleich bey dem Anfange seiner Regierung ein unbeständiges, Neuerungen ergebenes, und leichtsinniges Gemüth an den Tag zu legen. Sie erboth sich, bereit zu seyn, die Prinzen von Geblüt unter ihren Schutz zu nehmen, und sich auf's emsigste bey ihrem Sohne zu verwenden, damit er, so bald als möglich, ihren Wünschen entspreche. Es zieme dem Könige von Navarra als einem klugen Manne nicht, welcher immer Beweise von großer Mäßigung gegeben habe, sich jetzt zu jugendlichen Entschlüssen verleiten, und an jene Abgründe führen zu lassen, welche weder mit seinem Alter noch mit seiner Weisheit überein kämen, sondern er müsse mit der gehörigen Geduld alles bloß von der Großmuth und Gewogenheit des Königs erwarten, und den Übrigen den Weg zeigen, um zur gelegenen Zeit die Gnaden und Belohnungen des Königs zu erhalten. Durch dergleichen Beweggründe hatte sie ihn schon mehrmahl in Versuchung geführt; und da sie bemerkte, daß er schon zu wanken anfing, so entschloß Jahr 1559.

Jahr 1559. sie sich, ihm den letzten Stoß zu geben, und ihm vorzustellen, daß, da Elisabetha, des Königs Schwester, in Begleitung einer sehr angesehenen Person nach Spanien geführt werden solle, sie auf den Gedanken gefallen sey, ihm dieses Geschäft anzuvertrauen, welches sich ganz vorzüglich, sowohl wegen seinem ernsthaften Betragen als dem Glanze des königlichen Geblüts, für ihn schicke, diese Vermählung zu verherrlichen. Nebst dem, daß der König, ihr Sohn, ein Wohlgefallen daran haben würde, könnte er auch viel Vortheil in Rücksicht seiner besonderen Ansprüche davon ziehen, sich gelegenheitlich die Gewogenheit des katholischen Königs zu erwerben, und zugleich in eigener Person über die Zurückgabe oder den Tausch seines Königreichs von Navarra Unterhandlungen zu pflegen. Sie erboth sich, bey diesem Geschäfte mit aller ihrer Macht und jener des Königs, ihres Sohnes, mitzuwirken, damit er seine Absicht auf eine glückliche und vortheilhafte Weise erreichen möge.

Der König von Navarra, welcher die Gesinnung des Hofes erforschet, hatte diejenigen, welche von der herrschenden Partey, und in der Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Sachen bestärkt waren, wenig geneigt gefunden, die Ansprüche der Prinzen von Geblüt zu unterstützen; selbst jene, deren Interesse es war, seine und seines Bruders Erhöhung zu wünschen, waren zum Theile durch die Macht ihrer Gegner zurück geschreckt, zum Theile über sein langes Zaudern mißvergnügt, und hatten alle gleichmäßig die Hoffnung aufgegeben, daß er etwas ausrichten werde. Es war nun ganz natürlich, daß er wieder auf die Gedanken fiel, zu dem Besitze seines Königreiches zu gelangen, und die gegenwärtige Gelegenheit nicht verschmähen zu dürfen, welche ihm nicht nur allein die Erneuerung der Unterhandlungen über einen Vertrag mit der Krone Spanien, sondern auch ein Mittel darboth, den Hof mit

Ehre zu verlassen, wo er wenig Achtung genoß. Er nahm Jahr
also ganz gerne die Anerbiethung an, die Königinn Elisa- 1559.
beth nach Spanien zu geleiten, und beschleunigte, mit
außerordentlichen Hoffnungen von der Königinn-Mutter
überfüllt, seine Abreise mit einer so entschieden guten Mei-
nung, daß seine Gegner selbst sie nicht besser hätten wün-
schen können, so wie die anderen Prinzen, seine Anhänger,
ein großes Mißvergnügen darüber bezeugten. Mit nicht ge-
ringerem Vertrauen überließ er sich den listigen Unterhand-
lungen der Spanier: denn der König Philipp, welchen die
Königinn-Mutter von dem ganzen Gange des Geschäfts un-
terrichtet, oder nicht weniger als sie selbst wünschte, daß
der König von Navarra, der so dringende Ansprüche auf
seine Länder machte, in niedriger Entfernung von der ober-
sten Staatsverwaltung gehalten würde, hatte dem Herzoge
von Alva und den übrigen zum Empfange der Königinn sei-
ner Braut bestimmten Herren den Auftrag gegeben, ihn
nicht nur allein durch die gewöhnlichen Kunstgriffe hinzuhal-
ten, sondern so gar auch in allem Ernste seine Vorschläge
anzunehmen, und sich zu erbiethen, dieselben durch Bericht
dem Könige und der Entscheidung seines Staatsrathes heim-
zustellen, ohne deren Gutachten keine in das Interesse des
Reiches einschlagende Sache entschieden zu werden pflege.

So bald der König von Navarra an die Gränzen von
Spanien gekommen war, und die Abgeordneten die Schwe-
ster des Königs in Empfang genommen hatten, so machte
die Königinn Elisabeth seiner Meinung nach einen guten
Anfang der Unterhandlung über sein Privatinteresse, welches
die Spanier auf eine so geschickte Art zu behandeln wußten,
daß er, voll der besten, aber in die Länge gehenden Hoff-
nungen, alle seine Gedanken auf seine eigene Angelegenhei-
ten so ganz wendete, daß er auf ihr Begehren Gesandten
an diesen Hof schickte, und sich nach seinem alten Ruhesitze,

Jahr 1559. nach Bearn, zurück begab, mit dem festen Entschlusse, sich nicht in die Angelegenheiten von Frankreich zu mischen, nachdem der Weg der Unterhandlung fruchtlos gewesen war, und er jenen der Waffen seiner Ehre und seinen Pflichten nicht geziemend und für zu gefährlich hielt.

Ganz verschieden war die Neigung und der Entschluß Ludwigs von Condé, seines Bruders, eines armen, aber stolzen und feurigen Prinzen, welcher sich Hoffnungen gemacht hatte, zu den höchsten Würden empor zu steigen, aber durch den Haß seiner Feinde war gestürzt worden; er konnte nicht länger in seiner Eingeschränktheit und kärglichen Lage das Mißvergnügen über den gegenwärtigen Zustand des Reiches ertragen, da ihn noch seine Gemahlinn, und seine Muhme, Eine die Schwester, die Andere die Nepotinn des Connetabels, und Beyde feurige und ehrsüchtige Damen unaufhörlich anreizten. Er brütete im Gegentheile neue und gefährliche Anschläge nach allen Kräften aus, und stellte sich schon im Geiste vor, daß, wenn er durch seine Betriebsamkeit und Überredungsgründe das Kriegsfeuer anzünden könnte, er nicht nur allein das Haupt seiner Partey werden, sondern auch Reichthümer, ein gemächliches Leben, ein grosses Gefolge von Anhängern, und die unumschränkte Herrschaft über viele Städte und Provinzen des Reiches erlangen würde. Er berief also auf sein Schloß La Ferté, an den Gränzen von Champagne, die mitverschworenen Prinzen und ihm anhängende Herren zusammen, und suchte ihnen zu beweisen, daß, da bis jetzt alle Versuche im Wege der Güte ganz fruchtlos gewesen, es nöthig sey, irgend ein kräftigeres Mittel zu gebrauchen, um dem Übel zu steuern, welches, nach seinem gewaltsamen Anfange zu urtheilen, nicht ~~nur~~ die königliche Familie, sondern auch noch alle jene, die keine sclavische Anhänger der herrschenden Königinn-Mutter und der Herren von Guise seyen, in seinen Abgrund ver-

schlingen würde. Man müsse sich nicht länger mehr verstellen, als fühlte man die geschlagenen Wunden nicht, welche sie zeither verborgen hätten, jetzt aber Jedermann sichtbar seyen; die mit so vieler Verachtung des königlichen Geblütes ihnen zugefügte Unbilden, die gänzliche Entfernung vom Hofe, die Beraubung der Statthalterschaft von der Pikardie, die eigenmächtige Besitznehmung der Großhofmeisterstelle und Verfügung über die königlichen Einkünfte, die Verleihung aller Würden und Ämter an fremde und unbekannte Personen, die arglistige Gefangenschaft des Königs selbst, zu dessen Ohr kein freyes und heilsames Wort gelangen könne, und endlich die Unterdrückung der Gutgesinnten und die Erhöhung aller derjenigen, welche nur die Krongüter zu rauben und zu verschleudern suchten — Alles dieß seyen offenbare Thatsachen; der Plan einer hartnäckigen Verfolgung der Prinzen von Geblüte läge nun zu Tage, und man fühle nur zu gut die festgegründete Tyranney der Ausländer, deren Gewaltthätigkeit man nur mit Gewalt widerstehen könne. Es sey nicht das erste Mahl, daß die Prinzen von Geblüte zu den Waffen, als dem einzigen Rettungsmittel, gegriffen, um die Gerichtsbarkeiten und die Vorrechte ihrer Familie zu vertheidigen: so hätten der Herzog Peter von Bretagne, Graf Robert von Dreux und andere Baronen zu einem Kriege ihre Zuflucht genommen, als, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Heiligen, Blanca, dessen Mutter, die Regentschaft sich anmaßte; so habe Philipp Graf von Valois sein Ansehen und sein Recht nach Carls des Schönen Tode dadurch behauptet, daß er jene von der Vormundschaft und Regentschaft ausgeschlossen, welche dieselbe usurpiren wollten; so habe der Herzog Ludwig von Orleans, zur Zeit König Carl VIII. gegen die Macht der Herzoginn Anna von Bourbon, welche als die älteste Schwester des

Jahr 1559.

Jahr 1559. Königs das Staatsruder an sich gerissen, die Waffen ergriffen, um zum Regenten des Reiches erwählt zu werden. Diese und andere viele Beyspiele seyen so kundbar, daß sie sich keines Verbrechens schuldig machten, den erhabenen und unauslöschlich eingedrückten Fußstapfen ihrer Vorältern zu folgen, welche ihnen bey der Entschließung über diesen Gegenstand den Weg zu ihrer Rettung zeigten. Man dürfe nicht länger auf den guten Willen des Königs rechnen, welcher, in der Schlafsucht seiner eigenen Unfähigkeit begraben liegend, den elenden Zustand seiner Sclaverey nicht erkenne, sondern die Prinzen von Geblüt, denen mit Einwilligung der ganzen Nation, und nach altem Herkommen die Reichsverwaltung zugehöre, müßten, wie ein kluger und mitleidiger Arzt, welcher dem Kranken wider Willen die Medizin eingebe, um ihn zu heilen, und der Gefahr zu entreißen, in der er sich, ohne es zu wissen, befinde, den König von jener Unterwürfigkeit und jenen Fesseln zu befreyen suchen, welche er sowohl zu seinem eigenen Nachtheile als zum Schaden des ganzen Reiches unter dem heftigen Drucke des Übels wider Wissen trage: es sey im Gegentheile die höchste Nothdurft, noch ehe die gegenwärtige Gefahr den höchsten Grad erreiche, einen schnellen Entschluß zu fassen, und ihn mit kluger Standhaftigkeit in's Werk zu setzen, weil sie sehr leicht durch einen schnellen Vorgriff und durch Muth jene Hindernisse besiegen würden, welche sich mehr bey Überlegungen und Berathschlagungen den Zweifelnden, als bey den Handlungen den Ausführenden zeigten: durch Kleinmuth und Langsamkeit würden sie sich ihre Fesseln noch enger schlingen; er bitte also Jeden, alles Zweifeln über den guten Ausgang auf die Seite zu setzen, und ihr gegenwärtiges Heil, ihre Ruhe und ihre künftige Ehre ihrer Tapferkeit heimzustellen.

Durch diese und andere von den Prinzen mit Nachdruck und kriegerischem Geiste gemachten Vorstellungen wurden die Gemüther des größten Theils derjenigen bewegt, welche schon von selbst geneigt waren, ihres Interesse's wegen die Waffen zu ergreifen. Aber der Admiral, welcher mit reiferem Nachdenken die Größe dieser Unternehmung maß, widersetzte sich der Meinung des Prinzen, und rieth, ihre Absichten auf einem anderen Wege durchzusetzen, der ihm einen besseren und sicherern Erfolg versprach; es schien ihm viel zu gefährlich, durch einen offenbaren Krieg die Güter und Existenz des königlichen Stammes, so vieler Mitverwandten und Anhänger mit so wenig Macht, ohne Anhang und feste Plätze, ohne Truppen und Geld aufs Spiel zu setzen; er hielt also dafür, daß man da durch List und geheime Triebfedern wirken müsse, wo die Macht nicht hinreichte, und sich bestreben, durch geheime Bewegungen, ohne sich selbst darzustellen, durch Andere das Ziel ihrer Absichten zu erreichen. Er zeigte, daß das ganze Reich voll von jenen Leuten sey, welche der von Calvin eingeführten neuen Glaubenslehre ergeben seyen. Die Strenge der Inquisition und die Schärfe der Gesetze hätten sie zur Verzweifelung gebracht, und das Verlangen erregt, sich von der Härte ihrer gegenwärtigen Lage zu befreyen, ehe sie sich irgend einer künftigen Gefahr aussetzen müßten. Sie glaubten Alle, daß die gegen sie ausgeübte Strenge von dem Herzoge von Guise und noch mehr von dem Cardinal von Lothringen herrühre, welcher nicht nur allein im Parlamente und im königlichen Staatsrathe auf's eifrigste ihren Untergang betreibe, sondern auch öffentlich in Zusammenkünften, und privat ihre Lehre bekämpfe, und sie rastlos verfolge. Bis jetzt sey der Entschluß und der Muth dieses Volkes erkaltet, weil sie weder ein Haupt hätten, welches dasselbe leitete, noch irgend Jemand, der ihm mit Rath beystünde, und durch die That sie erhitzte:

Jahr 1559.

Jahr 1559. mit der geringsten Hülfe würden die Calviniſten ohne alle Rückſicht jede ſchwere und gefährliche Unternehmung wagen, wenn ſie nur Hoffnung hätten, ſich von dem bevorſtehenden Untergange zu befreyen; es ſey alſo viel beſſer, ſich dieſes Mittels zu bedienen, dieſer ſo beſtellten Menge Muth und eine Geſtalt zu geben, und ſie insgeheim in guter Ordnung und bey ſchicklicher Gelegenheit zum Untergange des Guiſiſchen Hauſes in Bewegung zu ſetzen, gegen welches dieſelbe ohne dieß auf's heftigſte erbittert ſey. Auf dieſe Art würden die Prinzen von Geblüt und die andern Herren ihrer Partey von der Gefahr errettet, ihre Macht durch eine ſolche Anzahl von Anhängern vermehrt, und überdieß noch der Unterſtützung der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und der Königinn Eliſabeth gewiß ſeyn, welche dieſe neue Lehre öffentlich begünſtigten, und beſchützten. Ihre Sache erhalte dadurch einen beſſeren Anſtrich, und die Kühnheit des Verſuches falle Anderen zur Laſt; auch werde man der ganzen Welt glauben machen, als wenn der bürgerliche Krieg nicht wegen dem Intereſſe der Prinzen und den Anſprüchen auf die Reichsverwaltung erregt worden, ſondern aus der Streitigkeit über die Glaubenslehre entſtanden ſey.

Es war dem Anſehen und der Beredſamkeit des Admirals nicht ſchwer, die Übrigen zu dieſem Vorſchlage zu überreden, da derſelbe ſo wohl der gegenwärtigen Lage der Sachen ganz anzupaſſen ſchien, als in der Verſammlung ſich viele befanden, welche der Lehre Calvin's heimlich anhingen. Es wurde alſo mit allgemeiner Einwilligung beſchloſſen, dieſem Rathe zu folgen, welcher mit eben ſo lebhaften als ſicheren Hoffnungen den Ausbruch des Krieges verzögerte, und einige Zeit lang jene Gefahren, welche ihrem Unternehmen auf dem Fuße gefolgt wären, entfern-

ten, denen sich doch die Menschen nicht so gerne aussetzten, wenn sie dieselben entweder ganz abwenden, oder sie weiter verschieben können. Dieser Rath und diese Entschließung war so schädlich, daß, so wie er dem Elende und allen Unglücksfällen die Thüre öffnete, welche mit außerordentlichen Zufällen lange Zeit dieses Reich heimgesucht, und in seinen Eingeweiden zerfleischt haben, eben so der Urheber selbst und alle jene, welche aus eigener Neigung und ihres gegenwärtigen Interesses willen diesem Vorschlage beystimmten, in demselben ihren schmählichen Untergang gefunden. Jahr 1559.

Um aber die Grundsätze und den Fortgang von Calvin's Lehre kennen zu lernen, unter deren Fahne so viele und so verschiedene Parteyen in dem bürgerlichen Kriege gedient haben, so finde ich es nothwendig, eine etwas weitläuftige Darstellung derselben zu entwerfen, damit ich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, in ein helleres Licht setze, und nicht immer die Grundsätze wiederhohlen muß, welche zur Beurtheilung der Thatsachen unumgänglich erforderlich sind.

Achtes Kapitel.

Ursprung des Calvinism in Frankreich. Geschichte und Fortgang desselben. Hugonotten. Sie werden verfolgt, aber nicht unterdrückt. Die Prinzen schicken Bevollmächtigte, welche mit denselben den Plan des Aufruhrs verabreden. Herr von Renaudie wird zum Hauptanführer erwählt. Charakter desselben. Zusammenkunft der Verschworenen zu Nantes; Resultat derselben. Der König und der Hof verlassen auf die Nachricht von der Verschwörung Blois, und begeben sich nach Amboise. Der Herzog von Guise wird vom Könige zum Generalstatthalter ernannt. Vertheidigungsanstalten desselben. Erscheinung der Verschworenen in einzelnen Haufen vor Amboise. Fruchtloser Angriff auf das Schloß. Sie werden zerstreut, gefangen genommen und bestraft.

Nachdem Martin Luther in Deutschland den Weg zu einem neuen Schisma in der Religion und zu ganz entgegengesetzten Glaubensmeinungen eröffnet hatte, so wich Johann Calvin, von Noyon, einer Stadt in der Pikardie, gebürtig, ein Mann von großem, aber unruhigem Geiste, von außerordentlicher Beredsamkeit und vielfacher Gelehrsamkeit, von der so viele Jahrhunderte von der Römischen Kirche beobachteten Glaubenslehre ab, und legte in Schriften und in Predigten, welche er an vielen Orten Frankreichs hielt, hundert und achtzig Sätze (Axiomata, wie man sie nannte) vor, welche mit dem Römisch-Katholischen Glauben nicht übereinstimmten. Die von Natur neu-

gierigen und Veränderungen liebenden Franzosen fingen an, diese Schriften mehr aus Kurzweile als aus Wahl zu lesen, und sich bey diesen Predigten einzufinden. So wie es sich aber allezeit in der Welt zu ereignen pflegt, daß jene Dinge, welche Scherzweise anfangen, sich mit Ernst endigen, so verbreiteten sich auch hier die in der Kirche ausgestreueten Meinungen so sehr, daß sie von einer grossen Anzahl Menschen aus allen Ständen begierig angenommen, und hartnäckig geglaubt wurden. Calvin, welchen man anfänglich für keinen großen, sondern für einen aufrührischen und unruhigen Kopf hielt, erwarb sich die Verehrung Vieler, und galt als ein neuer, wunderbarer Ausleger der Schrift, und als ein viel sicherer und unfehlbarer Lehrer des wahren Glaubens. Der Mutterort dieser Lehre war die Stadt Genf, welche an den Gränzen von Savoyen liegt, sich von der Oberherrschaft des Herzogs und des Bischofs, denen sie vormahls gehorchte, befreyt, und als ehemahlige freye Reichsstadt, und unter dem Vorwande der Gewissensfreyheit eine demokratische Republik errichtet hatte. Von hieraus traten unaufhörlich Werke ans Licht; von hieraus schlichen sich in die nahen Provinzen Männer von Verstand und Beredsamkeit, welche den Samen dieser Lehre ausstreueten, und mit der Folge der Zeit damit alle Städte und Provinzen Frankreichs, aber so insgeheim anfüllten, daß man öffentlich nur einige muthmaßliche Spuren davon erblickte. Der Ursprung dieser Spaltung zeigte sich unter Franz I. welcher wohl zuweilen einige scharfe Edicte gegen dieselbe ergehen ließ; er war aber so anhaltend mit auswärtigen Kriegen beschäftigt, daß er derselben entweder den Lauf ließ, oder nicht wahrnahm, daß sich die Grundsätze dieses mehr verachteten und gehaßten als gefürchteten Glaubens überall verbreiteten. Aber Heinrich II., welcher ein eifriger Verehrer des katholischen

Glaubens war, und auch einsah, daß die Veränderung der Religion in den Gemüthern der Menschen die Störung des Staats zur unausbleiblichen Folge haben würde, gab sich alle Mühe, die noch schwachen Wurzeln dieses aufkeimenden Samens zu vertilgen, und ließ alle Jene, welche dieser Lehre überwiesen werden könnten, mit einer unerbittlichen Strenge am Leben bestrafen.

Obschon viele Mitglieder der Parlamenter, die entweder Anhänger dieser Lehre waren, oder einen Abscheu vor dem immerwährenden Blutvergießen hatten, jede Ausflucht suchten, und jeden Kunstgriff brauchten, Jene zu retten, welche nur immer dem scharfen Strafgesetze entrissen werden konnten, so hatte es doch der König durch seine Wachsamkeit und Beständigkeit, vorzüglich auf Überredung des Cardinals von Lothringen, schon so weit gebracht, daß er seinen Endzweck erreicht haben würde, wenn er gänzlich die bösen Säfte aus den Eingeweiden Frankreichs hätte vertreiben können, wenn nicht andere darauf erfolgte Zufälle die Vollstreckung seiner beschlossenen ferneren Blutgerichte verhindert hätten. Da sich der Tod Heinrichs unvermuthet ereignete, welchen die Calvinisten als wunderbar auszugeben und zu ihrem Vortheile auszulegen pflegen, so konnte im Anfange von Franzens Regierung nicht mit unabläßlicher Strenge fortgefahren werden; das Übel nahm also immer mehr zu, und verbreitete sich in dem Maße, als die Heilungsmittel langsam und schwächer waren. Obschon der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, welche alle Macht in Händen hatten, in ihrem strengen Verfahren und der Bestrafung nicht nachließen, so befolgten doch die Parlamenter und andere Obrigkeiten nicht mehr wie vormahls die königlichen Befehle; da sie wegen der großen Anzahl und dem Stande derjenigen, welche der neuen Religion anhingen, die man die Reformirte nannte, gleichsam überwältigt, und

schon müde waren, gegen jene auf eine so grausame Art zu verfahren, welche sie als ihre Landesleute und Brüder betrachteten, so ließen sie stillschweigend in der Strenge und Wachsamkeit der Inquisition nach; überdieß wünschten auch viele der Senatoren eine solche Verwirrung in dem jetzigen Zustand der Sachen, daß ein Jeder die Gewissensfreyheit erhalten könnte, wozu eine unendliche Anzahl Menschen beyderley Geschlechts durch die Predigten Theodors Beza, Calvins Schüler, eines sehr gelehrten und beredten Mannes überredet wurden. Viele von dem ersten, und die höchsten Würden bekleidenden Adel waren zu dieser Religion und Gottesdienst übergegangen, welcher nicht mehr in Ställen und Kellern, wie unter Heinrichs Regierung, sondern in den Vorhäusern der Edelleute, und in den Gemächern der Großen gefeyert wurde. Man nannte sie gemeiniglich Hugonotten, weil die ersten Zusammenkünfte in der Stadt Tours, wo diese Lehre zuerst Wurzel faßte, und sich verbreitete, in gewissen unterirdischen, der Hugospforte nahe liegenden, Höhlen gehalten, und deßwegen von dem Volke Hugonotten genannt wurden, so wie man sie in Flandern Gueux nannte, weil sie in Bettlerkleider sich vermummten. Es gibt Andere, welche lächerliche und fabelhafte Erfindungen dieses Nahmens erzählen; es mag aber dem seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß diese Hugonotten unter sich noch kein Haupt hatten, noch durch die Macht und das Ansehen irgend eines Prinzen beschützt wurden; und obschon der Admiral und viele andere Herren diese Lehre angenommen, so getraueten sie sich doch nicht, öffentlich als Solche aufzutreten, weil sie die Furcht der Strafe zurückhielt, und noch immer ihre Versammlungen auf's geheimste zu halten suchten.

Da jetzt die Prinzen von Bourbon diesen Zustand von Frankreich mit ihrem gegenwärtigen Interesse ganz überein-

stimmend fanden, so wurde der Vorschlag des Admirals allgemein angenommen, sich dieses Vorwandes und der sich darbiethenden Gelegenheit zu bedienen, um ihr Vorhaben auszuführen, und erwählten den D'Andelot, und den Stiftshauptmann von Chartres, um als Bevollmächtigte diesen Entschluß in's Werk zu setzen. D'Andelot war der Bruder des Admirals, und ein Mann von wilder Gemüthsart, aber großer Kriegserfahrenheit, welcher sich mehrmahl schon den Zorn der vorigen Könige auf den Hals gezogen hatte, weil er als ein hitziger und äußerst unruhiger Kopf sich immer in aufrührische Unternehmungen und Neuerungen mischte; ohne den Schutz des Connetabels und das Ansehen seines Bruders würde er schon mehr als ein Mahl Ehre und Leben verloren haben. Wegen diesen und anderen ähnlichen Ursachen war er vom Hofe entfernt worden, hatte sich schon lange Zeit an die Partey der Hugonotten angeschlossen, und diejenigen unterstützt, welche sich heimlich versammelten, um den Predigten beyzuwohnen. Eben so hitzig, aber nicht so tapfer und weniger zurück haltend, war der Stiftshauptmann von Chartres, welcher im Überflusse der Reichthümer ein ausschweifendes und unordentliches Leben führte, die Zuflucht und der Beschützer aller derjenigen war, welche sich in übeln Umständen befanden, und sich endlich mehr aus Eigensinn seines unruhigen Kopfes, als aus Überzeugung, für einen Schüler Calvin's erklärt hatte. Da sie in der Kunst erfahren waren, Neuerungen zu erregen, und Mitbewußte der Örter, wo sich die Hugonotten zu versammeln pflegten, so fanden sie bald, ohne entdeckt zu werden, eine große Anzahl Menschen, welche das schon begonnene Werk den Interessenten insgeheim mittheilten, und alles zur Ausführung Gehörige in Ordnung brachten. Es wurde dieß mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit und mit so befriedigender Zusammenstimmung derjenigen veranstaltet,

Jahr 1560.

welche wegen den Gefahren und Strafen in Unruhe schwebten, daß sie in kurzer Zeit sehr leicht ihr vorgestecktes Ziel erreichten, da sie nebst dem ihres eigenen Heils wegen wünschten, die ganze Welt in Unordnung zu bringen. Als die Springfedern von allen Seiten gespannt waren, so wurde folgender Verfahrungsplan angelegt: ein großer Haufe derjenigen, welche sich zur neuen Lehre bekenneten, sollte sich, aber unbewaffnet, versammeln, vor dem Hofe erscheinen, die Gewissensfreyheit, ihre freye Religionsübung und die zu diesem Behufe nöthigen Kirchen verlangen; weil sie nun wußten, daß diese Forderung ihnen aufs hartnäckigste und in den strengsten Ausdrücken würde verweigert werden, so sollten diejenigen, welche sich aus allen Provinzen zu gleicher Zeit an einem Orte einfinden mußten, unter Anführung gewisser Hauptleute, in Waffen und unvermuthet, erscheinen, als wenn die durch die abschlägige Antwort aufgebrachte Menge voll Verzweiflung zu den Waffen gegriffen hätte, und, wenn der König unvorbereitet, und der Hof wehrlos seyn würde, den Herzog von Guise, den Cardinal von Lothringen, und alle ihre Anhänger umbringen, und den König so in die Enge treiben, daß er den Prinzen von Condé zum obersten Reichsregenten erkläre, welcher ihnen dann die Glaubensfreyheit verleihen, und alle wider sie ergangene Strafgesetze aufheben würde. Einige haben ausgebreitet, und geglaubt, die Häupter der Verschwörung hätten geheime Verhaltbefehle gehabt, die Königinn-Mutter, den König selbst und seine Brüder, wenn der Ausgang ihrem Vorhaben und ihren Wünschen entsprechen würde, eilends aus dem Wege zu schaffen, damit die Prinzen von Bourbon auf diese Art zur Krone gelangen möchten; da aber keiner der Mitverschworenen jemahls dieses Vorhaben bekannte, sondern immerwährend und nach der Folter diesen Punct auf's standhafteste läugnete, so kann Jahr 1560.

Jahr 1560. ich diese Beschuldigung nach dem bloßen oft falschen Gerüchte nicht verbürgen, welches bald aus Furcht, bald aus Argliſt der Menschen, die Alles in's Unendliche vergrößern, zu entstehen pflegt. Nachdem nun die Art der Ausführung festgesetzt war, so wurden den Häuptern der Hugonotten ihre Stellen und Provinzen angewiesen, um mit so größerer Ordnung und weniger Geräusch zu Werke gehen zu können.

Gottfried dü Barry, Herr von Renaudie, ein Mann, welcher durch viele Unglücksfälle gezwungen worden, außer seinem Vaterlande auf Abentheuer-auszugehen, und sich durch seine Kühnheit und seinen Verstand einen großen Nahmen und Anhang unter den Calviniſten erworben hatte, übernahm die Leitung und Oberaufsicht dieser gefährlichen Unternehmung; es fehlte ihm weder an Muth, noch an Feuer, der Anführer derselben zu seyn, da er sich nur durch einen solchen Weg emporschwingen, und den schlechten Zustand seiner Finanzen verbessern, oder einen schnelleren Tod durch seine Entschlossenheit finden konnte. Er war von sehr edler Hertunft, und stammte aus der Provinz Perigord; er war aber gezwungen worden, sein Vaterland als ein Flüchtiger zu verlassen, weil er in einem Prozesse sich falscher Urkunden bedient hatte. Nachdem er verschiedene Gegenden der Welt durchstreift hatte, so fand er zuletzt einen Zufluchtsort in Genf, wo er durch die Gewandtheit seines Geistes sich einige Achtung erwarb, und Mittel fand, in sein Vaterland zurück zu kehren, in welchem er sein väterliches Erbtheil durch Parteyhändel mit seinen aufrühriſchen Spießgesellen aufgezehrt hatte; er war nun gezwungen, durch die nähmlichen Künſte sein Leben zu borgen, welche den Untergang seines Vermögens befördert, und seinen guten Ruf verdunkelt hatten. Von solcher Geburt und solchen Eigenschaften war das Haupt der Verschwörung, welcher sich viele Andere theils der Gewissensfreyheit wegen, theils aus

Hang nach Veränderungen, oder auch aus Geschäftlosigkeit, Jahr
der natürlichen Feindinn der französischen Nation, anschlos- 1560.
sen. Unter den Vornehmsten derselben war ihm das Geschäft zu Theil geworden, die Anhänger zu versammeln und an den bestimmten Ort zu führen. Durch die Eintheilung nach Provinzen hatte man eine gewisse Ordnung in die Unordnung gebracht, vermöge welche die Glieder in ihren geheimen Bewegungen zu gleicher Zeit der gleichförmigen Operation ihres Hauptes entsprechen sollten. Dem Baron von Castelnau wurde Gascogne; dem Hauptmanne von Mazere Bearn; dem Herrn von dü Menil die Landschaft Limoges, dem Herrn von Mirabel Saintonges; dem Coceville die Pikardie; dem Mouvans die Provençe; dem Malines La Brie und Champagne; dem Herrn von Sainte-Marie die Normandie, und dem Montmelian Bretagne übertragen — alle Männer, welche sowohl durch den Adel ihres Geblüts, als ihre Tapferkeit berühmt waren, und immer für die Häupter in den Städten und diesen Provinzen gehalten wurden. Alle diese waren auf einer Versammlung nach Nantes, einer Stadt in Bretagne, unter dem Vorwande von Vermählungen und Prozessen, zusammen gekommen, und ein Jeder hatte sich mit der größten Geschwindigkeit nach der ihm übertragenen Provinz begeben, wo sie in wenigen Tagen eine große Menge Menschen aus allen Ständen ohne Geräusch auf ihre Seite brachten, welche alle bereit waren, an der Unternehmung mit Aufopferung ihres Lebens Theil zu nehmen, worin sie, ohne einmahl weiter nachzudenken, durch ihre Prediger bestärkt wurden, welche vorgaben, es geschehe für das allgemeine Wohl.

Während diesem war der Prinz von Condé, welcher den Stoff zu einem so großen Brande herbeylieferte, nur einige kleine Tagereisen vom Hofe entfernt, um bey dem Ausbruche gegenwärtig zu seyn, und ohne Zeitverlust einen

Jahr 1560. den Umständen angemessenen Entschluß fassen zu können; aber der Admiral hatte sich aus seiner ihm eigenen Scharfsichtigkeit, um gleichsam neutral zu scheinen, und in jedem Falle sein Vorhaben besser unterstützen zu können, nach seinem Schlosse Chatillon begeben, wo er bloß die Muße des Privatlebens zu genießen, und weit entfernt zu seyn schien, an Staatsgeschäfte zu denken; er that dieß nicht sowohl, um unter der Hand die gemeinsame Unternehmung durch Rath und That unterstützen zu können, als vielmehr, weil er dieselbe für zu kühn und zu gefährlich hielt, und einen starken Widerstand und einen unglücklichen Ausgang befürchtete. Die Verschworenen, welche von solchen Gedanken nicht zurückgehalten wurden, sondern voller Hoffnungen waren, hatten in der Stille ihre Wohnörter verlassen, und eilten, mit verborgenen Waffen versehen, auf verschiedenen Wegen in einzelnen Haufen zur bestimmten Zeit nach Blois, wo sich der Hof aufhielt, um die gesunde Luft zu genießen. Diese Stadt liegt auf einer Ebene, ohne alle Befestigung und Besatzung, in deren umliegenden Gegenden sich alle den fünfzehnten März versammen sollten — ein Tag, welcher schon mehr als ein Mahl zu großen Unternehmungen war bestimmt worden. Obschon die Geschwindigkeit in der geheimen Bewegung der Verschworenen groß war, so waren doch die Gegenanstalten und Vorsicht der Königinn-Muter und der Herren von Guise noch größer, welche augenblicklich von der ganzen Verschwörung Nachricht erhielten, weil sie sich durch beträchtliche Belohnungen und das Ansehen der Oberherrschaft eine unendliche Menge von Anhängern in allen Gegenden des Reiches verschafft hatten: auch war es dem natürlichen Gange nach unmöglich, daß eine so große Versammlung von Menschen unentdeckt blieb, wodurch Verschwörungen so leicht noch vor der Ausführung an's Licht zu kommen pflegen, obschon sich die Häupter der-

selben nur wenigen Personen von erprobter Verschwiegenheit und Treue anvertrauen. Einige behaupten, der Herr von Renaudie habe das Geheimniß mit allen Umständen dem Peter Avenelles, Parlamentsadvokaten zu Paris, mitgetheilt, weil er ebenfalls der reformirten Religion zugethan war. Dieser mag nun das Unternehmen für zu groß gehalten, oder geglaubt haben, die ansehnlichsten Belohnungen davon zu tragen, und eröffnete die ganze Sache, aber nur in allgemeinen Ausdrücken, dem Secretär des Herzogs von Guise, auf dessen Rath er sich hernach an den Hof begab, und jeden Umstand der Königinn-Mutter entdeckte. Avenelles mag nun das Geheimniß verrathen, oder die in den Häusern der vornehmsten Verschworenen gehaltenen Spionen mögen sie angeklagt haben, oder auch aus Deutschland selbst, wie Einige behauptet haben, diese warnende Nachricht gekommen seyn, so berathschlagten sich die Königinn-Mutter und die Herren von Lothringen über die Art, wie man die Verschworenen zerstreuen, oder gar zu Grunde richten müsse. Der mit den Kriegsgefahren nicht unvertraute Cardinal war geneigt, den sichersten Weg einzuschlagen, und rieth, den Adel der nächsten Provinzen zusammen zu berufen, die Infanterie der nächst gelegenen Besatzungen in ein Corps zusammen zu ziehen, und Kuriere an alle Prinzen und Statthalter des Reiches mit den unbedingten Befehlen eilends abzuschicken, daß sie sogleich in's Feld rücken, und alle Jene verfolgen sollten, welche sie in Waffen finden würden. Er hielt dafür, daß die Verbindung der Verschworenen, wenn sie dieselbe entdeckt, und die nachdrücklichen, durch den Ruf wie gewöhnlich noch vergrößerten, Vorkehrungen sähen, sich von selbst auflösen, und der sie augenscheinlichen Gefahr des letzten Versuches sich nicht aussetzen würden. Aber der Herzog von Guise, vertraut mit den größesten Gefahren, verachtete die Wuth einer undisciplinirten Menge ohne Anfüh- Jahr 1560.

Jahr rer und Ordnung, und glaubte, daß durch den vom Cardi-
1560. nal vorgeschlagenen Weg das Übel in seinem Laufe wohl aufgehalten, aber nicht gedämpft, sondern, da es in den Eingeweiden des Reiches seinen Sitz habe, und immer herumschleiche, durch Zufälle zu einer anderen Zeit mit einer größeren Heftigkeit, und vielleicht mit größeren Unruhen und Schaden begleitet hervorbrechen würde. Er war also der Meinung, daß man durch Verstellung, als wenn man nicht das Geringste von der Sache wüßte, den Verschworenen Muth einflößen, und Gelegenheit geben solle, sich selbst zu entdecken, damit sie sowohl völlig unterdrückt, und bestraft, als der ganze Staat von so gefährlichen und giftigen Säften gereinigt werde, welche durch die Veranlassung so großer Zufälle bewiesen hätten, daß man dieselbe nicht durch lindernde Mittel verbessern, sondern, da sie schon in Gährung übergegangen, durch starke auflösende Arzeneyen reinigen müsse. Diesem Hauptgrunde fügte er noch hinzu, daß die Bösgesinnten, wenn man nur einen Theil der Verschworenen unterdrücken würde, dieses Verfahren in ein häßliches Licht stellen könnten, und das Volk, welches nicht geschickt sey, die Folgen einer so offenbaren Empörung vorher zu sehen, schwerlich dem ganzen Vorfalle Glauben beymessen, sondern der größte Theil das Ganze für eine Erfindung der Regierung halten würde, die Feinde derselben zu Grunde zu richten, und ihre jetzige Macht noch mehr zu befestigen. Zerstörte man aber den ganzen Körper der Verbindung in dem Augenblicke der Ausführung selbst, so würden alle Verläumdungen zum Voraus entfernt, und der ganzen Welt gezeigt, daß die Regierung rechtmäßig und ohne Arglist verfahren sey. Die durch diese Gründe bewegte Königinn-Mutter both noch selbst die Hände zur Befolgung dieses Rathes, und man brachte ohne irgend eine außerordentliche Vorkehrung, welche eine Benachrichtigung vermuthen lassen könnte, den

König mit dem ganzen Hofe zur Gemüthsveränderung von Blois nach Amboise. Dieser Ort ist nur zehen Meilen davon entfernt, liegt an der Loire, und ist aus dieser Ursache sowohl, als wegen den denselben umgebenden Waldungen sehr fest. Sie thaten dieß eines Theils, um dem ersten Anfalle der Verschworenen auszuweichen, welche den Hof in einem nähern und offenen Orte zu finden glaubten, und andern Theils, weil das auf einem Felsen erbauete Schloß dem Könige und den Königinnen zur Sicherheit dienen, und die eingeschränkte Lage viel leichter von der kleinen in demselben liegenden Anzahl Volkes vertheidigt werden könnte. Die Herren von Guise waren schon mit einander überein gekommen, eine so große Gelegenheit zu ihrem Besten zu benutzen, um nicht allein das angefangene Werk ihrer Macht fester zu gründen, sondern sie noch zu vermehren, auf den höchsten Grad zu erheben, und auf die Unterdrückung ihrer Feinde ihre Größe und ihren Ruhm zu bauen. So werden aus Giften Arzeneyen bereitet. Jahr 1560.

Als der bestimmte Tag heran nahte, an welchem die Verschworenen erscheinen sollten, so begaben sich die Herren von Guise zum Könige, ohne sich einmahl mit der Königinn darüber zu besprechen; sie zeigten in Mienen und Geberden die größte Furcht, eröffneten dem König den bevorstehenden Fall, übertrieben und vergrößerten das, was man gegen die Regierung, folglich gegen seine Person und nächsten Verwandten im Schilde führe 10); die

---

10) König Franz II. welchen man in Rücksicht seines Großvaters den kleinen Franz nannte, zeigte bey dieser Gelegenheit eine empfängliche und gefühlvolle Seele. Er fragte öfters weinend: was er doch seinem Volke gethan habe, um ihm jetzt so arg mitspielen

Jahr 1560. Gefahr sey auf's Äußerste gekommen, weil sich schon Verschworene an den Thoren von Amboise blicken ließen; es erfordere also die Nothwendigkeit, eine schnelle Entschließung zu fassen, wenn ihre Anzahl größer werden sollte, als man Anfangs geglaubt habe. Der von Natur furchtsame, schwache, und jetzt durch die Größe der drohenden Gefahr erschreckte König berief nicht nur allein seine Mutter, sondern alle seine Räthe zu sich, um über die Art zu rathschlagen, wie man dem ersten Anfalle widerstehen, und einen so fürchterlichen Aufruhr unterdrücken könne. Man ging in dieser Berathschlagung ganz tumultuarisch und unordentlich

---

zu wollen; er sagte, daß er die Klagen und Beschwerden desselben anhören wolle. Eben so verhehlte er den Guisen nicht: ich weiß nicht, was das ist; aber ich höre, daß es nur auf euch gemünzt ist; ich wünschte, daß ihr euch auf einige Zeit entfernte, um zu sehen, ob es mich oder euch gilt. . . . Sie weigerten sich aber, dieß zu thun, und versicherten, daß Seine Majestät, noch deren Brüder keine Stunde nach ihrer Abreise leben würden: das Haus Bourbon suche nur ihren Untergang, um sich zu rächen. Diese arglistige Vorstellung stürzte den Prinzen von Condé in noch tiefere Ungnade des Königs, welcher durch die Zudringlichkeit der Guisen und aus natürlicher Schwäche Alles glaubte. S. Histoire de l'Estat de France tant de la Republique que de la Religion, par la Planche. Mémoires de Tavannes t. XXVII. der allgem. Samml. Observ. 8. p. 291. Als Franz II. mit dem Tode rang, hatte der Cardinal von Lothringen die Unverschämtheit, denselben folgendes Stoßgebeth voraus in den Himmel schicken zu lassen: Herr, verzeihe mir meine Sünden, und rechne mir jene nicht zur Last, welche meine Minister unter meinem Nahmen und meiner Autorität begangen haben! . .

zu Werke; aus dieser Ursache wurden viele Zweifel erregt, unendliche Gefahren gezeigt, und dieselben noch mehr durch die Argliſt und Heftigkeit des Cardinals von Lothringen vergrößert. Der an ſich unfähige König, weder eine Entſchließung über eine Sache zu faſſen, noch die Laſt der Regierungsgeſchäfte bey ſo unruhigen Zeiten zu tragen, fiel von ſelbſt auf den Gedanken, den Herzog von Guiſe zu einem Generalſtatthalter mit unumſchränkter Gewalt zu ernennen, damit er mit ſeiner Tapferkeit und ſeiner reifen Staatsklugheit das Reich während den Unruhen regieren ſolle. Obſchon die Königinn durch einen ſo kühnen Streich ganz erſchüttert wurde, ſo ſtimmte ſie nichts deſto weniger der Meinung des Königs bey, weil ſie einſah, daß ſie ſich dieſem Entſchluſſe nicht widerſetzen könnte, ohne mit den Herren von Guiſe zu zerfallen, welches in den jetzigen Umſtänden, wo Eintracht das erſte Erforderniß war, den Untergang des Königs und des Reiches verurſacht haben, und das unordentliche Verfahren der Regierung den Verſchworenen die beſte Gelegenheit darbiethen würde, ihr Beginnen um ſo leichter zu vollenden. Es ſchien auch nicht weniger in den gegenwärtigen Umſtänden erforderlich, daß der drohenden Gefahr durch die Entſchloſſenheit eines mächtigen Hauptes von Erfahrung und großem Rufe vorgebogen werde, als ſich länger auf das Zaudern und die Unentſchloſſenheit eines unfähigen Königs zu verlaſſen, deſſen Langſamkeit und Zweifel den Feinden die erwünſchteſten Vortheile verſchaffen, und den Seinigen jene Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit benehmen könnte, welche die dringende Gefahr erheiſchte. Durch die Beyſpiele verfloſſener Zeiten brachten ſie in Erinnerung, daß nicht nur allein die Könige, welche immer unumſchränkt herrſchen und befehlen, ſondern auch demokratiſche Republiken ſelbſt die oberſte Gewalt einem Einzigen übertragen haben, wann große Gefahren außerordentliche und ſtrenge

Jahr 1560.

Jahr 1560. Hülfsmittel zu erfordern schienen. Eine noch größere Überzeugung bewirkte bey der Königinn-Mutter, nebst den Rücksichten auf die Lage ihres Sohnes und das allgemeine Wohl, ihr eigenes Interesse; weil sie im Geiste die Blutscenen, den daraus entstehenden Haß, die Feindschaft und den Neid der Prinzen von Geblüt vorausah, welcher daraus erfolgen werde, so hielt sie die unumschränkte Herrschaft des Herzogs von Guise für sehr vortheilhaft, damit die Schuld und der Neid alles dessen allein auf ihn falle, was daraus erfolgen müsse, sie als eine neutrale und unbetheiligte Person in dem ausschließlichen Besitze der allgemeinen Liebe bliebe, und die Freyheit hätte, solche Maßregeln und Entschließungen zu ergreifen, wie es ihr am besten und schicklichsten dünken würde. Aber der Großkanzler Olivier, welcher jederzeit seine Rathschläge vorher wohl überdachte, und kein Freund unumschränkter Gewalt war, schien zweifelhaft und unschlüssig zu seyn, der Meinung des Königs ganz beyzutreten: seine Standhaftigkeit und sein Ansehen würde die Sache, bey dem ungewissen Ausgange, sehr in die Länge gezogen haben, wenn ihm die Königinn-Mutter nicht begreiflich gemacht hätte, daß man bey der gegenwärtigen so außerordentlichen und einbrechenden Gefahr mit einer sehr eingeschränkten und bedingten Gewalt nicht auslangen könne, und für das dringende Bedürfniß Vorsehung thun müsse, ohne durch Betrachtungen über zukünftige Dinge, welchen man schon mit Zeit und Gelegenheit werde steuern können, den bevorstehenden Untergang zu befördern; nach dem Vorübergange der jetzigen Gefahr würde es viel leichter seyn, durch neue Edicte und Maßregeln die Gewalt, welche man jetzt ohne Einschränkung übertrage, zu mäßigen, und den Herzog von Guise in die Gränzen seiner Pflichten und der Gerechtigkeit einzuschränken, wenn er sie überschreiten sollte; endlich

sey es eines jeden Nutzen, daß die vielen Ströme Blutes, welche aller Vorhersehung nach fließen würden, allein von den unumschränkten Befehlen des Herzogs von Guise herrühreten, als daß der König selbst, seine Verwandten und Diener ihre Hände damit befleckten. Durch diese Betrachtungen wurde der Großkanzler bewogen, das Sigill dem Dekrete, welchem der Staatssekretär L'Aubespine das Wachs schon unterlegt hatte, aufzudrücken. Auf diese Art wurde dem Herzoge von Guise in demselben die Stelle eines Generalstatthalters des Königs in allen Provinzen des Reiches mit der höchsten Civil- und Militärgewalt übertragen. Jahr 1560.

Nachdem der Herzog von Guise diese schon längst gewünschte Würde erlangt hatte, so dachte er ernstlich auf die Unterdrückung der Verschwörung; ließ in Eile das Schloßthor nach dem Park zumauern 11), legte in das andere eine Besatzung von Schweizern und Französischen Freyschützen, welche die gewöhnliche Leibwache des Königs zu seyn pflegen, und schickte den Grafen von Sancerre mit einigen Reutern auf Entdeckung hinaus, um von allen Seiten Kundschaft einzuziehen.

Indeß war Herr von Renaudie mit den Seinigen am bestimmten Orte angekommen, und hatte erfahren, daß der König Blois verlassen, und sich nach Amboise zurück gezogen habe; dieß benahm ihm aber den Muth nicht, sondern er zog in der nähmlichen Ordnung nach dem Aufenthalte des Hofes. Dem unbewaffneten Haufen, welcher fußfällig von

---

11) Nach Tavannes sollte an diesem Orte bey anbrechendem Tage der Angriff geschehen. Es ist noch zu bemerken, daß der Hof sich nicht gleich nach Amboise begab, sondern sich einige Zeit zu Marchénoir, einer kleinen Stadt im Orleans'schen, aufhielt.

Jahr 1560. dem Könige die Gewissensfreyheit begehren sollte, wurde nicht allein der Eingang versagt, um ihre Absicht zu erreichen, sondern mit den bittersten Ausdrücken von der Thorwache zurück gewiesen; dieser Haufe kehrte also in aller Unordnung und ohne Commando, auf dem Felde sich zerstreuend, zurück, und erwartete die Ankunft derjenigen, welche ihnen folgen sollten. Gleich darauf verließ der Hauptmann Lignieres, einer der Verschworenen, entweder aus Furcht in dem Augenblicke der Ausführung einer so gefährlichen Unternehmung, oder aus Gewissensbiß, seine Cameraden, eilte auf einem anderen Wege nach Amboise, und theilte dem Könige, und der Königinn-Mutter sichere und umständliche Nachrichten von dem Stande und der Anzahl der Verschworenen, die Nahmen der Hauptleute, die von denselben eingeschlagenen Wege, und Alles das mit, was sie auszuführen beschlossen hatten. Dieß war die Ursache, daß dem Prinzen von Condè insgeheim auf königlichen Befehl das Commando der Thorwachen übergeben wurde, damit er auf keine Weise den Angriff der Verschworenen, wie er denselben versprochen, unterstützen könne. Der Marschall von Saint André, und Jakob von Savoyen, Herzog von Nemours, wurden von dem Herzoge von Guise mit allen jenen Pferden, welche man aus der Wache des Königs und jener des Hofes zusammen bringen konnte, beordert, um im Hinterhalte in den nächsten Waldungen zu lauern, und die Ankunft der Verschworenen zu erwarten. Mazere und Ranè fielen zuerst in den Hinterhalt des Grafen von Sancerre, welchen er in die nächsten Gebüsche gelegt hatte; da sie durch den unvermutheten Anfall in Furcht gejagt wurden, und weder sich vertheidigen, noch zu fliehen wußten, so mußten sie sich ohne Schwertschlag zu Gefangenen ergeben. Der Baron von Castelnau, welcher einen größern Haufen aus Gascog-

ne anführte, und in dem Schlosse Noyzé 12), wo er angekommen war, seine Reuterey rasten ließ, um hernach seinen Jahr 1560.

---

12) Dieses Schloß ist nicht einmahl anderthalb Meilen von Amboise entfernt, wohin sich der Herr von Renaudie ganz in Stille mit fünf hundert Mann zu Pferde und einer beträchtlichen Anzahl Fußgängern begeben hatte. Der Marschall von Vieillville erzählt einige sehr wichtige Vorfälle, deren Davila gar nicht erwähnt, und welche Daniel gänzlich verunstaltet hat.

Der König, die Herren von Guise und der ganze Hof geriethen in nicht geringe Bestürzung bey der Nachricht, daß sich eine so starke Anzahl bewaffneter Leute schon in der Nähe befanden, und erstaunten sehr, daß sie sich hätten versammeln können, ohne entdeckt zu werden. Der König schickte also auf Anrathen der beyden Brüder von Lothringen nach dem Herrn von Vieillvilie, welchem er den Auftrag ertheilte, sich zu den Verschworenen zu begeben, und sie zu fragen, warum sie sich hier bewaffnet versammelten? wenn sie Klagen und Beschwerden vorzubringen hätten, warum sie dieß bewaffnet thun wollten? sie sollten nur kommen, und mit Ehrfurcht und in Unterthänigkeit dieselben vorlegen. Er versichere sie auf sein Fürstenwort, daß er ihnen Alles, was sie begehrten, bewilligen, und es ihnen verzeihen wolle, daß sie es gewagt hätten, seiner Residenz bewaffnet so nahe gekommen zu seyn. Der Herr von Vieillville, welcher die Eidbrüchigkeit (Félonie) der Herren von Lothringen kannte, entschuldigte sich auf eine feine Art, diesen Auftrag anzunehmen, um nicht auf seine Nachkommen die Schande einer solchen Handlung zu laden. Der Herzog von Nemours nahm an seiner Statt denselben an, ohne an die Folgen zu denken, und ging mit hundert Reutern von Amboise nach dem Schlosse Noyzé oder Nozieux. Die Verschworenen öffneten ihm und noch neun Anderen die Thore desselben: nach vollzogenem Auftrage und geendigter Unterredung gingen fünfzehn von den Vornehmsten

Jahr 1560. Weg fortzusetzen, wurde von dem unversehens herbey gekommenen Herzoge von Nemours an dem nähmlichen Orte um-

---

und den besten Sprechern auf dessen Unterschrift und Schwur auf Ehre und Seligkeit, daß er sie frey und ohne Lebensgefahr zurück bringen wolle, mit ihm nach Amboise, um dem Könige ihre Beschwerden vorzutragen, und durch deren Erledigung die Nothwendigkeit eines Krieges zu vermeiden. Sie waren aber kaum zu Amboise angekommen, als sie sogleich in Gefängnisse geworfen, und nachher gefoltert wurden.

Da dieß der Herzog von Nemours sah, so gerieth er in eine außerordentliche Wuth und Verzweiflung, über die Beschimpfung seiner Nahmensunterschrift und seines Ehrenwortes, drang (nach der Zerstreuung der Verschworenen) inständigst auf die Befreyung derselben, wofür sich die Königinn-Mutter, die Herzoginn von Guise und andere Hofdamen verwendeten. Es war aber vergebens: denn sie erhielten Alle durch den Kanzler Olivier zur Antwort, daß ein König nicht gebunden sey, aufrührischen Unterthanen Wort zu halten. Es wurde Jedermann durch öffentliche Verkündigung unter Strafe der höchsten Ungnade des Königs verbothen, Seine Majestät ferner mit solchen Vorsprachen zu belästigen. Diese fünfzehn Unglücklichen wurden als Verbrecher der beleidigten Majestät hingerichtet. Der Herzog von Nemours verfiel darüber in eine so schwere Melancholie, daß er selbst gegen Gott murrete, und sich selbst sehr übel zurichtete. Als ihn der Cardinal von Lothringen besuchte, so sah er ihn nicht an, sondern wandte sich auf die andere Seite, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. So bald derselbe sich entfernt hatte, rief er aus: Ha! mauldit Cardinal, tu te dampne et nous fais aussi tous dampner! — S. Mémoires du Maréch. de Vieillville, t. XXXI. der allg. Samml. p. 266.

Ein Sekretär der Verschworenen, La Bigne, beschuldigte, um sich von dem Tode zu retten, den Prinzen von Condé und den Admiral, daß sie Antheil an der Verschwörung hätten. Nach Tavannes soll die Königinn-Mut-

zingelt: da er mit Munition zur Vertheidigung nicht ver- Jahr
sehen war, so ergab er sich auf Gnade und Ungnade dem 1560.
Herzog, welcher denselben mit allen den Seinigen nach
Amboise als Gefangene brachte. Herr von Renaudie, wel-
cher durch alle Hinterhalte glücklich gekommen war, und
sich auf einem Buschwege den Thoren von Amboise näher-
te, stieß auf einen Trupp tapferer Kriegsleute unter der
Anführung des Herrn von Pardaillan; da er sein Fußvolk
und seine Reuterey in guter Ordnung sah, so griff er die
Schlachtordnung der Königlichen tapfer an: als er aber
bemerkte, daß die Seinigen der Tapferkeit von Veteranen
wichen, wie es bey undisciplinirtem Volke der Fall zu
seyn pflegt, so suchte er sein Leben ehrenvoll zu enden,
sprengte mit seinem Pferde auf Pardaillan los, stieß ihm
seinen Degen in's Vießier, und, indem er ihn todt zur
Erde streckte, empfing er von dem Pagen Pardaillan's,
der sich in der Nähe seines Herrn befand, einen Büchsen-
schuß in die Seite, so daß er im tapfern Kampfe den
Tod fand. Seine übrigen Begleiter blieben nach einem
nicht langen Widerstande Alle auf dem Felde.

Als die übrigen Haufen der Verschworenen den folgen-
den Tag den Tod des Herrn von Renaudie und die Nieder-

---

ter selbst in einem Verständnisse mit Beyden gewesen seyn,
ihnen alle Geheimnisse der Regierung verrathen, und die-
selben hernach als unschuldig hingestellt haben. Nur eine
kleine Zeitschrift ist mit der Behauptung des Herrn von
Tavannes übereinstimmend, welche die Katharina von
Medicis eines großen Antheils an der Verschwörung be-
schuldigt; in allen übrigen Memoiren und Zeitschriften
findet man nichts davon. Einiges Verständniß mag sie
allerdings mit denselben gehabt haben, wenn man ihr un-
glücklich angewandtes Italienisches Gleichgewichtssystem in
Erwägung zieht.

Jahr 1560. lage der Seinigen vernommen, und in Erwägung gezogen hatten, daß alle umliegende Provinzen gegen sie gerüstet seyen, und sie sich auf keine Art durch die Flucht retten könnten, so faßten sie den Entschluß, unter der Anführung des De La Motte und Coceville's, den allein noch übrig gebliebenen Hauptleuten, das Thor und die Schloßmauern von Amboise anzugreifen, weil sie nicht wußten, wie enge der Prinz von Condé bewacht wurde, und hofften, daß er eine Bewegung von innen machen würde. Anfangs war ihr Angriff sehr muthig und tapfer; da sie von allen Seiten das Schloß sehr gut vertheidigt fanden, und endlich voll Ermüdung verzweifelten, dasselbe einzunehmen, so zogen sie sich in die Häuser der Vorstadt zurück, entschlossen, da sich hartnäckig und so lange zu vertheidigen, bis sie vielleicht unter Begünstigung der herannahenden Nacht einen Ausweg finden würden, um sich durch die Flucht größten Theils zu retten. Als aber die Reuterey von den umliegenden Feldern zurück gekommen war, so warf sie sogleich Feuer in die Häuser, in welche sie sich zurück gezogen hatten, wodurch sie alle ohne Widerstand umkamen, ohne in den letzten Augenblicken ihres Lebens etwas Merkwürdiges ausgeführt zu haben. Die Häupter derjenigen, welche in den umliegenden Gegenden von Amboise gefangen worden, behielt man noch auf, um das Bekenntniß aller Umstände der Verschwörung aus ihnen herauszubringen, die Anderen aber wurden alle zum Galgen verdammt, an den Bäumen auf dem Felde, oder an den Mauern des Schlosses aufgehangen, elendiglich von den Henkern und den Soldaten zerstückelt und zerrissen.

Dieß war der Anfang jener Mordscenen, durch welche so viele Jahre lang ohne Aufhören Blut vergossen worden, und welche so beweinungswürdige Begebenheiten, und so große Zerstörung zur Folge gehabt haben.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Verlegenheit des königlichen Staatsrathes, den durch die Verschwörung entdeckten Unordnungen zu steuern. Berathschlagung, wie man die mißvergnügten Prinzen und ihre Anhänger bestrafen soll. Künstlich entworfener, und auf Verstellung gebauter Plan, diesen Zweck zu erreichen. Vorschlag, die Generalstaaten zusammen zu berufen. Der König erläßt Patente und Edicte an die Parlamenter und durch das ganze Reich, in welchen er die Erledigung aller Beschwerden als ein guter Vater verspricht, und zugleich die Haltung einer Versammlung der Notabeln zu Fontainebleau ankündigt, auf welcher beyde Parteyen erscheinen. Der Admiral übergibt auf derselben dem Könige eine Bittschrift für die Hugonotten. Vorschläge zu einem Nationalconcilium werden verworfen. Congregation zur Reform der Sitten der Geistlichkeit. Die Versammlung der Generalstaaten wird beschlossen und nach Orleans ausgeschrieben. Neue Anschläge des Prinzen von Condé werden entdeckt. Mißlungener Versuch des Prinzen auf Lyon. Der König begibt sich nach Orleans.

Die Rotten der Verschworenen waren nun zerstreut, und die Meisten ihrer Hauptleute, welche dieselben aus den entferntesten Provinzen geführt hatten, in Gefangenschaft gerathen, oder umgekommen; die erste Hitze des Aufruhrs Jahr 1560.

Jahr 1560. schien gedämpft zu seyn; aber nur die Verzweifeltesten und Kühnsten dieser Partey, welche die augenscheinliche Gefahr ihrer Unternehmung noch mehr entflammt hatte, waren auf dem Platze geblieben; die Prinzen von Bourbon, und die anderen Herren ihrer Partey, welche sich nicht als Urheber dieser Verschwörung öffentlich hingestellt hatten, waren nach wie vor vom Geiste des Aufruhrs beseelt, und bereit, neue Anschläge zu fassen. Die öffentliche Ruhe und Sicherheit blieb also mehr wie jemahls innerlichen Erschütterungen ausgesetzt. Da die Königinn-Mutter, und die Herren von Guise dieß nur zu klar einsahen, so hielten sie in dem Gemache des Königs einen Staatsrath, zu welchem sie alle jene beschieden, denen sie, als getreuen Werkzeugen ihrer Herrschaft, die Geheimnisse der gegenwärtigen Staatshändel anvertrauen zu können glaubten, um durch schnelle und angemessene Maßregeln der großen Gefahr vorzubeugen, deren Neuheit den Hof erschreckt, und mit nicht geringen Bewegungen erfüllt hatte. Nach langen Debatten über die geheimen Triebfedern dieser Unruhen hielt man sie einstimmig für das Werk der Prinzen von Geblüt; es sey also nothwendig, um die Macht des Königs und die gegenwärtige Regierungsform aufrecht zu erhalten, vor allem Anderem die Häupter und Urheber dieses Aufruhrs aus dem Wege zu schaffen und zu entfernen; sie sahen ein, daß man nach der Strenge der Gesetze gegen sie verfahren, und sie als Störer der öffentlichen Ruhe, als Beschützer und Verbreiter der Ketzereyen, und endlich als Solche bestrafen könne, welche sich gegen die Freyheit des Königs und die ältesten Reichsgrundgesetze verschworen hätten; sie zweifelten nicht, daß nach der Unterdrückung und Bestrafung der Aufwiegler das Volk zu der alten Ordnung und dem Gehorsam zurück kehren werde. Aber die Verehrung, welche man zu jeder Zeit für das königliche

Geblüt und die Macht der Prinzen hegte, die man als Theilhaber der Verschwörung angab, würde einen Jeden zurück gehalten haben, zu einem so großen, und in jeder Rücksicht gefährlichen Entschluß mitzuwirken, wenn nicht der König selbst, ganz wider sein gewöhnliches Naturell, durch einen so plötzlichen Aufstand, welchen die Prinzen in den ersten Jahren seiner Regierung gegen ihn erregt, ohne gegen sein Volk etwas verschuldet, oder es übel behandelt zu haben, auf's empfindlichste wäre gereitzt worden, wenn er nicht durch die bittersten und heftigsten Ausdrücke allen Übrigen Muth eingeflößt hätte, einen so strengen und rachevollen Entschluß zu fassen, welchem nicht nur allein die wegen dem Schicksale ihrer Söhne und ihrem eigenen Ansehen in Ängsten schwebende Königinn-Mutter, sondern auch die Herren von Guise beystimmten, um sich in dem Besitze ihrer erworbenen Macht zu behaupten; es wurde also von Allen die Bestrafung und der gänzliche Untergang aller derjenigen beschlossen, welche durch Rath und That den Ausbruch dieses Feuers befördert hatten. Aber die Ausführung war mit so großen Schwierigkeiten und so unübersehlichen Gefahren verbunden, und konnte so üble Folgen nach sich ziehen, daß man es für höchst nothwendig hielt, mit der größesten List und Klugheit zu Werke zu gehen, und zuerst die Verstellung zu brauchen, daß sie keine andere Nachrichten von der Verschwörung hätten, als welche der äußere Anschein mit sich bringe; sie schoben die ganze Schuld auf den Unterschied der Religion und die üble Verwaltung der obrigkeitlichen Personen; sie zeigten mehr Schüchternheit und Furcht, welche ihnen der plötzliche Überfall und die Gewaltthätigkeit der Verschworenen eingeflößt, als Unerschrockenheit und Sicherheit durch die Unterdrückung derselben; sie legten äußerlich das Verlangen an Tag, Gerechtigkeit zu handhaben, und Mittel zu einer Reform der Jahr 1560.

Jahr 1560. Regierung ausfindig zu machen, damit sie Allen Genüge leisten, und die aufgebrachten Gemüther besänftigen könnten. Auf diese Art glaubten sie die Angst derjenigen einzuschläfern, welche aus Gewissensbissen den stärksten Argwohn geschöpft hatten, und durch Kunstgriffe ihr Vorhaben zu vollbringen, welches sie durch Gewalt zu bewerkstelligen für ein zu schweres Unternehmen hielten. Da man auch vermuthete, daß der Connetabel und der König von Navarra durch Einwilligung zur Erregung dieser Unruhen mitgewirkt hätten, und sicher wußte, daß der Stiftshauptmann von Chartres und Andelot, welche abwesend waren, ebenfalls Theil an denselben genommen, und man ihrer nur durch Verstellung und die Länge der Zeit habhaft werden konnte, so kamen sie überein, den Prinzen von Condé frey zu lassen, und sie in der Meinung zu bestätigen, als wenn man von dessen Treue aufrichtig überzeugt wäre, und keine Wissenschaft von den geheimen Triebfedern dieses Vorfalles hätte, weil dessen alleinige Bestrafung und Unterdrückung vielmehr großen Nachtheil als Nutzen hervor bringen würde, wenn so viele und so mächtige Rächer seines Todes beym Leben blieben. Die Erfahrung verflossener Zeiten lehre, daß, wenn man einen hochstrebenden Baum auch bis auf den Stamm abhaue, derselbe doch neue Schößlinge treibe, wenn er nicht bis auf die Wurzeln ausgerottet würde.

Unter dem Schleyer einer so meisterhaften Verstellung wurden die geheimen Absichten der Regierung verborgen, und von derselben beschlossen, die Generalstaaten, welche die Staatsgewalt des ganzen Reiches vorstellen, und in seinem Mittel enthalten, aus zwey Ursachen zusammen zu berufen: Erstens, weil man es für rathsam hielt, daß die ganze Nation zur Ausführung eines so wichtigen Entschlusses des Königs gegen die vornehmsten Prinzen von Geblüt bey dem Antritte seiner Regierung und in den Jahren seiner Ju-

gend durch ihre allgemeine Einwilligung mitwirkte und ihn unterstützte; zweytens, weil er durch die Verkündigung, daß er auf dieser Versammlung über die Art, wie den gegenwärtigen Unruhen zu steuern sey, wie es mit der Religion gehalten und die künftige Regierungsform eingerichtet werden solle, sich gemeinsam berathschlagen wolle, eine scheinbare und gegründete Ursache haben würde, alle Prinzen von Geblüt und die Kronbedienten an seine Seite zu fordern, ohne daß er ihren Verdacht erregte, und sie dadurch jeder rechtmäßigen Entschuldigung beraubte, dort zu erscheinen, da er versprach, jene Reform vornehmen zu wollen, welche sie zu wünschen schienen. Da die Könige gewöhnlich die äußerste Abneigung gegen die Zusammenberufung der Stände zu hegen pflegen, weil es scheint, als wenn während der Versammlung der mit der höchsten Vollmacht der ganzen Nation versehenen Repräsentanten die königliche Gewalt gleichsam auf eine Zeit lang aufgehoben sey, so wurde deßwegen für gut gefunden, zuerst einen Berathschlagungsausschuß aus Staatsräthen und den vornehmsten Reichsbedienten zusammen zu berufen, unter dem Vorwande, den dringendsten Übeln zu steuern, in welchem durch besondere dazu auserwählte Männer die Frage aufgeworfen werden sollte, damit nicht die verschworenen Prinzen und die Herren Verdacht schöpften: ob der König ohne Begehren seiner Unterthanen und freywillig den Entschluß gefaßt habe, die Generalstaaten zusammen zu berufen? Nachdem nun festgesetzt war, wie man zu Werke schreiten wolle, so wurden sogleich offene Schreiben an die Parlamenter erlassen, und Edicte durch alle Provinzen des Reiches bekannt gemacht, in deren Eingang der König sich beklagte, und sein Leidwesen zu erkennen gab, daß ohne irgend eine hinreichende Ursache eine große Anzahl seiner Unterthanen die Waffen gegen ihn ergriffen, und

Jahr 1560.

Jahr 1560. sich empört habe; im Fortgange wälzte er die ganze Schuld auf die Verwegenheit der Hugonotten, welche den Glauben an Gott und die Vaterlandsliebe auf die Seite gesetzt hätten, und nur suchten, die Ruhe von Frankreich zu stören. Da es aber das Amt und die Pflichten eines guten Fürsten erforderten, mit väterlicher Liebe und Nachsicht zu verfahren, so versicherte er, bereit zu seyn, allen zu verzeihen, wenn sie ihren Irrthum erkennen, friedselig nach Hause zurück kehren, und sich befleißigen würden, nach den Gebräuchen der katholischen Kirche zu leben, und ihren Obrigkeiten gehorsam zu seyn. Übrigens verboth er den Parlamentern, gegen die Reformirten wegen dem neuesten Vorfalle gerichtlich zu verfahren, sondern nur die strengsten Maßregeln für die Zukunft zu ergreifen, damit allen weiteren Unruhen vorgebogen, und keine unerlaubte Zusammenkünfte gehalten würden. Weil er über alles wünschte, sein Volk zu befriedigen, und alles zur Regierung Gehörige zu reformiren, so machte er seinen Entschluß bekannt, eine Versammlung aller Prinzen von Geblüt und der vornehmsten Reichsbedienten zu Fontainebleau zu halten, einem Orte, welcher im Mittelpuncte Frankreichs, und nur einige Meilen von Paris entfernt liege, um mit ihrem Rathe den dringendesten Staatsbedürfnissen Vorsehung zu thun. Zu diesem Behufe ertheilte er Jedermann die Macht und Befugniß, persönlich in dieser Versammlung zu erscheinen, oder Bevollmächtigte dahin abzuschicken, um ihre Beschwerden vorzustellen, welche er nicht allein gnädig anhören, sondern auch, so viel es sich mit der Billigkeit und seiner Würde vertrüge, erledigen wolle. Durch diese und andere ähnliche Edicte, welche geflissentlich überall verbreitet, und durch die am Hofe meisterhaft behauptete Verstellung unterstützt wurden, schläferte man größten Theils den Argwohn der Großen ein, und Jedermann glaubte, daß die Königinn-Mutter und die

Herren von Guise durch den plötzlichen Ausbruch der Ver- Jahr
schwörung in Furcht gejagt worden, mehr als jemahls einen 1560.
neuen Aufruhr befürchteten, und beschlossen hätten, die
mißvergnügten Prinzen auf eine anständige und schickliche
Art zu befriedigen, und die Regierung so einzurichten, daß
Alle einen gleichen Antheil an den Staatsämtern und Würden
genössen. Während diesem war dem Prinzen von Condé das
Commando der Wachen, welche ihn gleichsam gefangen hiel-
ten, abgenommen, und frey gestellt worden, entweder am
Hofe zu bleiben, oder denselben zu verlassen; das Betragen
des König und der Königinn-Mutter war aber nicht dazu
eingerichtet, ihn zu beruhigen: denn blieb er am Hofe,
so schwebete er in der größesten Gefahr; verließ er denselben,
so erklärte er sich für schuldig. Er beschloß also, auf irgend
eine Art die Gesinnung des Königs auf die Probe zu stellen,
und so viel möglich in die Absichten der Regierung einzudrin-
gen. Er ging eines Tages in den königlichen Staatsrath,
in welchem die Prinzen von Geblüt zu erscheinen pflegen,
und suchte in den heftigsten und bittersten Ausdrücken zu
beweisen, daß ihm sein Gewissen das Zeugniß gebe, weder
etwas gegen die Person des Königs noch gegen die Köni-
ginn-Mutter im Schilde geführt zu haben, wie es seine
Feinde fälschlich ausgebreitet hätten. Da Geheimnisse auf
keine Art bewiesen werden könnten, so sey er bereit, seine
Unschuld gegen Jeden mit dem Degen zu behaupten, welcher
es wagen würde, ihn der Theilnehmung an der Verschwö-
rung zu zeihen. Obschon diese Äußerung auf die Herren von
Lothringen zu zielen schien, so verlor doch der Herzog den
festgesetzten Plan nicht einen Augenblick aus den Augen,
und erwiederte mit der feinsten Verstellung, daß er von dem
guten Herzen und der Aufrichtigkeit des Prinzen überzeugt sey,
und sich erboth, sein Begleiter zu seyn, und sein Leben selbst
zu wagen, wenn sich Jemand finden sollte, welcher die

Jahr 1560. Herausforderung zu einem Zweykampfe annähme. Nach solchen mit so vieler Arglist verbundenen Höflichkeiten, welchen die Argwöhnischesten Glauben beymaßen, verließ der Prinz, nichts weniger als beruhigt, und innerlich sicher, den Hof, und eilte nach Bearn zum Könige von Navarra, und glaubte nun, sich hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Durch die nähmlichen Kunstgriffe, durch Schreiben voll Gewogenheit und durch Geschäftsaufträge mit allem Vertrauen begleitet, bestrickte man den Connetabel, den Admiral und die Übrigen.

Indeß war die Regierung nicht weniger besorgt, neuen Unruhen in den Provinzen vorzubeugen; aus dieser Ursache hatte man in den verdächtigsten Gegenden Truppen verlegt, die Statthalter und übrigen obrigkeitlichen Personen waren außerordentlich wachsam, geheime Zusammenkünfte zu verhindern, weil man bemerkte, daß in denselben das Übel zur Reife gebracht sey, und zum Ausbruche bereitet werde; unter dem Vorwande von Hugonottism hielten sie auch auf andere Personen aus allen Ständen ein wachsames Auge. Um die Person des Königs, wo die Gefahr und der Verdacht noch größer war, hatte man die Truppen des Herzogs von Orleans und Angouleme, seiner Brüder, unter dem Commando von getreuen und vertrauten Befehlshabern, die Compagnien des Herzogs von Guise, und des Herzogs von Aumale seines Bruders, so wie jene des Herzogs von Lothringen, von Nemours, des Prinzen Ludwig Gonzaga, des Herzogs Franz von Este, des Marschalls von Brissac, des Herzogs von Nevers, des Vicomte von Tavannes, des Grafen von Croussoles und des Herrn De la Brosse zusammen gezogen, zu welchem man noch jenes des Prinzen von Condé und des Connetabels gestoßen hatte, weil sie von den Anderen umgeben, und gut bewacht werden konnten. Alle diese Truppen, welche sich auf

tausend Lanzen belaufen mochten, waren in den umliegen- Jahr
den Gegenden einquartiert, wo sich der König aufhielt, des- 1560.
sen gewöhnliche Leibwache man noch mit tausend reitenden Büchsenjägern unter dem Befehle des Herzogs von Richelieu verstärkt hatte, eines Mannes von sehr grausamer Gemüthsart, welcher gänzlich von den Herren von Guise abhing.

Die Versammlung zu Fontainebleau war schon den Prinzen, den Kronbedienten, vielen Bischöfen und Herren, welche theils durch den Adel ihrer Geburt, theils durch ihre Eigenschaften glänzten, angezeigt worden; der Hof ging mit so viel Verstellung zu Werke, daß man bey denen, welche das Staatsruder führten, mehr Furcht für das Zukünftige, als irgend eine Absicht bemerkte, die auf Strenge und Rache zielte. Die Verschworenen waren selbst der Hoffnung, daß sie die von ihnen beabsichtete Einrichtung der Regierung ohne große Schwierigkeit erhalten würden. Als während dieser Zeit der Großkanzler Olivier gestorben war, so wurde mit dieser Würde Michael De L'Hopital bekleidet, ein Mann, welcher mit der gründlichen Kenntniß der griechischen und lateinischen Literatur eine große Erfahrung in Staatsgeschäften und einen vorsichtigen und scharfsinnigen Geist verband. Der König glaubte, in ihm ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung seines Planes gefunden zu haben. Die Königinn hatte alle ihre politische Gewandtheit aufbiethen müssen, um diesen Unterthan zu jener Würde emporzuheben, da die Herren von Lothringen den Herrn von Morvilliers, Bischof von Orleans, begünstigten, welcher kein geringeres Ansehen genoß, und nicht weniger Staatsklugheit besaß; er stellte sich aber, als trachtete er nicht nach dieser Stelle, um sich nicht den Haß der Königinn zuzuziehen, welcher die Größe dieser Herren verdächtig zu werden anfing, und wünschte, einen von ihr ganz abhängigen Mann in diesem wichtigen Amte zu sehen, der auch der Last

Jahr 1560. so großer Staatsgeschäfte gewachsen sey. So bald die Wahl des Großkanzlers, welche einige Tage lang die Operationen des Hofes aufhielten, die keinen längeren Aufschub leiden konnten, entschieden war, so verließ der König Amboise, und begab sich, von den nähmlichen Truppen und dem bewaffneten Hofe begleitet, nach Fontainebleau, um dort zur großen Erwartung Aller die Versammlung der — Notabeln zu halten. Zwey Tage hernach kam der Connetabel in Begleitung des Marschalls von Montmorenci und des Herrn von Damville, seiner Söhne, des Admirals, Andelot's und des Cardinal von Chatillon, seiner Neffen, des Stiftshauptmanns von Chartres, des Prinzen von Porcien, und mit einem so zahlreichen und glänzenden Gefolge seiner Anhänger an, daß er in einem so offenen Orte wie Fontainebleau nichts, weder von der Macht des Königs, noch von der Gewalt der Herren von Guise zu fürchten hatte. Der Prinz von Condé und der König von Navarra konnten sich nicht überreden, dort zu erscheinen, obschon sie auf's liebreichste eingeladen worden, weil der Erstere äußerst erbittert war, und mehr als jemahls mit ganzer Seele auf Veränderungen brütete; der Letzte, weil er die Besorgung des gemeinschaftlichen Interesse dem Connetabel und dem Admiral übertragen, und den Jakob La Sague, seinen Vertrauten, mit gemessenen Aufträgen an dieselbe abgeschickt hatte, mit dem Entschlusse, ruhig in der Entfernung zu bleiben.

Als der zum Anfange der Versammlung bestimmte Tag erschienen, und die Notabeln im Gemache der Königinn-Mutter beysammen waren, so erklärte der König ganz kurz seine Absicht, nähmlich die Mittel zu finden, damit den hervorbrechenden Unruhen vorgebogen würde; und die für nöthig gehaltenen Reformen vorzunehmen: er bath deßwegen Jeden inständig, seine Meinung für das allgemeine Wohl aufrichtig und offenherzig vorzutragen. Die Königinn-Mut-

ter setzte hernach die Rede des Königs in dem nähmlichen Jahr
Tone, aber viel weitläuftiger fort, und ermahnte Alle, 1560.
ganz freymüthig und ohne Furcht ihre Meinungen zu sagen, da man sie in der Absicht zusammen berufen habe, um eine bessere Ordnung einzuführen, und eine Reform zu bewerkstelligen, wie es das gegenwärtige Bedürfniß und die künftige Ruhe erheische. das Nähmliche trug der Kanzler De L'Hopital in einer langen und sehr deutlichen Rede vor; er stieg aber von dem Allgemeinen mehr zum Besondern herab, und erklärte, die Meinung des Königs und seines Staatsrathes sey, daß die Unruhen des Reichs aus den Religionsstreitigkeiten, und den von den Königen dessen Vorfahren dem Volke aufgelegten, zu schweren Steuern entsprängen. Er wünschte also, daß ein Jeder über diese zwey Puncte seine gutächtliche Meinung vortrüge, um ein Mittel, so wohl zur Vereinigung der Gewissen, als zur Bezahlung der Kronschulden, auszufinden, ohne neue Lasten auf das schon arme Volk zu häufen, als auch selbst es zu erleichtern. Seine Majestät verböthen es deßwegen auch nicht, wenn sich ein oder das andere Gebrechen der Regierung fände, dasselbe mit Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit, so wie alles das anzuzeigen, was man zur Reform für dienlich halten würde. Nach diesen zum Unterrichte derjenigen gemachten Vorträgen, welche ihre Meinung sagen sollten, legte der Herzog von Guise den Zustand des Kriegswesens und anderer ihm anvertrauten Departements, und der Cardinal von Lothringen auf eine sehr deutliche Art Jenen der Finanzen vor. Mit diesen Vorspielen endigte sich der erste Tag, um Jedem Zeit zur Vorbereitung zu lassen.

Der Admiral, welcher mehr als jemahls auf seine Anschläge erpicht, und auf den Gedanken gefallen war, daß man durch die der Königinn und den Herren von Guise noch mehr eingejagte Furcht viel leichter und in einem wei-

Jahr 1560. teren Umfange jene Reform erhalten müßte, welche im Werke war; er faßte also den Entschluß, den folgenden Tag, noch ehe Jemand seine Meinung vorgetragen haben würde, die ungeachtet der unterdrückten Verschwörung sich vermehrende Anzahl und Stärke der Hugonotten zu erheben, und sich dadurch die Gunst und den gänzlichen Anhang dieser Partey zu erwerben. Er stand also von seinem Sitze auf, näherte sich dem Könige, überreichte ihm eine Bittschrift, und sagte mit lauter Stimme, daß es Jedermann hören konnte: es sey eine Supplik der Reformirten, welche, in dem gerechten Vertrauen auf die Edicte seiner Majestät, und die Erlaubniß, ihre Beschwerden vorzulegen, ihn ersucht hätten, sie zu überreichen; obschon dieselbe von Niemand unterschrieben sey, so würden sich doch gar leicht, wenn es Seine Majestät befehlen sollte, hundert und funfzig tausend Menschen finden, sie zu unterschreiben. Der König, welcher durch die Vorschriften seiner Mutter die Verstellungskunst gelernt hatte, nahm sehr liebreich die Bittschrift an, und lobte den Admiral mit Ausdrücken der höchsten Gewogenheit, daß er ihm voll Vertrauen die Forderungen seiner Unterthanen überreiche. Nachdem diese Schrift der Staatssekretär De L'Aubespine abgelesen, so erhellete, daß es eine bittliche Vorstellung der Hugonotten sey, welche in einem langen Umschweife von Worten hauptsächlich die Gewissensfreyheit und die Anweisung von Kirchen in jeder Stadt begehrten, um in denselben ohne Anstoß ihren Gottesdienst halten zu können. Als sich der Admiral nach vollendeter Ablesung wieder gesetzt, und das Gemurmel der Versammlung, welche verschiedentlich über diese Motion dachte, gelegt hatte, so wurde gebothen, daß Jeder nach der Reihe seine Meinung sagen sollte. Der schon von Natur heftige, und durch die Pflichten seines Standes noch mehr hingerissene Cardinal von Lothringen konnte sich nicht ent-

halten, auf den Inhalt dieser Bittschrift zu antworten, und sie als aufrührerisch, unverschämt, verwegen, ketzerisch und unbesonnen hinzustellen, und seine Rede damit zu schließen, daß die Behauptung, als wenn sich hundert und fünfzig tausend Aufrührer zur Unterschrift derselben finden würden, nur zum Zwecke habe, dem jungen Könige Furcht einzujagen; er setzte noch hinzu, daß eine Million Gutgesinnter bereit sey, sich der Unternehmung dieser Aufrührer zu widersetzen, und der königlichen Majestät den schuldigen Gehorsam zu verschaffen. Es würde ein heftiger Streit und eine Störung der Ordnung entstanden seyn, wenn nicht der König, da der Admiral darauf antworten wollte, Einem wie dem Anderen Stillschweigen gebothen, und befohlen hätte, daß ein Jeder nach der Reihe seine Meinung vortragen solle. Wegen den Glaubensstreitigkeiten schlugen jene, welche sich zu Calvins Lehre neigten (unter welchen selbst viele Bischöfe waren), vor, von dem Papste eine allgemeine und freye Kirchenversammlung zu begehren, auf welcher die streitigen Glaubensartikel untersucht, und mit allgemeiner Einwilligung bestimmt werden könnten. Würde der Papst dieselbe, so wie es das gegenwärtige Bedürfniß und die allgemeine Beruhigung erfordere, verweigern, so müsse der König nach dem Beyspiele vieler seiner weisesten Vorfahren ein Nationalconcilium in seinem Königreiche zusammen berufen, damit auf demselben unter seinem Schutze diese Streitigkeiten entschieden würden. Aber der Cardinal von Lothringen und die Übrigen, welche der katholischen Religion standhaft anhingen, und den größesten Theil dieser Versammlung ausmachten, läugneten die Nothwendigkeit einer anderen Kirchenversammlung als jener, welche schon seit vielen Jahren in Trient angefangen, und ganz kurz wieder fortgesetzt worden sey; es stehe also einem jeden nach den Kirchensatzungen und dem alten Herkommen frey, zu derselben seine Zuflucht zu nehmen, und von den natür-

Jahr 1560.

Jahr 1560. lichen rechtmäßigen Richtern die über die Glaubenslehren entstandenen Streitigkeiten entscheiden zu lassen. Die Zusammenberufung eines Nationalconciliums, während daß das Allgemeine noch eröffnet sey, würde nur die Trennung des christlichsten Reiches von der Gemeinschaft der heiligen Kirche wegen dem Eigensinne einiger wenigen verzweifelten Köpfe zur Folge haben. Es sey nicht nothwendig, diese Grundsätze zu wiederhohlen, da die allgemeine Kirchenversammlung zu Trient die Lehre dieser von der römischen Kirche abweichenden Doctoren untersucht, und schon größten Theils verworfen, und verdammt habe. Man müsse auf eine, so viel möglich, bessere Art das Königreich zu reinigen suchen; durch die Hoffnung der vorgeschlagenen neuen Concilien würden nur die Unruhen vergrößert und die Verwirrung vermehrt. Wenn aber die Sitten der Geistlichkeit und die in die Regierung der Französischen Kirche eingeschlichenen Mißbräuche eine Reform und strengere Verordnungen erforderten, so könnte man ganz wohl zugeben, daß eine Versammlung von Bischöfen und Doctoren der Gottesgelahrtheit berufen würde, in welcher die Sitten der Geistlichkeit, ohne von der Glaubenslehre zu handeln, verbessert werden könnten. Dieser Vorschlag wurde durch die Mehrheit der Stimmen gebilligt, und am Ende von Allen angenommen. Nach vielen Vorschlägen und vielem Gerede, je nachdem die Interessen verschieden waren, wurde die von Johann von Montlüc, Bischof von Valençe, auf geheimen Befehl der Königinn-Mutter in Vorschlag gebrachte Zusammenberufung der Generalstaaten von beyden Parteyen, sowohl von dem Connetabel, dem Admiral und ihren Anhängern, als von der Königinn-Mutter und den Herren von Guise ebenfalls einmüthig angenommen, weil die Ersten von derselben die Reform der Regierung hofften, und die Letzteren sahen, daß sich Alles von selbst dem von ihnen beabsichteten Zwecke näherte. Sobald die Berathschlagungen

geendiget waren, so ließ der König der Versammlung durch seinen Kanzler Dank sagen, und durch die Staatssekretäre sogleich Patente an alle Provinzen des Reiches mit dem Befehle ausfertigen, daß sie ihre Deputirten den künftigen October nach Orleans abschicken sollten, um dort eine Versammlung der Generalstaaten zu halten: ein gleicher Befehl wurde den vornehmsten Bischöfen gegeben, den folgenden Februar zu Poissy zusammen zu kommen, und mit gemeiner Einwilligung jene Mißbräuche abzuschaffen, welche sich in die Regierung und Verwaltung der Kirchen eingeschlichen hätten, und Maßregeln zu treffen, damit eine hinlängliche Anzahl aus ihrer Mitte auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient erscheinen könnte. Nach geendigter Congregation wurden sie Alle nach ihren Heimathen verabschiedet, und eingeladen, sich auf der Versammlung der Generalstaaten einzufinden. Jahr. 1560.

La Sague, ein Vertrauter des Königs von Navarra, kehrte mit Briefen und Aufträgen des Connetabels, des Admirals und ihrer Anhänger an seinen Herrn vom Hofe nach Bearn zurück, und war schon bis nach Estampes gekommen, als er auf geheimen Befehl der Königinn gefänglich eingezogen, und in der Stille mit allen seinen Briefschaften nach dem Hofe zurück gebracht wurde. Die Briefe enthielten nur Privataufträge im Allgemeinen, wie es Freunde zu thun pflegen. Auf die vorgelegten Fragen läugnete La Sague standhaft, noch andere Aufträge zu haben, wie man aus dem Inhalte der Briefe deutlich sehen könne; als man ihn aber zur Tortur führte, um mit Gewalt die Wahrheit aus ihm herauszubringen, so gestand er, aus Furcht vor den Martern: die Absicht des Prinzen von Condé sey, dessen Entschlusse der König von Navarra zum Theile beystimme, Bearn zu verlassen, und unter dem Vorwande, als wolle er nach Hofe reisen, sich unter Weges der vornehmsten Städte in den

Jahr umliegenden Gegenden, so wie der Stadt Paris mittelst des
1560. Connetabels zu bemächtigen, deren Gouverneur der Marschall von Montmorenci, sein Sohn, war; die Pikardie durch den Herrn von Genarpont und Bouchiavannes aufrührerisch zu machen, Bretagne durch den Herzog von Estampes, welcher als Statthalter großen Anhang in dieser Provinz hatte, auf seine Seite zu bringen, in bewaffneter Begleitung nach dem Hofe zu eilen, und die Generalstaaten zu zwingen, die Königinn-Mutter und die Herren von Guise der Regierung zu entsetzen, und zu erklären, daß der König nicht eher als im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters aus der Vormundschaft treten könne, und den Connetabel, den Prinzen von Condé, und den König von Navarra als Vormünder und Reichsregenten zu erkennen. Diesem Bekenntnisse fügte er noch hinzu: wenn die ihm abgenommenen Briefe des Stiftshauptmanns von Chartres durch das Wasser gezogen würden, so könnte man Alles in denselben deutlich geschrieben finden. Auf diese Art kamen durch das Bekenntniß dieses Dieners und das Zeugniß dieser Briefe die neuen Versuche der Verschworenen an Tag; aber je größer die Macht und der Anhang der mißvergnügten Prinzen, und je entschlossener sie waren, Veränderungen zu ihrem Vortheile zu bewirken, um so sorgfältiger und vorsichtiger wurden von dem Hofe Maßregeln dagegen vorgekehrt, welcher von seiner gewöhnlichen Verstellung nicht nachließ, sondern unter allerhand Vorwänden und Scheingründen sich bemühete, alle diejenigen an die Seite des Königs zu bescheiden, oder aus den ihm verdächtigen Provinzen zu entfernen, welche sich mit den Prinzen von Geblüt verbunden, und Aufträge erhalten hatten, Unruhen in denselben zu erregen. Aus dieser Ursache wurde der Herzog von Estampes unter dem Vorwande, als wolle man ihn nach Schottland schicken, an den Hof berufen, aber durch listige Zögerun-

gen hingehalten, Senarpont zum Generallieutenant des Marschalls von Brissac erklärt, und einberufen, um neue Befehle für seine Statthalterschaft zu empfangen. Durch diese Kunstgriffe wurde er, zur Aufwiegelung der Pikardie mitzuwirken, wie die Übrigen durch Verzögerungen und Entschuldigungen verhindert, und im Zweifel gehalten. Aber schon waren die Heilmittel mit der Größe des Übels, das sich wie eine Fistel eingefressen hatte, in keinem Verhältnisse mehr. Die Hugonotten, welchen durch den ersten Versuch des Aufruhrs zu Amboise, und durch die öffentliche Erklärung des Admirals der Muth gestiegen war, tumultuirten in allen Gegenden des Königreichs, und widersetzten sich nicht nur allein ganz offenbar ihren Obrigkeiten, sondern hatten auch schon an vielen Orten die Waffen ergriffen; sie suchten das Reich in Aufruhr zu bringen, und sich fester Plätze zu bemeistern, welche ihnen sichere Zufluchtsörter gewähren könnten. Es war schon so weit gekommen, daß von allen Seiten Beschwerden und Klagen bey dem Hofe, so wie die Nachrichten von ihrem Aufstande einliefen. Jahr 1560.

Eine Begebenheit, wichtiger und auffallender als jede andere, beschleunigte die Ausführung des entworfenen Planes. Der Prinz von Condé, welcher seiner alten Neigung und seinen Gewissensbissen nicht widerstehen, weder sein Gemüth beruhigen, noch das Feuer seines Geistes mäßigen konnte, faßte den Entschluß, sich eines festen Platzes in irgend einer Provinz des Reiches zu bemeistern, die ihm selbst nachher zum Zufluchtsort, oder zum Waffenplatze dienen sollte, wenn ihn die Noth zwänge, sich zum Kriege zu rüsten. Unter vielen Städten, in welchen er ein geheimes Verständniß unterhielt, hatte er Lyon den Vorzug gegeben, einer volkreichen, durch Reichthum mächtigen, zwischen zwey

Jahr 1560. Flüssen vortheilhaft liegenden, von Genf, dem Hauptsitze der Reformirten, nicht weit entfernten, und den Gränzen so nahen Stadt, daß er von protestantischen Fürsten Deutschlands und den verbündeten Cantons der Schweizer sehr leicht und geschwind Hülfe erhalten, und sich im Nothfalle aus derselben ohne Schwierigkeit in ein freyes Land flüchten könnte. Zu diesem Behufe bediente er sich der Herren von Maligni, zwey Brüder, und seine alten Freunde, durch deren Mittel er die Vornehmsten dieser Stadt in sein Interesse zog, in welcher sich immer des Handels wegen Fremde von allen Nationen aufhalten, und die wegen der Nachbarschaft von Genf mit Leuten ganz angefüllt war, welche den katholischen Glauben verlassen hatten, und Calvins Lehre ergeben waren. Nachdem sie sich einen hinlänglichen Anhang in der Stadt verschafft zu haben glaubten, um einen Aufruhr zu erregen, so suchten sie heimlich in dieselbe unbewaffnete Soldaten und andere ihrer Anhänger zu bringen, welche nachher mit Waffen versehen werden, unvermuthet sich der Brücken und des Stadthauses bemächtigen, und die Stadt in ihre Bothmäßigkeit bringen sollten. Der Marschall von St. Andre, Gouverneur von Lyon, war kurz vorher wegen den gegenwärtigen Staatshändeln nach Hof berufen worden, und hatte seinen Neffen als Vicegouverneur zurück gelassen. Dieser war durch katholische Kaufleute, welche auf die Reformirten wegen ihren Reichthümern eifersüchtig, und diesen Anschlägen abgeneigt waren, vollkommen von diesen Bewegungen, so wie von der zum Aufruhr bestimmten Zeit benachrichtigt worden, und befahl am Abend vor dem fünften September dem ersten Schöffen der Stadt (Davila nennt ihn Proti, Andre Prost, welches gleichgültig ist. Er war Commandant der Stadt, das ist, der Bürgercompagnien), mit dreyhundert Büchsenjägern die Brücken der

Rhone und Saone zu besetzen, und jenen zwischen diesen beyden Flüssen liegenden Theil der Stadt einzuschließen, welcher der Sammelplatz der Verschworenen seyn sollte. Die Herren von Maligni, welche die Gegenanstalten der Katholischen witterten, und nicht abwarten wollten, eingeschlossen und angegriffen zu werden, kamen mit Anbruch der Nacht den Leuten des Gouverneurs zuvor, besetzten mit Entschlossenheit und Geschwindigkeit die Brücke der Saone, wo sie sich in der größten Geschwindigkeit in Hinterhalt legten, in der Hoffnung, die Katholischen würden, durch den unvermutheten Anfall in Schrecken gejagt, sich leicht zerstreuen lassen, und sie ohne Widerstand den Übergang über den anderen Theil der Brücke gewinnen, sich des Marktes und der vornehmsten und festesten Plätze der Stadt bemeistern können. Der Ausgang war aber ganz verschieden: die Katholischen kämpften beym ersten Anfalle in guter Ordnung und ohne Furcht; sie wurden immer durch frische, vom Statthalter abgeschickte Truppen unterstützt, welchen die Verschworenen keinen Widerstand leisten konnten. Da die Übrigen sahen, wie schwer schon der Anfang des Streites für sie gewesen, so hielten sie es nicht für rathsam, den Angriff zu erneuern, um nicht bey anbrechendem Tage entdeckt zu werden. Die Herren von Maligni, welche die ganze Nacht bis zur Ermüdung gestritten hatten, und bey Anbruch des Tages das Thor im Rücken offen sahen, welches der Gouverneur, um ihre Flucht zu erleichtern, und nicht durch Hartnäckigkeit die Gefahr zu vergrößern, in der Eile hatte eröffnen lassen, zogen mit vielen ihrer Anhänger aus der Stadt, die Übrigen flohen in ihre Häuser, um sich zu verbergen, und befreyeten die Stadt von einer so großen Gefahr. Der Statthalter, welcher die in der Nachbarschaft liegenden Truppen eilends an sich gezogen, und eine scharfe Untersuchung der Verschwo-

Jahr 1560.

Jahr renen angestellt hatte, verurtheilte einen Theil derselben zum
1560. Galgen, um den Hugonotten allen Muth zu benehmen; der Andere wurde in guter Verwahrung geschwind nach Hofe gebracht, und nachher zur Rechtfertigung der Untersuchung gebraucht, welche man durch die Aussagen dieser Gefangenen gegen die Prinzen anspann. Sobald der Hof die Nachricht von diesem Versuche erhalten hatte, so beschloß der König, nicht länger mehr zu zaudern, und den Mißvergnügten keine längere Zeit zu neuen Unternehmungen zu gestatten; er verließ also Fontainebleau mit tausend Lanzen, welche ihn zu begleiten pflegten, und zwey alten erst kurz aus ihren Besatzungsplätzen in Piemont und Schottland zurück gekommenen Infanterieregimentern, begab sich nach Orleans, und drang sehr darauf, daß die Deputirten der Provinzen erscheinen möchten.

Zweytes Kapitel.

Eintheilung der Französischen Nation in drey Stände, deren allgemeine Versammlung durch Deputirte die Generalstaaten genennt werden. Bewaffneter Reichstag, und Ankunft des Königs zu Orleans. Die Prinzen von Bourbon werden gleichsam mit Gewalt gezwungen, auf der allgemeinen Reichsversammlung zu erscheinen. Ihr Empfang bey Hofe. Prinz von Condé wird gefänglich eingezogen, und der König von Navarra scharf bewacht. Eröffnung der Generalstaaten mit einer Glaubensprocession. Criminalprozeß des Prinzen von Condé, welcher zum Tode verurtheilt wird. Betragen der Königinn-Mutter. Plötzlicher Tod des Königs. Große Veränderung am Hofe. Unterhandlungen wegen der Regentschaft. Die Königinn-Mutter wird Regentinn, und der König von Navarra zum Generalstatthalter aller Provinzen des Reichs erklärt. Der Connetabel erhält wieder das oberste Kriegscommando. Der Prinz von Condé wird auf freyen Fuß gestellt, für unschuldig erkannt, und die Versammlung der Generalstaaten entlassen.

Die ganze Französische Nation ist in drey Stände eingetheilt, welche Staaten genannt werden. Der Erste besteht aus der Geistlichkeit, der Zweyte aus dem Adel, der Dritte aus dem Volke. Diese sind in dreyßig Districte oder Gerichtsbarkeiten abgetheilt, welche man Landvogteyen nennt. Jahr 1560.
Wann eine allgemeine Versammlung des Reiches gehalten werden soll, so kommen sie in ihrer Hauptstadt zusammen, sondern sich in drey Kammern ab, und jede erwählt einen Deputirten, welcher im Nahmen ihrer Versammlung auf

Jahr 1560. der Allgemeinen erscheinen muß, auf welcher jene Gegenstände, die das Interesse eines jeden dieser drey Stände und die Regierung des Reiches betreffen, vorgetragen, und debattirt werden. Auf diese Art kommen drey Deputirten aus einer jeden Landvogtey, Einer aus der Geistlichkeit, Einer aus dem Adel, und Einer aus dem Körper des Volkes, welches noch nicht so gar lange auf eine viel anständigere Art der Mittelstand (Tiers-Etat) genannt wird. Diese machen in Vereinigung mit dem Könige, den Prinzen von Geblüt, und den Kronbedienten den ganzen Körper der Generalstaaten aus, und stellen den Nahmen, die Gewalt, und die Macht der ganzen Nation vor. Sie haben, wenn der König zur Regierung fähig und gegenwärtig ist, Vollmacht, in seine Forderungen einzuwilligen, Vorschläge zu einer guten Regierung zu thun, die ganze Nation zu neuen Auflagen verbindlich zu machen, und neue Reichsgesetze und Verordnungen abzufassen oder anzunehmen. Wenn aber der König unmündig, oder durch einen andern Umstand zur Regierung unfähig ist, so haben sie bey vorwaltender Streitigkeit Macht, die Regenten des Reichs zu erwählen, die höchsten Würden und Ämter zu verleihen, und die Subjecte zu bestimmen, aus welchen der Staatsrath bestehen soll; sollte aber der königliche Stamm erlöschen, so würden sie die Macht haben, nach der Verfügung der salischen Gesetze einen neuen König zu erwählen; aber nebst diesen Hauptbefugnissen war es herkömmlich, daß die Könige die Generalstaaten bey dringender Noth wichtiger Staatsgeschäfte zusammen beriefen, um die Meinungen derselben zu hören, und mit ihrer Einwilligung Schlüsse abzufassen, weil man nicht nur dafür hielt, daß dieselben durch die allgemeine Einwilligung Festigkeit gewönnen, sondern weil es auch die Gränzen einer rechtmäßigen und wahrhaft monarchi-

schen Regierungsform erfordern, daß einer Nationalversamm- Jahr
lung die wichtigsten Staatsgeschäfte mitgetheilt werden. 1560.

Da man jetzt deutlich einsah, daß durch die Uneinigkeiten der Großen und die Religionsstreitigkeiten Alles in Unordnung gerathen war, und schnelle Maßregeln erfordert wurden, so kamen die von den Provinzen erwählten Deputirten auf wiederhohlte Befehle des Hofes im Anfange des Monaths October zu Orleans eilends zusammen. Der König war ebenfalls in Begleitung der vornehmsten Großen und Reichsbedienten dort angelangt, und man erwartete nur noch die Ankunft der mißvergnügten Prinzen. Der Connetabel und seine Söhne hielten sich, wie gewöhnlich, zu Chantilly, auf; der König von Navarra und der Prinz sein Bruder, welche sich nach Bearn begeben hatten, wurden durch Schreiben des Königs aufgefordert, sich bey der Versammlung der Generalstaaten einzufinden: sie weigerten sich nicht geradezu, es zu thun, aber sie verlängerten doch durch verschiedene Entschuldigungen und vielfältigen Aufschub die Zeit ihrer Erscheinung. Dieses Benehmen machte den König und die Regierung unentschlüssig; sie befürchteten nicht ohne Grund, die Prinzen möchten aus eigenem Argwohne, oder Warnung irgend eines Vertrauten, sich weigern, bey den Generalstaaten sich einzufinden, und dadurch so große und so viele auf ihre Erscheinung gebaute Plane vereiteln. In der That war der Prinz, welcher mit seinem Gewissen Rath, und es nicht für unmöglich hielt, daß man aus den zu Amboise und zu Lyon gefangenen Verschworenen, so wie aus La Sague so viel habe herausbringen können, um seine Unternehmungen klar zu beweisen, so argwöhnisch, daß ihn nichts bewegen konnte, sich zum zweyten Mahle der Willkür und der Gewalt der Regierung, deren größten Theil seine Feinde in Händen hatten, Preis zu geben; aber der König von Navarra, dessen Gewissen entweder weniger beschwert,

Jahr 1560. oder von Natur nicht so mißtrauisch war, als sein Bruder, hielt dafür, daß sie durch ihre Erscheinung auf der Versammlung der Generalstaaten sehr leicht die Reform der gegenwärtigen Regierung, für welche sie zeither sich so sehr verwendet, erhalten, durch ihre Verweigerung sich selbst verdammen, und der Raubgierde und der Verfolgung der Lothringischen Herren ein freyes Feld überlassen würden. Er konnte nicht glauben, daß ein gleichsam unmündiger König, eine Italienische Dame, und zwey Ausländer es im Angesichte der Versammlung wagen würden, ihre Hände mit dem Blute der Prinzen und des königlichen Hauses zu beflecken, gegen welche die viel mündigeren und rachsüchtigeren Könige immer mit großer Rücksicht verfahren seyen; er war also entschlossen, sich auf die Versammlung zu begeben, und auch seinen Bruder mit dahin zu führen, da er es nicht zugeben wollte, daß derselbe abwesend, und ohne sich vertheidigen zu können, übereilt verdammt werde, wie er ganz sicher voraus sah; er hoffte, durch seine Gegenwart und Unterhandlungen mit den Deputirten es dahin zu bringen, daß, obschon sein Vergehen nach der Strenge der Gesetze zu verdammen sey, man doch wenigstens wegen der Billigkeit der Gründe Mitleid haben, und am Ende aus Rücksicht der Eigenschaften und Vorzüge des Geblütes demselben verzeihen würde. Dieser Meinung stimmten alle ihre Räthe und Vertrauten bey, die Gemahlinn und die Schwiegermutter des Prinzen ausgenommen, welche sich standhaft widersetzten, und jeden Verlust für geringer als die augenscheinliche Lebensgefahr hielten.

Während die Meinungen so sehr getrennt waren, kam zuerst der Graf von Croussol, und nachher der Marschall von St. Andre an, welche der König nach einander abgeschickt hatte, die Prinzen zu überreden, daß sie bey der Versamm-

lung erschienen. Sie suchten zu zeigen, daß diese so ansehn- Jahr
liche und ehrwürdige Versammlung mit so großen Unkosten 1560.
des Königs und Beschwerlichkeit der ganzen Nation nur we-
gen den Prinzen von Geblüt zusammen berufen worden sey,
um ihre Streitigkeiten und Beschwerden zu erledigen. Es
sey nothwendig, daß sie an den Beschlüssen über die Reform
der Regierung und der Entscheidung der streitigen Glaubens-
puncte Antheil nähmen; diese Gegenstände seyen so wichtig,
daß sie ohne den Beystand der vornehmsten Prinzen von Ge-
blüt nicht entschieden werden könnten. Der König und die
Generalstaaten müßten sich für verspottet, und von den
Prinzen von Bourbon für verachtet halten, da sie so oft die
Reform der Regierung und die Untersuchung der Religions-
streitigkeiten der Hugonotten begehrt hätten: jetzt sey der
Zeitpunct herbey gekommen, die Generalstaaten zu diesem
Behufe versammelt, und doch bezeigten sie keine Lust, auf
dieser Versammlung zu erscheinen, gleichsam als wenn sie
die Majestät derselben verachteten, welche die ganze Na-
tion vorstelle. In der Zukunft müßten sie sich über Niemand
als über sich selbst beklagen, wenn sie, wie billig, von der
Staatsverwaltung ganz ausgeschlossen würden, weil sie es
unter ihrer Würde hielten, selbst zu kommen, und jenen
Antheil zu erhalten, welchen ihnen der König mit der Ge-
nehmigung der Generalstaaten anweisen zu wollen scheine;
sie legten dadurch ganz deutlich ihre von dem Dienste des
Königs und der Wohlfahrt der Krone entfernte Gesinnun-
gen an Tag: sie dürften sich also nicht wundern, wenn man
kräftige Maßregeln nehmen würde, um den Samen dieses
Zwistes auszurotten, und diesen auf Umwälzungen offenbar
zielenden Absichten zuvor zu kommen. Der König habe be-
schlossen, jene eben so zu belohnen, welche ihm Achtung und
Verehrung bezeigten, als die Anderen zum nothwendigen

Jahr 1560. Gehorsam zu zwingen, welche seine guten Absichten hintan setzen, und die Städte und Provinzen seines Reiches zum Aufruhr reitzen wollten. Er würde die Prinzen von Bourbon dieses Verbrechens schuldig gehalten haben, wenn sie nicht ihre Unschuld zu beweisen gesucht hätten; durch ihre Abwesenheit und Hartnäckigkeit würden sie das bestätigen, was durch das Gerücht verbreitet worden, obschon der König und sein Staatsrath demselben nie Glauben beygemessen hätten. Er wünsche auch über dieß zur Ehre des königlichen Geblütes, daß sich die Prinzen als wahrhaft getreue und gehorsame Unterthanen, welchen das Wohl des Staates am Herzen liege, bezeigen, und ganz Frankreich durch Beweise ihrer Redlichkeit beruhigen möchten, das seine Augen auf diesen großen Schauplatz der gegenwärtigen Staatsoperation mit außerordentlicher Erwartung hefte.

Diese mit so vielen Warnungen verbundenen Aufträge des Königs würden auf den Prinzen von Condé wenig gewirkt haben, welcher entschlossener war, sein Leben an einem Orte nicht in Gefahr zu setzen, wo seine Feinde die Gewalt in Händen hätten, wenn seine Standhaftigkeit nicht durch die Nothwendigkeit wäre erschüttert worden: denn der nach Hofe zurück gekehrte Graf von Croussol hatte die Abneigung des Prinzen, bey den Generalstaaten zu erscheinen, angezeigt; der Herzog von Guise drang sehr darauf, Gewalt zu brauchen. Die Königinn-Mutter stimmte mit ein, welche nichts sehnlicher, als die Ausrottung dieses Samens der Streitigkeiten, und die Herstellung der Ruhe für ihre Söhne wünschte; der König traf also Anstalten, sie durch die Waffen dazu zu zwingen. Zu diesem Ende wurde der Marschall von Termes nach Gascogne geschickt, unter dessen Befehle sich ein Heer aus den in den benachbarten Provinzen zertheilten Truppen zusammen zog. Die Prinzen von Bourbon waren nicht nur allein ungerüstet, sondern auch

noch auf Bearn, ein kleines, am Fuße der Pyrenäen lie- Jahr
gendes, zum Theile von Frankreich, und zum Theile von 1560.
Spanien überall eingeschlossenes Land eingeschränkt; sie be-
fürchteten, durch die Bewegungen der Französischen Trup-
pen von der einen Seite, und jene des Königs von Spa-
nien, welcher die geringen Überbleibsel des Königreichs von
Navarra zu verschlingen suchte, sehr leicht unterdrückt zu
werden. In Frankreich hatten die von ihnen erregten Auf-
stände keinen glücklichen Erfolg, und in Bearn waren sie
ohne Anhang und Geld: der König von Navarra wollte also
auf keine Art den Überrest seiner Staaten, und seine Ge-
mahlinn und Kinder, welche sich an dem nähmlichen Orte
befanden, der Gefahr aussetzen; er zeigte ihnen die Noth-
wendigkeit, an welcher alle Rathschläge scheiterten, und be-
wog endlich seinen Bruder zum Entschlusse, mit ihm zu gehen,
da es Alle für eine ausgemachte Sache hielten, daß die Re-
gierung im Weigerungsfalle auf der Versammlung der Reichs-
stände irgend einen Entschluß gegen sie fassen, und sie ohne
Zweifel zur ewigen Schande als Rebellen der Gewalt unter-
liegen würden. Der Cardinal Carl von Bourbon, sein Bru-
der, wirkte hauptsächlich zu dieser Entschließung mit, wel-
cher einen gutmüthigen und sanften Charakter hatte, von
Veränderungen weit entfernt war, und in großer Eintracht
mit seinen Brüdern lebte. So bald er die Absichten und Zu-
rüstungen des Königs erfuhr, so eilte er auf Anreitzung der
Königinn-Mutter, welche das Begonnene ohne Kriegsge-
fahr vollbracht wünschte, auf der Post nach Bearn, um sie
zu überreden, daß sie bey den Generalstaaten erschienen: er
vergrößerte auf der einen Seite die Kriegsrüstung, welcher
sie keinen Widerstand leisten könnten, und versicherte sie an-
derer Seits, daß bey dem Könige und der Königinn-Mut-
ter nichts als ihr guter Wille und der Wunsch nach Ein-
tracht und Ruhe zu bemerken sey. Auf diese Art beruhigt

Jahr 1561. und gezwungen reiseten nun die drey Brüder mit Hinterlassung der Königinn Johanna und ihrer Kinder in Pau in geringer Begleitung nach Hofe, um keinen größeren Verdacht zu erregen. Der Connetabel, auf dessen Ankunft man weniger ernstlich gedrungen, weil er sich an einem Orte befand, wo er leichter dazu gezwungen werden konnte, hatte sich mit einer größeren Verstellung und Vertrauen auf den Weg begeben, weil er die Partey der Mißvergnügten nur mit seinem Rathe unterstützt, aber auch denselben immer dahin gerichtet hatte, eher bey den Ständen Gerechtigkeit zu suchen, als Aufruhr zu erregen, und Verschwörungen anzuzetteln. Er weigerte sich nicht, an den Hof zu kommen, um nicht den Verdacht gegen sich zu vergrößern, aber er wollte durch andere Verstellungskünste seine Ankunft so lange verzögern, bis ihn das Beyspiel der Prinzen von Bourbon über sein Schicksal belehren könnte. Als er in Paris angelangt war, so stellte er sich, als habe ihn ein Kathar und das Podagra überfallen, und kehrte nach Hause zurück, um seine Gesundheit herzustellen; nach Verfluße mehrerer Tage trat er seine Reise zum zweyten Mahle an, und machte unter dem Vorwande, daß ihm die Bewegung schädlich sey, welches auch seines Alters wegen sehr glaubwürdig schien, nur kleine Tagereisen, suchte außer seinem Wege überall bequeme Herbergen, hielt sich an dem nähmlichen Orte mehrere Tage auf, und verzögerte seine Ankunft durch diese Kunstgriffe bis zu jener der Anderen. Es ist bekannt, daß er seinen Söhnen, welche in ihn drangen, bey Hofe zu erscheinen, und ihm zu Gemüthe führten, daß weder die Königinn-Mutter noch die Herren von Guise es wagen würden, einem Manne von solchem Rufe und Anhange im Reiche zu nahe zu treten, aus seiner Erfahrung geantwortet hat: diejenigen, welche das Staatsruder in Händen hätten, könnten nach ihrer Willkür ohne irgend einen Widerstand oder ein

Hinderniß regieren; und doch versammelten sie die Stände Jahr 1560.
und suchten gleichsam Widersprüche; es müsse also allem diesem ein geheimer Plan unterliegen, welcher sich bald enthüllen müsse, wenn sie nur ein wenig länger Geduld hätten. Durch solche Reden dämpfte er die Hitze seiner Söhne, und hatte den Vortheil, durch Verzögerung Zeit zu gewinnen.

Unterdessen ging der Marschall von Termes dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé mit starken Schwadronen Reuterey entgegen, welcher unter dem Scheine, denselben zur Ehrenbegleitung zu dienen, jene Städte beobachten mußte, welche man durch des La Sague's Bekenntniß als Theilnehmerinnen der Verschwörung entdeckt hatte. Zu gleicher Zeit besetzte er alle Wege, welche sie zurücklegten, in der größesten Eile mit anderen Truppen zu Fuß und zu Pferde, weil er befürchtete, die Prinzen möchten ihren Entschluß ändern, und insgeheim zurück zu gehen suchen. So bald die Nachricht nach Orleans gekommen war, daß die Prinzen auf dem Wege, und sich schon in des Königs Staaten befänden, und von dem Marschall von Termes umgeben seyen, so wurde in der größesten Eile Grolot, Landrichter von Orleaus, in's Gefängniß geworfen, weil man ihn beschuldigte, daß er mit den Hugonotten ein geheimes Verständniß gehabt, um diese Stadt für die Partey der mißvergnügten Prinzen zum Aufstande zu bewegen; auch wurde der Stiftshauptmann von Chartres auf Befehl des Königs zu Paris eingezogen, welcher sich dort unvorsichtiger Weise aufhielt, um neue Händel anzuspinnen. Nicht eben so glücklich war man mit Andelot, welcher, eben so scharfsichtig, gefährliche Unternehmungen zu wittern, als hitzig und kühn, sie auszuführen, der Schlinge entgangen, und in die entfernteste Gegend von Bretagne mit dem Entschlusse entwichen war, im Nothfalle nach England zu flüchten.

Jahr 1560. Der Admiral, welcher in Allem auf die listigste und verschlagenste Art, ohne entdeckt zu werden, sich benommen hatte, war gleich Anfangs freywillig in der Absicht erschienen, bey den Generalstaaten für das Interesse und die Anschläge seiner Partey zu arbeiten, und beobachtete, von dem Könige, wie gewöhnlich, sehr beschmeichelt und noch zärtlicher von der Königinn-Mutter behandelt, mit scharfem Blicke alle Bewegungen des Hofes, und theilte sie dem Connetabel und Könige von Navarra ganz geheim und sehr vorsichtig mit.

Schon waren alle Künste des Aufschubs und der Verstellung so erschöpft, daß den Prinzen von Bourbon nur ihre geheimsten und vertrautesten Freunde entgegen gingen, welche in ihrer Begleitung zu Orleans den neun und zwanzigsten October ankamen, wo sie ganz gegen die Gewohnheit des Hofes die Thore der Stadt, wie zu Kriegszeiten, nicht nur allein mit starken Wachen, sondern auch die festesten Örter und Plätze, so wie die Eingänge der Strassen von allen Seiten mit Artillerie und zahlreichem Kriegsvolke besetzt fanden, durch deren Mitte sie ritten, und in dem Schlosse des Königs anlangten, welches noch viel stärker, und gerade so bewacht war, wie die Zelte der Feldherren in der Mitte eines Heeres zu seyn pflegen. Als sie das Thor erreicht hatten, und nach dem Gebrauche der Prinzen von Geblüt in den Schloßhof einreiten wollten, so fanden sie die Thore verschlossen, und nur die Seitenpförtchen offen. Sie waren also gezwungen, auf öffentlicher Straße abzusteigen, wo sie nur von Einigen empfangen, und zum Könige geführt wurden, welcher sie, den Herzog von Guise und den Cardinal von Lothringen zu beyden Seiten, auf eine von jener Popularität und Vertraulichkeit verschiedene Art empfing, mit welcher die Könige von Frankreich Jedermann und vorzüglich Prinzen ihres Geblütes zu empfangen

pflegen: dann führte sie der König selbst in das Gemach der Königinn, seiner Mutter, wohin ihnen die Herren von Guise nicht folgten. Hier verlor sie das Neutralitätssystem nicht aus den Augen, und empfing dieselben mit der gewöhnlichen Ehrenbezeugung, und mit solchem Anscheine von Traurigkeit, daß man ihren Augen Thränen entfallen sah; aber der König, welcher fortfuhr, sie wie im Anfange zu behandeln, wandte sich zum Prinzen von Condé, und beklagte sich in bitteren Ausdrücken, daß er, ohne ihn jemahls beleidigt, oder auf irgend eine Art übel behandelt zu haben, mit Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze mehrmahls seine Unterthanen gegen ihn empört, von verschiedenen Seiten des Reiches Krieg erreget, seine vornehmsten Städte zu überrumpeln gesucht, und gegen sein und seiner Brüder Leben böse Absichten im Schilde geführt habe. Als der Prinz ganz furchtlos auf diese Beschuldigungen in kühnen Ausdrücken antwortete, daß dieß Verläumdungen und Verfolgungen seiner Feinde seyen: er werde seine Unschuld klar beweisen. Gut, erwiederte der König: um die Wahrheit zu finden, muß man also nach dem gewöhnlichen Wege Rechtens verfahren. Er eilte aus dem Gemache, und befahl den Hauptleuten seiner Wache, denselben gefangen zu nehmen. Die Königinn-Mutter willigte durch die Nothwendigkeit gedrungen dazu ein, erinnerte sich aber an die Veränderlichkeit irdischer Dinge, und bestrebte sich durch liebreiche Worte den König von Navarra zu trösten, während der Prinz, ohne Abschied zu nehmen, und mit der Äußerung, durch seinen Bruder den Cardinal in die Schlinge gefallen zu seyn, in ein nahes Haus geführt wurde, dessen Fenster zugemauert, die Thüren verdoppelt, und welches durch die auf beyden Seiten aufgeführten Kanonen und starke Wachen gleichsam in eine Festung war verwandelt, und zu diesem Zwecke zubereitet worden. Der durch die Ge-

Jahr 1560.

Jahr 1560. fangennehmung seines Bruders in Schrecken gesetzte König von Navarra wurde in ein an den königlichen Pallast stoßendes Haus gebracht, nachdem er über dieses Verfahren viele Klagen erhoben und eine lange Unterredung mit der Königinn-Mutter gehabt hatte, welche Alles auf den Generalstatthalter Herzog von Guise schob, und den Verdacht und das Gehässige dieser Handlung von sich selbst abzuwälzen suchte. In diesem Hause wurde er wie ein Gefangener bewacht, behandelt, und die gewöhnlichen Wachen verändert, außer daß er Besuche annehmen durfte. Zur nähmlichen Zeit wurde Bouchard, der Sekretär des Königs von Navarra, in's Gefängniß geworfen, und ihm alle Briefschaften und Papiere abgenommen. Am nähmlichen Abend reisete Tanaquille, Herr von Carrouges, nach der Pikardie ab, wo er des Prinzen Schwiegermutter, Magdalena von Roye, welche sich durch ihr Geschlecht gesichert glaubte, und zu Aunis, einem unter ihrer Gerichtsbarkeit liegenden Orte aufhielt, gefangen nehmen, und nach der Hinwegnahme aller Papiere und Briefschaften nach dem Schlosse St. Germain bringen ließ. Die Nachrichten von diesen Vorfällen so wohl, als daß die Thore der Stadt geschlossen gehalten, und den Reisenden der Durchgang versagt wurde, erhielt der Connetabel, welcher einige Meilen von Paris sich auf dem Wege befand, und bewogen ihn still zu halten, und nicht weiter zu gehen, sondern vorerst den Fortgang dieser Unternehmungen abzuwarten.

Indeß waren die Häupter der Regierung nicht saumselig, die Versammlungsfeyer der Generalstaaten mit einer Glaubensprocession zu beginnen, welche von den Theologen der Sorbonne, ganz den Glaubenslehren der römisch-katholischen Kirche gemäß, verfaßt, von dem Cardinal von Tournon, dem Präsidenten des geistlichen Standes, öffentlich abgelesen, und von jedem der Deputirten, nach und nach,

wie sie ankamen, feyerlich war beschworen worden, damit kein Akatholischer unvorsichtiger Weise mit berathschlagender Stimme in diese Versammlung aufgenommen würde. Nach dieser geendigten feyerlichen Handlung legte der Großkanzler in Gegenwart des Königs die Gegenstände zur Berathschlagung über die Reform des Staates vor. Hierüber sowohl, als über die Forderungen der Provinzen begaben sich die Stände in die ihnen angewiesenen Örter, und hielten in besonderen Kammern Berathschlagungen über die wichtigsten Gegenstände, über deren Resultate sie durch Deputirte mit einander conferirten, um hernach ihre Beschwerden und Gutachten auf der Versammlung vorzulegen. Aber daran dachte ein jeder am wenigsten, weil sie Alle voll Erstaunen und Erwartung über den Ausgang der Gefangenschaft des Prinzen waren, welche durch einen feyerlichen Verhaftbefehl des königlichen Staatsrathes bestätigt worden, den der Großkanzler, alle andere Herren, und nachher die von Lothringen durch ihre Unterschrift bestärkten. Letztere nahmen keinen Antheil an den Verhandlungen der Prinzensache, weil man sie als Feinde derselben verdächtig hielt, sondern sie wurde einer Versammlung delegirter Richter übertragen, damit die Sache durch einen förmlichen Prozeß zu einem Endurtheile gedeihen möge. Die dazu ernannten Richter waren Christoph von Thou, Präsident des Parlaments von Paris, Bartholomäus Faye, und Jakob Viole, beyde Parlamentsräthe; dem Herkommen des Reiches gemäß versah Egidius Bourdin die Stelle eines Generalprokurators und Fiskals, und Johann Dü Tillet, Protonotar des Parlamentshofes, jene eines Greffiers. Alle Verhöre und Anklagen geschahen in Gegenwart des Großkanzlers De L'Hopital. Nachdem man die Aussagen der Zeugen, die theils aus den Gefängnissen von Amboise, theils von Lyon und verschie-

Jahr 1560.

Jahr 1560. denen anderen Orten herbey gebracht worden, vernommen hatte, so wurde beschlossen, den Prinzen über diese entdeckten und bewiesenen Puncte zu verhören. Der Großkanzler und die Richter begaben sich in das Haus, in welchem der Prinz gefangen saß, um ihn zu verhören; er weigerte sich aber hartnäckig, zu antworten, und sich der Untersuchung derselben zu unterwerfen; er behauptete, als ein Prinz von Geblüt vor keinem anderen Gerichte zu Recht zu stehen, als vor jenem des Parlaments, welches man die Kammer der Pairs heißt: nähmlich, daß im Parlamente alle Kammern zusammen berufen, der König selbst gegenwärtig, alle zwölf Pairs von Frankreich und alle Kronbedienten versammelt seyn, und in derselben stimmen müßten, wie es in vorigen Zeiten allezeit herkömmlich gewesen sey. Er berief sich von diesem unordentlichen und gesetzlosen Verfahren an den König. Diese an den königlichen Staatsrath gebrachte Berufung wurde, obschon sie sich auf den gewöhnlichen Gang und das Reichsherkommen gründete, als unerheblich verworfen, weil das gegenwärtige Bedürfniß ein schnelles Urtheil erfordere, und es nach keinem Gesetze eine nothwendige Bedingniß sey, die Rechtshändel der Prinzen allezeit mit so großer Feyerlichkeit vor die Kammer der Pairs zu bringen. Da aber der Prinz dawider die nähmliche Appellation einlegte, und darauf bestand, die nähmlichen Protestationen zu wiederhohlen, so erklärte der königliche Staatsrath endlich auf die Vorstellung des Generalprokurators und Fiskals, daß man den Prinzen für überwiesen halten müsse, wenn er sich ferner weigern würde, den Richtern zu antworten. Er war also gezwungen, sich verhören zu lassen, und das rechtliche Verfahren wurde nachher mit der größesten Sorgfalt in allen übrigen Puncten bis zum Endurtheile fortgeführt.

Zu einem so großen Unglücke waren die Prinzen von Bourbon verdammt, daß sie auf dem Puncte standen, mit ihrem Blute die vergangenen Verschwörungen zu bezahlen! Es war kein Franzose, welcher nicht aus Ehrfurcht für den Glanz der Geburt und den Seelenadel beyder Brüder zum innigsten Mitleiden gerührt wurde; nur die Herren von Lothringen, Männer von entschlossener und hartnäckiger Gemüthsart, verfolgten standhaft die Ausführung des entworfenen Planes, ohne irgend eine Rücksicht auf die Eigenschaften und Verdienste dieser Prinzen zu nehmen, entweder weil sie glaubten, daß es die Pflicht einer Regierung sey, für die Ruhe und die Wohlfahrt eines Staates so zu handeln, oder auch bloß, wie sie von ihren Gegnern beschuldigt wurden, um ihre Feinde zu unterdrücken, und das Gebäude ihrer Größe auf ein unerschütterliches Fundament zu bauen. Sie brüsteten sich in starken und kühnen Ausdrücken, daß man mit zwey Streichen zu gleicher Zeit das Haupt der Ketzerey und der Rebellion ablösen könne. Jahr 1560.

Obschon die Königinn-Mutter heimlich in das ganze Verfahren einwilligte, und der Fortsetzung desselben nicht abgeneigt war, so wünschte sie doch, daß der ganze Haß und die Schuld davon auf die Herren von Guise fallen möchte, wie sie es immer arglistiger Weise zu bewirken, und bey allen widrigen Zufällen, welchen die Dinge dieser Welt unterworfen zu seyn pflegen, ihre eigene Erhaltung zu erreichen suchte; sie zeigte also nur Traurigkeit in ihrem Gesichte, und Ängstlichkeit in ihren Reden; sie berief öfters bald den Admiral, bald den Cardinal von Chatillon zu sich, und zeigte sich einzig damit beschäftigt, irgend ein Mittel zur Rettung der Prinzen von Bourbon auszufinden. Mit den nähmlichen Künsten hielt sie die Herzoginn von Montpensier hin, eine Dame von gerader Denkungsart, welcher die Verstellungsgabe

Jahr 1560. ganz fremd war, und mit ihren Gefühlen das Betragen und die Gesinnungen anderer Menschen maß; sie war nicht allein der reformirten Lehre zugethan, sondern auch eine vertraute Freundinn des Königs von Navarra, und unterhielt mit beyden Parteyen eine Art von künstlichem Verständnisse, da sie die Reden und Gesinnungen des Einen dem Andern zubrachte. Obschon dieß gerade dem Operationsplane entgegen lief, dessen Wirkungen nicht verborgen bleiben konnten, so wurde derselbe doch mit einer so glücklichen Verstellung fortgeführt, daß auch die Scharfsichtigsten an dessen Existenz zweifelten, wenn sie betrachteten, wie tief die Geheimnisse der Menschen, und wie verschieden die Wirkungen von den Triebfedern der Interessen sind, durch welche der Gang der menschlichen Handlungen in Bewegung gesetzt wird! Schon hatten die Commissarien das Urtheil über den Prinzen gefällt, daß er als ein der beleidigten Majestät und der Rebellion Überwiesener bey der Eröffnung des Reichstages vor dem königlichen Schlosse enthauptet werden solle; die Hinrichtung wurde aber deßwegen aufgeschoben, um zu sehen, ob man nicht den Connetabel, welcher der dringendsten Bescheidenheit ungeachtet noch nicht erschienen war, in der nähmlichen Schlinge fangen, und den König von Navarra in die nähmliche Execution verwickeln könne, zu dessen Verdammung man erhebliche Gründe gefunden hatte, als eines Morgens der — König, welcher sich, wie er öfters zu thun pflegte, von seinem Barbierer rasiren ließ, plötzlich in eine so starke Ohnmacht fiel, daß er von seinen Bedienten für todt auf's Bette getragen wurde 1). Obschon er in einer

---

1) Der König wollte auf die Jagd gehen, um den Anblick der Hinrichtung zu vermeiden. Während er rasirt wurde, fiel er in eine Ohnmacht. Er hatte schon seit langer Zeit eine Fistel am Ohre.

Stunde wieder zu sich kam, so wurde er doch von so tödtlichen Zufällen befallen, daß er wenig Hoffnung zum Leben gab. Während dem daraus entstandenen Lärmen, und dem Schrecken und der Verwirrung Aller drangen die Herren von Guise in die Königinn-Mutter, daß noch in der Zeit, als es das Leben des Königs erlaubte, das Urtheil über den Prinzen von Condé vollstreckt, und ein Gleiches an dem Könige von Navarra vollzogen würde, um auf diese Art den Weg zu Veränderungen abzuschneiden, welche nach dem Tode des Königs entstehen könnten. Sie behaupteten, dieß sey der Weg, ihren übrigen unmündigen Prinzen das Reich zu erhalten, und die Gewitterwolken zu zerstreuen, welche schon anfingen, den sonst so heitern Himmel von Frankreich zu verdunkeln. Obschon sie, zur Ausführung dieses nothwendigen und Geschwindigkeit erfordernden Vorhabens, des Connetabels nicht habhaft werden könnten, so hätten sie doch wenig von ihm zu fürchten, wenn der kluge König von Navarra und der wilde Prinz von Condé aus dem Wege geräumt, und also alle auf die Eigenschaften des königlichen Geblütes sich gründenden Ansprüche unterdrückt seyn würden, da der Connetabel keinen Anhang unter dem Adel und den Hugonotten, wie die Prinzen haben könnte. Um den mit so vieler Geduld und Verstellungskünsten zu Reife gebrachten Anschlägen die Krone aufzusetzen, müsse man den letzten Schlag thun, ohne sich selbst daran durch den Todesfall des Königs verhindern zu lassen: denn da dessen Brüdern rechtmäßig das Reich heimfalle, so behielten auch die nähmlichen Gründe und das nähmliche Interesse für diese sowohl als für die Mutter die fortdauernde Kraft. Jahr 1560.

Die Königinn, welche dem Anscheine nach die Neutralität zu behaupten gewußt, fühlte keine so dringende Nothwendigkeit, einem so übereilten Entschlusse beyzustimmen, und in Erwägung zog, daß sich unter ihren unmündigen

Jahr 1560. Söhnen die Gestalt der Sachen gänzlich verändern würde, und die überwiegende Macht der Herren von Guise nicht weniger zu fürchten sey, wenn sie kein Gegengewicht und keinen Widerstand fänden, als die Unternehmungen der Prinzen von Geblüt. Diesem zu Folge breitete sie öfters gute Nachrichten und Hoffnungen zur Genesung ihres Sohnes aus, welche gerade zu dem Gerüchte von dem schlechten Zustande desselben widersprachen, damit sie Zeit gewänne, und die Ausführung der entworfenen Anschläge verhinderte, um sich nachher den Umständen gemäß zu benehmen. In diesem Entschlusse wurde sie durch die Ermahnungen des Großkanzlers De L'Hopital bestärkt, und ließ, als das Aufkommen des Königs zweifelhafter wurde, durch den Dauphin ihren Sohn, die Herzoginn und den Herzog von Montpensier nächtlich und ganz geheim in ihr Gemach den König von Navarra zu sich führen, welchen sie durch ihre gewöhnlichen Künste, und eine lange, aber wirksame, Rede glauben zu machen suchte, daß sie mit dem ganzen Hergange unzufrieden sey, und wünschte, daß er sich mit ihr gemeinschaftlich der überwiegenden Macht der Herren von Guise widersetzen möchte. Obschon man dieser Äußerung keinen gänzlichen Glauben beymaß, so war doch dieser Schritt für die Folge von grossem Nutzen, weil durch diese und andere Unterhandlungen das geheime Einverständniß lebendig erhalten wurde, und im Falle der Noth die Wiederherstellung der Eintracht nicht mehr so großen Schwierigkeiten unterworfen war, wie es doch der Fall gewesen wäre, wenn sie sich in vollem Ernste an die Spitze der Operation gestellt, und als eine offenbare Feindinn der Prinzen von Geblüt gezeigt hätte.

Indeß nahm die Krankheit des Königs immer zu. Gleich im Anfange hatte man ein Geschwür im Kopfe über dem rechten Ohre entdeckt, wo er in den ersten Jahren seiner Kindheit Schmerzen zu empfinden pflegte; es hatte sich

dasselbe so weit verbreitet, daß er durch den Kathar, wel- Jahr
chen er hatte, und die Eiterung die Stimme verlohr, so 1560.
wie keine Speise mehr zu sich nehmen konnte, den fünften
December Morgens den Geist aufgab, und Alles in der
äußersten Verwirrung und Unordnung hinterließ. Man
glaubte damahls fast allgemein, daß er an dem Gifte ge-
storben sey, welches ihm der Barbier während seiner Verrich-
tung beygebracht, dessen offenbare Kennzeichen die Ärzte
entdeckt hätten. Der heftige Anfall der Krankheit und der
plötzliche Tod des Königs würde die Klügeren haben bewegen
können, diesem Gerüchte Glauben beyzumessen, wenn der-
selbe nicht das Übel von Kindheit an in sich getragen, und
genährt hätte. Er starb als ein guter Fürst, welcher eben so
den Lastern abgeneigt war, als er Gerechtigkeit liebte, und
die Religion verehrte. Dem öffentlichen Rufe nach war er
ein schwacher und stumpfer Kopf, und mehr dazu gemacht,
regiert zu werden, als selbst zu herrschen; nichts desto weni-
ger würde die Ruhe von Frankreich hergestellt worden seyn,
wenn er entweder nie zur Krone gelangt wäre, oder bis zur
gänzlichen Ausführung des begonnenen Werkes gelebt hätte.
So wie ein gewaltiger Donnerschlag in einem Augenblicke
jene Gebäude niederstürzen und zerstören kann, welche mit
großer und langer Arbeit aufgeführt worden sind, eben so
vereitelte sein plötzlicher Tod auf ein Mahl alle jene An-
schläge, welche man durch so viele Verstellungskünste zur
Reife gebracht hatte. Das obschon durch gewaltsame und
heftige Mittel begonnene Werk hinterließ er doch in einem
fast entschiedenen und der Vollendung nahen Zustande, aber
auch auf einer solchen Spitze der Verwirrung und Zwie-
tracht, daß Frankreich sich in den verflossenen Zeiten in kei-
ner stürmischeren und schwankenderen Lage je befunden hat.

Carl IX., ein Bruder Franz II., zweyter Sohn der
Königinn, erbte die Krone, ein erst eilf Jahre alter Prinz.

Jahr 1560. Bey einem so zarten Alter war kein Zweifel über eine Vormundschaft und Regentschaft übrig; in diesem Falle beriefen dazu das alte Reichsherkommen, und die so viel Mahl auf den Generalstaaten bekräftigten Gesetze den König von Navarra, als ersten Prinzen von Geblüt. Aber wie konnte man ihm den jungen König und die Regierung sicher übertragen, während er wegen dem stärksten Verdachte, gegen den Staat gefährliche Absichten im Schilde geführt zu haben, gefangen gehalten worden, und sein Bruder wegen den nähmlichen Verbrechen zum Tode schon verdammt war? Die Guisen hatten unter dem verstorbenen Könige als die obersten Herren das Königreich beherrscht, und dem Reiche durch starke Heilmittel die Genesung und Ruhe mit zu großer Unerschrockenheit zu verschaffen gesucht. Übertrug man denselben die Regentschaft, so war zu erwarten, daß sie ihre Unternehmungen fortsetzen würden: aber wie konnte man diesen auf keine Art mit dem königlichen Geblüte verwandten Herren die Vormundschaft gegen alle Gesetze des Reiches zu einer Zeit übertragen, in welcher der größte Theil der angesehensten Herren, schon aus dem Schlafe erwacht, und gewarnt, sich muthig dagegen würde widersetzt haben? Schon mehrmahls hatten die Generalstaaten die Regentschaft den Müttern der unmündigen Könige übertragen, und bey einer so großen Zwietracht der Gemüther und der Parteyen durfte man aus Gründen das Leben des Königs und den Schutz des Reiches keinen andern Händen überlassen: wie konnte aber eine Ausländerinn ohne Anhang und Liebe mit zwey so mächtigen und schon gerüsteten Parteyen über die Herrschaft streiten? da gleich nach der Zeit, als sich das Übel des Königs Franz zu verschlimmern anfing, die Herren von Guise, welche das vorher sahen, was sehr leicht erfolgen könnte, eine Conföderation mit dem Cardinal von Tournon, dem Herzog von Nemours, den Marschällen von Brissac

und St. Andre, dem Herrn von Sipierre, Gouverneur von Orleans, und mit vielen andern ansehnlichen Herren geschlossen hatten, und ohne Unterlaß ihren Anhang vermehrten, um ihre errungene Macht sowohl zu vertheidigen, als für ihre eigene Erhaltung zu kämpfen? Der König von Navarra faßte im Gegentheil die beste Hoffnung für die Zukunft, und verband sich mit dem Admiral, dem Cardinal von Chatillon, dem Prinzen von Porçien, dem Herrn von Jarnac und mit seinen übrigen Anhängern: er hatte schon insgeheim seine Dienerschaft bewaffnen lassen, und durch mehrere Eilbothen den Connetabel beschieden, welcher auf die Nachricht von des Königs Tode seine Reise beschleunigte, die er immer zu verzögern pflegte, und wurde von Stunde zu Stunde erwartet. Jahr 1560.

Da nun auf diese Art beyde Parteyen zur eigenen Vertheidigung in Rüstung standen, der ganze Hof und das Militär unter denselben getheilt war, und selbst die Deputirten der allgemeinen Versammlung die eine oder die andere Partey nach eines jeden Neigung und Interesse ergriffen hatten, so fand keine dritte Partey Statt. Bey der Gefahr, die Parteyen möchten jeden Augenblick einander die Stirne biethen, war alles so voll Schrecken und Verwirrung, daß das Reich sich seinem Umsturze näherte. So stark gewann aber doch noch nicht die gränzenlose Herrschbegierde in den an die Verehrung der Majestät der Gesetze gewöhnten Gemüthern die Oberhand, daß sie ihrem rechtmäßigen, obschon unmündigen, Könige den öffentlichen Gehorsam aus Privatzwietracht versagten, sondern beyde Parteyen suchten gleichsam um die Wette, dem Könige Carl IX. noch am nähmlichen Tage, als sein Bruder gestorben war, Glück zu wünschen, die Huldigung zu leisten, und ihn als ihren rechtmäßigen Herrn zu erkennen. Durch diese Handlung ward das aus den Fugen so stark

Jahr 1560. gewichene Gebäude gewisser Maßen wieder befestigt. Die Königinn-Mutter sah wohl ein, daß man das Leben ihrer unmündigen Söhne und die Regierung des Reiches weder der einen noch der andern Partey anvertrauen könne, da die Eine auf's stärkste beleidigt und erbittert, die Andere aber kühn genug, auf Alles Anspruch zu machen, und Beyde mächtig durch Anhang und so gerüstet waren, jede große Unternehmung zu wagen; sie wünschte also, nicht nur allein die Vormundschaft ihrer Kinder, sondern auch die Regentschaft in sich zu vereinigen; — ein Unternehmen, welches ihr in den letzten Lebenstagen Franzens II. und während der auf dessen Tod erfolgten Wirre, so schwer vorgekommen war, daß sie fast am Rande der Verzweiflung geschwebet hatte. So bald aber von beyden Parteyen dem Könige der Gehorsam war geleistet worden, ein Schritt, welchen offenbar die gegenseitige Eifersucht und Furcht vor beyderseitigen Anmaßungen bewirkt hatte, so fiel die Königinn-Mutter auf den Gedanken, daß sie durch dieses Beyspiel aus der gegenwärtigen Verwirrung und Zwietracht den Vortheil ziehen könnte, als Mittlerinn über beyde Parteyen die Oberhand zu gewinnen. Diesen heilsamen Entschluß unterstützten gleichsam die sich durchkreuzenden Interessen derselben, welche sich nicht mit einander zu einem Zwecke so leicht verbinden könnten, und zufrieden seyn müßten, wenn sie für beyde Parteyen den Vereinigungspunct abgeben, und ihr die ganze Gewalt der Regierung übertragen würde, welche sie wegen dem Widerstand der Gegner durch sich selbst nicht erhalten könnte; die Herren von Guise würden sich sehr leicht mit ihr setzen, damit der König von Navarra die unumschränkte Regierungsgewalt erhielte; und Letzterer werde sich mit einem geringeren Antheile derselben, als ihm von Rechts wegen gebühre, begnügen, um nicht durch einen Streit mit den Guisen Alles auf's Spiel zu setzen. Durch

eine geschickte Einleitung dieses Planes glaubte sie, alles Ansehen und die höchste Gewalt in ihrer Person zu vereinigen. Die Königinn-Mutter, welche mit den Herren von Lothringen noch nicht zerfallen war, noch den Anschein der Verbindung und Freundschaft mit der einen Partey erhielt, sich nicht als eine Feindinn der Anderen, und überhaupt neutral bezeigte, hielt durch dieses Betragen ihr Vorhaben ungemein erleichtert; aber zwey große Schwierigkeiten durchkreuzten dasselbe: die eine, daß der König von Navarra durch die erlittene Unbilden äußerst erbittert, und nicht so leicht zu besänftigen war; die Andere, daß die Herren von Guise durch diese Unterhandlungen Argwohn schöpfen möchten, und sie zu ihrer größten Gefahr die Unterstützung derselben verlieren könnte, noch ehe sie Zeit gehabt hätte, dem Ganzen eine Festigkeit zu geben. Obschon diese Hindernisse fast unübersteiglich schienen, so war es doch dringende Noth, jeden, auch zweifelhaften Versuch zu wagen. Zuerst wollte sie die Herren von Lothringen beruhigen und sicher stellen; denn es würde ihr wenig gefrommt haben, eine so alte und noch fest bestehende Freundschaft aufzuheben, ohne daß sie einmahl von der Gewißheit überzeugt gewesen wäre, eine Neue erwerben zu können. Da aber dieser so zärtliche und von allen Seiten Verdacht erregende Gegenstand nur von Männern von großer Gewandtheit behandelt werden durfte, so schien unter Vielen der Königinn der Marschall von St. Andre das schicklichste Werkzeug dazu zu seyn, weil er das größte Vertrauen der Herren von Lothringen besaß, der Mitbewußte ihrer geheimsten Gedanken und Anschläge, und überdieß ein Mann von Klugheit und einer ganz besonderen Lebhaftigkeit war; auch hätte sich derselbe nicht vorstellen können, als wenn ihn die Königinn zu bestricken hoffte; diese Unterhandlung würde bey seiner Partey selbst von großem Gewichte seyn, und ganz gewiß Ver- Jahr 1560.

Jahr 1560. trauen erwecken. Sie beschied also denselben zu sich, und beweinte den gegenwärtigen Zustand des Staates; sie fragte ihn um die Absichten und die Entschließungen der Herren von Guise, und bezeugte, daß sie nicht gesonnen sey, irgend etwas ohne ihre Einwilligung zu thun, sondern das zu befolgen, was mit gemeinsamer Einwilligung für das Beste würde gehalten werden. Da er auf dieses nur zweifelhaft antwortete, mehr, um in die Absichten der Königinn zu dringen, als jene seiner Partey errathen zu lassen, so gab sich nach einer langen und vielseitigen Unterredung die Meinung von selbst dahin, daß sich diese Streitigkeiten nicht ohne große Unruhen und einen zweifelhaften Krieg würden beylegen lassen, welche zwischen der einen und der anderen Partey herrschten, wenn nicht beyde Seiten etwas von ihren Ansprüchen nachließen, und, wie man zu sagen pflegte, einen Schritt rückwärts thäten; sie müßten es ihr, als einer unabhängigen Mittlerinn und Schiedsrichterinn überlassen, den Ansprüchen der Prinzen auf eine solche Art die Gränzen zu bestimmen, daß es nicht schiene, als wenn die eine Partey der anderen nachgegeben, sondern Beyde sich durch Mäßigung und Bescheidenheit vereinigt hätten, um der Mutter ihres Königes den gehörigen Gehorsam und die gebührende Verehrung zu bezeigen. Nach diesem ausdrücklichen Rathe des Marschalls, welchen die Königinn-Mutter mehr anzunehmen, als zu geben schien, berathschlagten sie sich über die Art, wie man am schicklichsten die Unterhandlung einleiten könnte; sie zeigte die beste Hoffnung, daß sich der König von Navarra, ein Mann von einem sanften und gemäßigten Temperamente, dazu werde bereden lassen, wenn nur die Herren von Guise damit zufrieden wären. Der Marschall, dessen Seele frey von Privatleidenschaften war, und den schwankenden und gefährlichen Zustand erkannte, in welchen sich die Herren von Guise verwi-

ckelt hatten, nahm die Sache auf sich, und machte dem Herzoge Jahr
von Guise und dem Cardinal von Lothringen diesen Vorschlag, 1560.
über welchen hernach in einer Versammlung der Verbündeten
Rath gehalten wurde. Sie waren nicht Alle einerley Meinung,
geschweige denn die beyden Brüder: der Herzog von Guise,
von mäßigerem Geiste, willigte in einen Vergleich, wenn
er nur in dem Besitze der Statthalterschaften, und seiner
Reichthümer bliebe, welche er durch die Wohlthaten der
verstorbenen Könige erworben hatte; aber der Cardinal, wel-
cher einen ehrgeitzigern und heftigern Charakter hatte, bestand
hartnäckig darauf, sich in dem Besitze der obersten Gewalt,
wie sie dieselbe zu Franzen's Lebzeiten ausgeübt hätten, fort
zu behaupten, und Alles zu wagen; da aber nicht nur allein
der Cardinal von Tournon, welcher die Unruhen eines Krie-
ges zu entfernen wünschte, sondern auch die Marschälle von
Brissac und St. Andre, und vorzüglich der Herr von Si-
pierre der Meinung des Herzogs von Guise beystimmten,
dessen Letzteren Gutachten wegen dem großen Rufe seiner
Klugheit bey jedem von dem stärksten Gewichte war, so wur-
de dem nähmlichen Marschall von St. Andre der Auftrag
gegeben, die Königinn-Mutter zu versichern, daß sie auf
eine Art, wie es ihr am schicklichsten dünkte, mit dem Kö-
nige von Navarra einen Vergleich eingehen könnte. Sie
glaubten, genug erhalten zu haben, wenn sie im Besitze ih-
rer Güter, ihrer Staatsämter und ihres Ruhmes blieben, um
bessere Zeiten und Gelegenheiten abzuwarten.

Dieses Hinderniß war nun gehoben; aber es blieb eine
noch viel größere zu überwinden übrig, nähmlich die Partey
der mißvergnügten Prinzen zu besänftigen, welches von Vie-
len für ein nicht so leichtes und äußerst verzweifeltes Unter-
nehmen gehalten wurde: aber die Königinn-Mutter, welche
das Naturell und die Neigungen der Menschen kannte, mit
denen sie in Unterhandlungen treten mußte, zweifelte gar

Jahr nicht, ihre Absicht zu erreichen. Die geheimen Räthe des
1560. Königs von Navarra waren Franz von Cars, ein Gascogner, und Philipp von Lenoncourt, Bischof von Auxerre: jener hatte wenig Verstand und Erfahrung; dieser war ein unerforschlicher, scharfsichtiger, und auf seine Erhöhung bedachter Mann: Beyde gewann die Königinn ganz geheim durch Mittel, welche dem Charakter und der Neigung eines jeden angemessen waren. Den Herrn von Cars bestach sie durch Belohnungen, und scheinbare, glänzende und hochtönende Versprechungen; dem Bischofe zeigte sie geistliche Würden und Reichthümer, welche er durch den König von Navarra nicht so leicht erhalten konnte. Dieser Werkzeuge bediente sie sich nun zur Ausführung ihres Planes, welche bereitwillig waren, unter der Larve von getreuen und aufrichtigen geheimen Räthen jene Unterhandlungen zu begünstigen, durch welche der Vergleich beyder Parteyen und ihre eigene Vergrößerung erzielt werden sollte.

Die Herzoginn von Montpensier war die erste, welche den Samen zu diesem Vergleiche ausstreuete. Die Königinn liebte sie wegen ihrem sanften und offenen Charakter; auch war sie die vertrauteste Freundinn des Königs von Navarra wegen ihrer Neigung zur reformirten Lehre. In dem Fortgange des Geschäftes nahmen nach und nach die Herren von Carrouges und Lansac Antheil daran, auf welche die Königinn, als auf Männer von vieler Klugheit, ein großes Vertrauen setzte. Durch diese drey Mittelspersonen suchte sie die Standhaftigkeit des Königs mit anhaltendem Eifer zu bekämpfen, welcher bald von seiner alten Neigung zum Frieden und zur Ruhe hingezogen, bald durch die Feindschaft und die Erinnerung an die überstandenen Gefahren gereitzt wurde, und, mit sich selbst uneins, im Zweifel stand, welchen Entschluß er fassen solle. Auf Befehl der Königinn wurden drey Bedingnisse vorgeschlagen: erstens sollten alle Ge-

fangene, vorzüglich der Prinz von Condé, die Madame von Roye und der Stiftshauptmann von Chartres in Freyheit gesetzt, und das über den Prinzen gefällte Urtheil durch das Parlament von Paris als ungültig erklärt werden; zweytens wurde dem König von Navarra die Stelle eines Generalstatthalters aller Provinzen des Reiches zugesagt, wenn nur die Königinn-Mutter den Nahmen und das Ansehen einer Regentinn behielte; drittens versprach man, sich bey dem katholischen König dahin zu verwenden, daß er entweder in das Königreich Navarra eingesetzt werde, oder durch Tausch, zum Beyspiele, die Insel Sardinien erhielte. Diese durch die Geschäftsträger der Königinn überbrachten Bedingnisse wurden durch die Räthe des Königs von Navarra ungemein gepriesen: der Nahme einer Regentinn sey ein Titel ohne Macht, ein großer, aber leerer, Nahme, welchen das Ansehen und die Gewalt über alle Provinzen weit aufwiege, in der doch die eigentliche Herrschaft und die wahre Regierung des Reiches bestehe; zu diesem fügten sie noch die ehrenvolle Befreyung des Prinzen, die so tiefe Herabsetzung seiner Feinde und die Hoffnung hinzu, ein unabhängiges Erbland zum Vortheile und zur Erhöhung seiner Nachkommenschaft wieder zu erhalten; eine Sache, die keinem Zweifel unterworfen sey. Ferner sey der gegenwärtige Zustand der Dinge so unsicher, daß wegen der nachtheiligen Erinnerung an die vergangenen Verschwörungen und Händel eher der tiefste Sturz als die gewünschte Erhöhung zu befahren sey, wenn man auf dem strengen Sinne der Gesetze bestehen, und es mit so mächtigen Feinden aufnehmen wolle; die in Orleans jetzt versammelten Generalstaaten hingen von dem Willen der Königinn-Mutter und der Herren von Guise ab, welche sie mit großer Auswahl aus jeder Provinz berufen hätten; sie seyen deßwegen auf's engste mit denselben verbunden. Man müsse also sehr befürchten, daß die General- Jahr 1560.

Jahr 1560. staaten wegen dem Andenken des Vergangenen, welches einen scheinbaren Stoff zur Betrachtung des Künftigen darbiethe, aus Eifer für das allgemeine Wohl die Prinzen von Geblüte von der Regentschaft ausschließen, und die Regierung den Herren von Guise übertragen würden, welchen man am besten trauen könne; dieß werde ganz gewiß erfolgen, wenn man es der Entscheidung dieser Versammlung überließe, und den unvermeidlichen Untergang der ganzen Familie der Prinzen von Bourbon nach sich ziehen. Es sey also nothwendig, durch Mäßigung den bevorstehenden Untergang abzuwenden, Gesinnungen zu zeigen, welche der Billigkeit angemessen seyen, auf dem strengen Sinne der Gesetze nicht zu bestehen, und sich von dem Verdachte der vorigen Widersetzlichkeit zu reinigen. Obschon der vorgeschlagene Tausch mit dem katholischen Könige noch sehr unsicher und zweifelhaft sey, so müsse man es in jedem Falle für unklug halten, auf die Regierung der Staaten eines Andern Anspruch zu machen, wenn sich die Hoffnung entfernte, das Erbland zu erhalten.

Diese Gründe machten auf den ohnedieß schon zu einem solchen Vergleiche geneigten König von Navarra Eindruck; aber der Prinz, sein Bruder, welcher mehr seinem rachsüchtigen Geiste als vernünftigen Vorstellungen nachgab, suchte ihn zum Gegentheile umzustimmen: da sich aber der Herzog von Montpensier mit jenem Theile, welcher zum Vergleiche rieth, und mit dem Prinzen De La Roch-sür-Yon verbunden hatte, welche beyde mit der bourbonischen Familie, aber in entfernten Graden mit dem königlichen Geblüte verwandt, und auf keine Veränderungen bedacht waren; so schlug der König von Navarra durch die nähmlichen Mittelspersonen zu den schon angebothenen Bedingnissen noch zwey vor, nähmlich, daß den Herren von Guise alle

Hofämter abgenommen, und den Hugonotten die Gewis- Jahr 1560.
sensfreyheit ertheilt würde.

In den ersten Jahren, als Calvin seine Lehre predigte, hatte sich der Same derselben bis in das Haus von Navarra verbreitet. Da die Prinzen gegen den apostolischen Stuhl sehr aufgebracht waren, weil sie unter dem Vorwande der von dem Papst Julius II. gegen Frankreich und dessen Anhänger, unter welchen sich König Heinrich von Navarra befand, geschleuderten Excommunication ihrer Staaten beraubt worden, so war es kein Wunder, daß sie sich einer Lehre in die Arme warfen, welche die Gewalt der Päpste beschnitt, und jene Excommunication für ungültig erklärte, kraft welcher sie ihr Erbreich verloren hatten. Sie gestatteten also den Predigern des reformirten Glaubens den Zutritt, welcher bey der Königinn Johanna solche Wurzeln faßte, daß sie gänzlich den Gebräuchen der katholischen Kirche entsagte, und den Glauben der Hugonotten nicht allein annahm, sondern auch ihren Gemahl, den König von Navarra, durch Beyhülfe der hinreißenden Beredtsamkeit des Theodor Beza, Peter Martyrs, und anderer Gottesgelehrten für denselben größten Theils gewann, welche nun die Freyheit genossen, in Bearn zu predigen. Da auch der Prinz von Condé, der Admiral, und die anderen Anhänger ihrer Partey diesen Glauben angenommen hatten, theils aus Neigung, theils um ihre politischen Absichten damit zu bemänteln, so fuhr auch der König von Navarra mit größter Standhaftigkeit fort, die Hugonotten in Schutz zu nehmen.

Dieß war die Ursache, warum er von der Königinn-Mutter forderte, daß den Hugonotten in dem Vergleiche die Gewissensfreyheit zugestanden würde: sie achtete Alles geringer, als die augenscheinliche Gefahr, in welcher ihre

Jahr 1560. Prinzen und sie selbst, das Reich zu verlieren, sich befanden, und war nicht gesonnen, diese zwey, obschon harte, Bedingnisse gerade zu abzuschlagen, um nicht den Vergleich scheitern zu machen; sie zeigte, daß es dem im Werke befangenen Vertrage zuwiderlaufe, wenn man die Herren von Guise von allen Hofämtern entfernte; ein solches Verfahren diente nicht dazu, den schwankenden Zustand des Reiches zu befestigen, und die Ruhe herzustellen. Die Herren von Guise seyen in guter Verfassung, zu mächtig, mit der Partey der Katholischen und mit dem größten Theile der Generalstaaten zu innig verbunden, um eine so auffallende und zu offenbare Beleidigung zu erdulden, sondern sie würden zur Vertheidigung ihres Ansehens und ihrer Macht zu den Waffen greifen; sie verbinde sich aber, die Gewalt derselben in der Folge nach und nach zu vermindern, und durch die Entfernung von der Regierung zu schwächen. Was die Gewissensfreyheit der Hugonotten betreffe, so sey es eine viel zu wichtige Sache, als dieselbe so uneingeschränkt zu ertheilen, da sich die Parlamenter und die Generalstaaten ganz gewiß widersetzen würden. Sie wolle aber durch einen geheimen Artikel versprechen, daß die Hugonotten durch indirecte Wege und bey schicklichen sich ereignenden Gelegenheiten, wann sie mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich die Regierung führen werde, nach und nach und unter der Hand ihre Absichten erreichen sollten.

Die Königinn-Mutter, welche Alles dieß aus Noth gedrungen versprach, war aber nicht gesonnen, Wort zu halten, sobald einmahl die Regentschaft festgesetzt, und der aufgebrachte König von Navarra besänftiget seyn würde, sondern die Zeit der Erfüllung auf eine listige Art zu verzögern, und am Ende ihr Versprechen fruchtlos zu machen, weil sie es ihrem eigenen Interesse und der Erhaltung ihrer Söhne nicht zuträglich hielt, die Herren von Guise gänzlich

zu erniedrigen, welche vorzüglich zu Werkzeugen dienten, der Gewalt der Prinzen von Geblüt das Gleichgewicht zu halten. Jahr 1560.

Auch sah sie vorher, daß die Ertheilung der Gewissensfreyheit nicht ohne die schärfste Ahndung des apostolischen Stuhles, ohne Gegenvorstellung der übrigen katholischen Fürsten, und ohne die größeste Unordnung und Zwietracht im Reiche geschehen könne; sie suchte aber dem gegenwärtigen Übel zu steuern, und hoffte Alles von der Zukunft und ihrer Gewandtheit. Da nun der Vergleich auf diese Bedingnisse gleichsam schon zu Stande gebracht war, so erklärte der König von Navarra, daß er nichts ohne Einwilligung des Connetabels, welcher sich schon in der Nähe befand, beschließen wolle. Es war also nöthig, von Neuem alle Kräfte anzustrengen, auch diese letzte Hinderniß aus dem Wege zu räumen, deren Überwindung von Vielen für eben so schwer als der Vorigen gehalten wurde. Die Königinn-Mutter, welche auf die nähmliche Art sich ihre Kenntniß von dem Charakter und den Neigungen des Connetabels zu Nutze machte, glaubte, daß sie ihn sehr leicht für ihre Regentschaft interessiren, und zur Neutralität bewegen würde, wenn sie demselben in seine Würde wieder einsetzte, und sich so stellte, als wenn sie ihm ihre eigene Größe, und das Heil ihrer unmündigen Prinzen zu danken hätte, da er nach nichts mehr geitzte, als für den Schiedsrichter und Leiter aller Dinge gehalten zu werden. Aus dieser Ursache traf sie mit Einwilligung des Königs von Navarra und der Herren von Guise die Veranstaltung, daß die Hauptleute der Wachen und der Gouverneur der Stadt dem Connetabel bey seinem Eintritte das Commando überlassen, und ihn als den obersten Feldherrn erkennen sollten. Beyde Parteyen waren so übereingekommen, weil sie den Frieden suchten, und geneigt waren, der Königinn-Mutter alle Macht zu übertragen. Durch diese Ehrenbezeigung wurde der alte Geist von Treue

Jahr 1560. und Anhänglichkeit, mit welcher er so viele Jahre dem Vater und Großvater des jetzigen Königs gedient hatte, wieder in ihm erweckt, und er sagte mit seinem gewöhnlichen Stolze zu den Hauptleuten: da ihm nun der König das oberste Commando wieder übertrage, so hätten sie nicht nothwendig, so ängstlich denselben mitten im Frieden zu bewachen, weil er es in kurzem dahin bringen werde, daß dem noch unmündigen Könige seine Unterthanen in allen Provinzen von Frankreich ohne Schwertschlag Gehorsam leisteten. Als er in den Pallast gekommen, und auf's ehrenvollste von der Königinn war empfangen worden, so huldigte er dem jungen Könige mit einer solchen innerlichen Bewegung, daß ihm die Thränen über die Wangen glitten; er ermunterte denselben, keine Furcht bey den gegenwärtigen Unruhen zu haben, weil er und alle gute Franzosen bereit seyen, ihr Leben für die Erhaltung seiner Krone aufzuopfern. Diese Äußerungen flößten der Königinn Muth ein, sich ohne Aufschub mit demselben in eine geheime Unterredung über die gegenwärtige Lage einzulassen, und allen Intriguen und Einlispelungen Anderer vorzukommen; sie erklärte ihm, daß sie alle Hoffnung für ihr eigenes Heil sowohl als jenes ihrer Söhne in ihn setze; das ganze Reich sey in zwey Parteyen getheilt, welche sich zu verfolgen und zu stürzen suchten, und den Gehorsam für ihren König und das allgemeine Wohl aus den Augen gesetzt hätten; es sey kein anderer Mann von Ansehen da, welcher, die Neutralität behauptend, ihren Ansprüchen sich widersetzen könnte, und keine Hoffnung, ihren unmündigen Söhnen den Besitz der Krone, welcher so vielen Nachstellungen unterliege, und streitig gemacht werde, zu sichern, wenn nicht Er, der alten Treue eingedenk, wovon er die rühmlichsten Beweise seit so vielen Jahren an den Tag gelegt habe, das königliche Kind, das von so schweren Uhruhen heimgesuchte Kö-

nigreich, und die ganze königliche, in einem schwankenden und gefährlichen Zustande sich befindende, Familie in Schutz nähme, welche ganz allein ihre Hoffnung auf die Hülfe derjenigen gründe, welche von den königlichen Vorfahren erhoben, und mit Wohlthaten überhäuft worden seyen. Jahr 1560.

Durch diese Worte, welche Zeit und Umstände erforderten, nnd durch die Wirksamkeit des weiblichen Köders bestrickte sie so sehr den Connetabel, daß, obschon er dem mit dem Könige von Navarra unterhandelten Vergleiche nicht beytrat, er die Interessen beyder Parteyen auf die Seite setzte, weil er die Herren von Guise erniedrigt, sich wieder im Besitze der vornehmsten Würde des Königreiches sah, und das Staatsruder in die Hände bekommen hatte; er beschloß also, sich mit der Königinn zur Erhaltung der Krone zu vereinigen; er suchte nur jene Stelle zu behaupten, welche er sich durch eine so mühselige Anstrengung während seinem langen Lebenslaufe erworben hatte. Da jetzt die Eintracht hergestellt, und dieselbe durch das Ansehen des Connetabels befestigt war, so wurde sogleich der königliche Staatsrath zusammen berufen, in welchem alle Prinzen von Geblüt und die gegenwärtigen Kronbedienten erschienen. Der Großkanzler that dem Herkommen gemäß in Gegenwart des Königs den Vortrag, und es wurde einmüthig beschlossen, daß die Königinn-Mutter zur Regentinn 2) des Reichs, und der König von Na-

2) Es war die neue Regierungsform mehr eine Reichsverwaltung, als eine Regentschaft.

Das Verfahren der Herren von Guise war gegen die Prinzen eben so rachsüchtig, als ihr Betragen nach dem Tode des Königs äußerst undankbar. Man beschuldigt den Cardinal von Lothringen und den Marschall von St. Andre,

Jahr 1560. varra zum Generalstatthalter aller Provinzen, der Connetabel zum obersten Feldherrn, der Herzog von Guise zum Großhofmeister, und der Cardinal von Lothringen zum Finanzminister erklärt, und der Admiral, die Marschälle, und die Statthalter der Provinzen in dem Besitze ihrer Ämter und Würden bestätigt werden sollten, ohne daß es Jemand wagen dürfte, in die einem Jeden nach der alten Gewohnheit bestimmten Geschäfte einen Eingriff zu thun, daß die Bittschriften und Schreiben der Provinzen an den König von Navarra gerichtet werden, welcher hernach der

---

daß sie eine geheime Verschwörung gegen das Leben des Königs von Navarra geschmiedet hätten. Dieser Prinz wurde vor den König geführt, welcher ihn über seine Unternehmungen hart anfahren sollte, welches auch geschah; würde er dem König hartnäckig geantwortet haben, so wäre er im Augenblicke durch bestellte Mörder umgebracht worden. Aber die Sanftmuth und Unterwürfigkeit, welche er dem König bezeugte, retteten ihn, und derselbe ließ ihn, ohne Hand an seine Person legen zu lassen, von sich. Als ihn der Herzog von Guise aus dem königlichen Gemache treten sah, so soll derselbe ausgerufen haben: O des furchtsamen und feigherzigen Menschen! Man kann diesen Vorfall nicht ganz verbürgen. S. Mém. de Vieillv. t. XXXI. p. 466. Observ. 12. De Thou, Garnier u. A.

Die Herren von Lothringen, welche den Geist Franz II. wie vormahls der Connetabel jenen Heinrich II. besessen hatten, waren nun so undankbar, nicht die geringste Sorge für die Leiche des Königs zu tragen. Diese unerhörte Undankbarkeit der Herren von Guise veranlaßte, daß folgendes auf den Sarg geschrieben wurde: Tannegui dü Chatel, wo bist du? eine Anspielung auf jenen Edelmann, welcher das Begräbniß Carls VII. auf seine Kosten besorgt hatte. S. Histoire Universelle, Moderne, t. XXXVI. p. 439 und 442.

Königinn berichten, und die Antworten nach ihrem und des Staatsrathes Gutachten ertheilen müsse, so wie die Gesandtschaften und Schreiben, welche Geschäfte mit auswärtigen Fürsten enthielten, unmittelbar an die Königinn gelangen sollten, um sich hernach mit dem Könige von Navarra darüber zu berathen; daß sie in dem königlichen Staatsrathe, in welchem alle Prinzen und Kronbedienten erschienen, den Vorsitz und den Vortrag haben, in ihrer Abwesenheit aber der König von Navarra diese Würde bekleiden, oder auch der Großkanzler an Beyder Stelle das Nähmliche verrichten, und die Ausfertigungen in dem gemeinschaftlichen Nahmen der Regenten des Königreichs machen solle; — lauter Bedingnisse, vermöge welchen es schien, als wenn die Prinzen von Geblüt den größten Antheil an der Regierung erhalten hätten; in der That aber war die ganze Gewalt in der Königinn-Mutter vereinigt. Überdieß versprach sie noch, den Hugonotten unter der Hand und nach und nach den Weg zur Gewissensfreyheit zu öffnen, und in kurzer Zeit den Herren von Guise die Zweige der Staatsverwaltung aus den Händen zu winden. Dieß waren die letzten von den mißvergnügten Prinzen vorgeschlagenen, und von der Königinn-Mutter aus dringender Noth angenommenen Bedingnisse. Jahr 1560.

Das Reich war nun von der drohenden Gefahr befreyt, und die Regierungsform des Reiches auf den möglichst besten Fuß gesetzt; der Prinz von Condé wurde dem Vertrage gemäß auf freyen Fuß gestellt, welcher sich vom Hofe entfernte, um einen stärkeren Beweis seiner Freyheit abzulegen, und in kurzem wieder nach demselben zurückkehrte; das Parlament zu Paris sprach ihn von allen Beschuldigungen auf die ehrenvollste Art los, und erklärte das über ihn von den Richtern gefällte Urtheil für ungültig und Reichswidrig, so wie dieselben überhaupt für unfähig erklärt wurden, einen Prinzen von Geblüt zu richten. Der Stifts-

Jahr 1560. hauptmann von Chartres genoß nicht mehr die Wohlthat dieses Vergleiches, weil man ihn gleich Anfangs in die Bastille gesetzt hatte, welche an dem äußersten Ende von Paris liegt, wo er von einer schweren Melancholie befallen, und von einer gefährlichen Krankheit hinweggerafft worden. So endigte sich das Jahr Tausend fünf hundert und sechszig. In
1561. dem folgenden verabschiedeten die Regentinn und der König von Navarra die Generalstaaten, welche erst einige Sitzungen gehalten hatten, und mit den nähmlichen Feyerlichkeiten beschlossen wurden, wie man sie eröffnet hatte. Sie wollten nicht zugeben, daß der ganz kurz erst zu Stande gebrachte Vergleich und das davon abhangende Regierungssystem durch neue Unterhandlungen gestört, oder unterbrochen werden sollte. Öffentlich ließen sie durch ihre Anhänger folgende Bewegungsgründe angeben: Die Deputirten seyen von ihren Committenten abgeschickt worden, um mit dem vorigen Könige zu handeln, durch dessen Tod ihre Vollmachten erloschen wären; sie könnten also unter der Regierung des jetzigen Königs weder etwas in Berathschlagung nehmen, noch irgend ein Staatsgeschäft vollbringen. Diesem ungeachtet befahlen sie den Deputirten, sobald als möglich an dem Orte zusammen zu kommen, welchen man ihnen bestimmen würde, aber in keiner anderen Absicht, als um ein Mitrel auszufinden, wie die Staatsschulden getilget werden möchten, ohne neue Lasten auf das Volk zu wälzen.

Drittes Kapitel.

Scheinbare Ruhe und trügliches Gleichgewicht beyder Parteyen. Der König von Navarra dringt in die Königinn-Mutter, ihre Versprechungen wegen der Religionsfreyheit der Hugonotten und der Entfernung der Guisen zu erfüllen. Edict vom Juny. Mißvergnügen der Herren von Lothringen. Zwey Parteyen: die Katholischen oder Royalisten, und die Hugonotten. Salbung des Königs zu Rheims. Die Häupter der Hugonotten suchen den Connetabel auf ihre Seite zu bringen. Vorschläge auf dem Congresse einiger Deputirten zu Pontoise, um die Kronschulden zu tilgen. Edict vom July. Colloquium zu Poissy. Folgen desselben. Versammlung aus den acht Parlamentern des Königreichs zu Paris. Erweiterte Gewissensfreyheit. Der Herzog von Guise, der Connetabel, und viele andere Herren der katholischen Partey verlassen den Hof. Unterhandlungen derselben mit dem Könige von Navarra, welcher die Partey der Hugonotten verläßt. Triumvirat. Lage der Königinn-Mutter. Der Prinz von Condé, Haupt der Hugonotten, welche überall tumultuiren. Die Königinn-Mutter schließt sich voll Verstellung an die Partey der Hugonotten an.

Nach der Entlassung der Generalstaaten war man darauf bedacht, die neue Regierungsform zu befestigen; aber die Zwietracht und die Unruhen hörten deßwegen am Hofe nicht auf: denn die Herren von Guise, welche einen so kleinen Antheil an der Staatsverwaltung erhalten hatten, der mehr im Scheine als in der Wirklichkeit bestand, und doch des Herrschens gewohnt waren, konnten sich aus Mißvergnügen in die gegenwärtige Verfassung nicht fügen, weil sie Jahr 1561.

Jahr 1561. von der Königinn weniger erhalten, als sie ihnen versprochen hatte. Sie lauerten auf jede schickliche Gelegenheit, durch welche sie sich zur vorigen Größe emporschwingen könnten. Der Prinz von Condé war im Gegentheile, ungemein erbittert, und noch nicht von seinen gewöhnlichen Anschlägen zu Umwälzungen abgewichen; er brannte von unauslöschlicher Begierde, sich zu rächen; die Herren von Chatillon, welche unablässig die Hugonotten beschützten, hörten nicht auf, auf die Anzettelung irgend eines Aufruhrs zu sinnen, um ihre eigene Macht dadurch zu vergrößern. Beyde Parteyen suchten den Connetabel auf ihre Seite zu ziehen, welcher erklärt hatte, einzig von dem Willen des Königs und der Königinn abhängen zu wollen, und um so stärker die Neutralität behauptete, je mehr der König von Navarra sich mit der gegenwärtigen Lage begnügte, ein gutes Einverständniß mit der Regentinn unterhielt, und auf friedfertigen Gesinnungen beharrete. Der Connetabel fand also keinen Grund, seinen Entschluß aufzugeben. Der Admiral, sein Bruder, und der Prinz von Condé setzten ihre Hoffnung auf die Bande der Blutsverwandtschaft, ihn am Ende doch in ihre Verbindung zu ziehen; die Herren von Guise aber, welche dessen Anhänglichkeit an die katholische Religion, und seine Abneigung gegen die Reformirte kannten, die er unter Heinrichs II. Regierung so heftig verfolgt hatte, verzweifelten nicht, denselben, unter der Vorspiegelung, den Glauben zu vertheidigen, und die Hugonotten auszurotten, für ihre Partey zu gewinnen. Die Hartnäckigkeit des Königs von Navarra, welcher nicht aufhörte, auf's inständigste in die Königinn zu dringen, daß sie die ihm zu Gunsten der Hugonotten gemachten Versprechungen erfüllen möchte, trug nicht wenig bey, die Unruhen zu unterhalten. Da sie mit dem gegenwärtigen Gleichgewichte der Mächte beyder Parteyen zufrieden war, durch welches

ihre eigene Größe, und die Krone ihren Söhnen gesichert wurde, so vermied sie aus allen Kräften, denselben mißvergnügt zu machen, damit sie nicht ihren Entschluß ändern mußte; im Gegentheile schien es ihr weder anständig noch schicklich, den Hugonotten so große Freyheiten zu ertheilen; sie suchte also durch listige Entschuldigungen und verschiedene Ausflüchte die Erfüllung ihrer Versprechungen in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, daß die dringenden Bitten des Königs von Navarra nachlassen würden. Der Ausgang war aber ganz verschieden: denn der König von Navarra, durch die Anreitzungen des Prinzen, des Admirals, und das immerwährende Anliegen seiner Gemahlinn erhitzt, forderte jeden Tag dringender die Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen. Sein Begehren wurde, obschon langsam, durch den Großkanzler De L'Hopital unterstützt, weil er die Gewährung desselben entweder der Ruhe des Reichs zuträglich hielt, oder der reformirten Lehre selbst nicht abgeneigt war. Er hielt die Obrigkeiten von scharfen Proceduren gegen die Hugonotten zurück, und ermahnte die Regentinn, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, die Gewissensfreyheit zu ertheilen, die Steine des Ärgernisses aus dem Wege zu räumen, und keine Gelegenheit zu geben, daß die mit so viel Mühe und Kunstgriffen hergestellte Ordnung nicht wieder umgestürzt werde. Viele Glieder des Staatsrathes selbst unterstützten den König von Navarra, welcher sein innigstes Mitleiden über das Schicksal so vieler Unterthanen des Königs, die aus Furcht der Strafen ihre Heimathen verlassen hätten, und beständig wie Flüchtlinge herumirreten, so wie seinen Abscheu bezeugte, daß man ohne Aufhören in den Eingeweiden der Französischen Nation wühle. Die Hugonotten selbst, unter welchen sich viele Männer von Geist und Tapferkeit befanden, ließen nichts unversucht, was ihnen zu ihrer Aufhülfe dienen konnte. Bald streueten sie auf eine

Jahr 1561.

Jahr 1561. listige Art Schmähschriften aus; bald übergaben sie bey schicklichen Gelegenheiten Bittschriften; bald bemüheten sie sich, durch die wirksamsten Vorstellungen ihrer Anhänger die Großen zum Mitleid über ihren elenden Zustand zu bewegen.

Die Königinn, welche durch die Noth gedrungen wurde, der Einwilligung und dem Ansehen so Vieler nachzugeben, und es für besser hielt, freywillig von jener Strenge nachzulassen, welche auf keine Art länger ausgeübt werden konnte, weil jene Drohungen immer schädlich sind, die nicht mit Nachdruck vollstreckt werden, so ertheilte sie durch ein von dem Königlichen Staatsrathe erlassenes Edict am acht und zwanzigsten Juny den Obrigkeiten den Befehl, alle wegen ihrem Glauben gefangen Gesetzte auf freyen Fuß zu stellen, und jede deßwegen angefangene Untersuchung, gegen welche Person es auch seyn möge, einzustellen; keine Dispüte über die streitigen Glaubenspuncte zu erlauben, so wie auch nicht zuzugeben, daß Einer den Andern einen Ketzer oder Papisten nenne, sondern Alle sollten einträchtig zusammen leben, sich von allen unerlaubten Zusammenkünften enthalten, und kein Ärgerniß und keinen Aufruhr erregen. So wurde die reformirte Religion, unter dem Vorwande, den Hinrichtungen und dem Blutvergießen ein Ende zu machen, wo nicht öffentlich erlaubt, doch zum wenigsten vor Verfolgungen gedeckt, und — geduldet; eine sehr christliche und fromme Handlung!

Einen größeren Kampf schien die gänzliche Erniedrigung der Herren von Guise zu erregen. Der König von Navarra, der ihm insgeheim von der Königinn-Mutter gemachten Versprechungen eingedenk, behauptete, daß ihm, als Generalstatthalter des Königs, die Schlüssel des Schlosses eingehändigt werden müßten, welche der Herzog von Guise als Großhofmeister unrechtmäßig zurückbehalte. Obschon sich die Re-

gentinn durch den König von Navarra und den Connetabel unterstützt, und sehr in Ehren gehalten sah, so wußte sie aber auch, daß sich die Herren von Guise von ihr entfremdet hatten; nichts desto weniger suchte sie die Unterdrückung der Herren von Guise noch zu verzögern: denn da sich auf der einen Seite die Partey der Hugonotten unter dem Schutze des Prinzen von Condé und des Admirals, und auf der andern jene der Katholischen unter dem Herzog von Guise und dem Cardinal von Lothringen aufrecht erhielt, so glaubte sie, sich zwischen beyden Parteyen wie in einem durch zwey der stärksten Dämme gesicherten Hafen zu befinden. Sie war nicht gesonnen, die Partey der Katholischen so zu schwächen, daß sie sich hernach in der Nothwendigkeit befände, sich von jener der Hugonotten Gesetze vorschreiben zu lassen. Sie bestrebte sich, bald durch Zögerungen, bald durch Einwilligung in andere Forderungen, den König von Navarra von dieser Behauptung abzubringen; da er aber von Tage zu Tage dringender wurde, je länger die Regentinn zauderte, und sich widersetzte, so gab sie endlich nach, um nicht das mit so vielen Schwierigkeiten aufgeführte Werk der Eintracht auf ein Mahl zertrümmert zu sehen, und befahl den Hauptleuten der Wache, daß sie die Schlüssel des königlichen Schlosses nicht mehr wie vorhin dem Großhofmeister, sondern dem Generalstatthalter überbringen sollten, welchem diese Aufsicht gehöre. Durch diese Behandlung wurde der Herzog von Guise, und noch mehr sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, aufgebracht: sie empfanden dieselbe nicht sowohl als eine größere Unbild, sondern sie entdeckten darin die Absicht des Königs von Navarra, welcher sich hinter die bereitwillige Regentinn verstecke, die Herren von Guise ihrer Würden zu berauben, und sie zu unterdrücken. Sie wußten, daß dieß im Plane ehrgeitziger und leidenschaftlicher Menschen liege; aber sie fühlten sich jetzt nicht

Jahr 1561.

Jahr 1561. im Stande, es mit den Prinzen von Geblüte, in deren Händen gegenwärtig sich die ganze königliche Gewalt befand, in einem Privatstreite aufnehmen zu können; sie wählten dem zu Folge die Verstellung als ihre Zuflucht; bezeugten nur ihre Betrübniß und Bestürzung über die den Hugonotten ertheilte Gewissensfreyheit, und verschleyerten auf eine so schöne Art mit der Religion das Interesse ihrer Privatleidenschaften, daß sich der Zwist der Großen mit den Glaubensstreitigkeiten vermischte. Die Factionen der mißvergnügten Prinzen und der Guisen vertauschten nun ihre Benennungen mit Scheinbareren und Bedeutenderen, und theilten sich in zwey Parteyen, in jene der Katholischen, und der Hugonotten, welche unter dem Vorwande der Religion einen um so gefährlicheren Stoff zu dem Brande und den folgenden Unruhen lieferten.

Die Partey des Königs hielt der Connetabel und die Regentinn, welche gleichsam im Mittelpuncte das Gleichgewicht behauptete. Obschon Ersterer die Lehre der Hugonotten haßte, und bey dem Glauben der römischen Kirche beharrete, so stimmte er doch, in Rücksicht seiner Nepoten, und um nicht den Frieden zu stören, der Meinung bey, daß man in jenen Dingen, welche den Glauben beträfen, vorsichtig verfahren, und den König nicht eher mündig erklären müsse, als bis er den gehörigen Grad von Vernunft erreicht haben würde. Die Regierung hielt aber für nothwendig, daß er, um seine Herrschaft, obschon er unmündig sey, zu befestigen, als solcher mit den in Frankreich herkömmlichen Ceremonien anerkannt werde; sie beschlossen also, ihn nach Rheims zu führen, ihn in jener Stadt, wo man mit großer Verehrung die Öhlflasche aufbewahret, mit welcher der erste christliche König Klodwig gesalbt worden, salben, oder, wie man sagt, einweihen zu lassen, und ihn hernach nach Paris zu führen, damit er in der Hauptstadt des Rei-

ches, wie die meisten seiner Vorfahren, seine Residenz auf- Jahr
schlüge. Während den Ceremonien der Einweihung entstand 1561.
ein neuer Rangstreit zwischen den Prinzen von Geblüt und dem Herzoge von Guise, weil jene eben so den Vortritt, als den Vorrang vor jeder Person des Königreiches behaupteten; dieser aber machte als der erste Pair von Frankreich den Anspruch, bey dieser Ceremonie vor jedem den Vorrang zu haben. Obschon der königliche Staatsrath zu Gunsten des Herzogs von Guise entschied, weil bey der Salbung des Königs die Gegenwart und der Dienst der Pairs nothwendig ist, deren zwölf an der Zahl, sechs Weltliche und eben so viel Geistliche sind, und die Prinzen von Geblüt nicht erscheinen müssen, noch etwas bey dieser Feyerlichkeit zu verrichten haben, so wurden nichts desto weniger die Gemüther durch jeden kleinen Funken von Feindseligkeit noch mehr entflammt und erbittert.

Indeß hatten der Admiral und der Prinz von Condé alles mögliche angestrengt, um ihrer Partey den Schutz des Connetabels zu verschaffen. Sein Sohn, der Marschall Franz von Montmorenci, welcher mit ihnen auf's engste verbunden war, brauchte jeden Kunstgriff, um seinen Vater zu gewinnen; es war aber nicht möglich, dessen Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihn zu bewegen, sich am Abende seines Lebens zu einem Parteyhaupte aufzuwerfen, und der Urheber neuer Glaubensstreitigkeiten zu werden. Aus dieser Ursache sann der Admiral, immer fruchtbar an scharfsinnigen Rathschlägen, darauf, ihn auf einem anderen Wege gleichsam dazu zu zwingen.

Zu Pontoise, einer sieben Meilen von Paris entfernten Stadt, wurde schon ein Congreß von mehreren Deputirten aus den Provinzen gehalten, um ein Mittel zur Tilgung der Kronschulden auszufinden, welche durch die letzten Kriege zu einer sehr beträchtlichen Summe angewachsen wa-

Jahr 1561. ren. Obschon der Marschall von Montmorenci Präsident desselben war, so waren doch Einige derselben auf's engste mit dem Admiral verbunden, durch deren Mittel er Vorträge nach seinem Belieben bringen konnte. Die Brüder des Coligni und der Prinz von Condé beschlossen also, durch das Mittel ihrer Vertrauten in dem Congresse den Vorschlag thun zu lassen, daß man alle jene, welche vom Könige Franz I. und Heinrich II. Geschenke erhalten hätten, anhalten solle, dieselbe der Schatzkammer wieder zu ersetzen, indem sie berechneten, daß man auf diese Art, ohne neue Auflagen, den größten Theil der Staatsschulden tilgen könne, welche in und außer dem Reiche den öffentlichen und den Privatkredit zu untergraben droheten. Dieser Vorschlag wurde deßwegen gemacht, weil sich unter denjenigen, welche von den verstorbenen Königen Wohlthaten empfangen hatten, die Herren von Guise, die Herzoginn Diana, der Marschall von St. Andre und der Connetabel befanden. Was die ersteren betraf, so wünschte man, dadurch ihren gänzlichen Untergang zu erzielen; dem Letzteren wollte man bloß Furcht und Eifersucht einjagen, und ihn in die Nothwendigkeit setzen, sich mit der Partey der Prinzen zu verbinden, damit er das nicht verlöre, was er sich mit so vieler Mühe und Anstrengung seit langen Jahren erworben hatte. Die Erbitterung der Parteyen war so stark, daß seine Nepoten sich selbst zu Werkzeugen gebrauchen ließen, um ihren Oheim in Gefahr und Bekümmerniß zu setzen. So wie aber öfters die zu fein ausgesponnenen Anschläge entgegen gesetzte und unvorhergesehene Wirkungen hervor zu bringen pflegen, so war es auch mit diesen beschaffen: denn da den Connetabel ein gemeinschaftliches Interesse mit den Herren von Guise wegen der Zurückgabe der Güter verband, so erneuerte auch Diana, welche mit Beyden in naher Verwandtschaft stand, das alte

Band der Freundschaft mit denselben, und ließ sich mit dem Connetabel in Unterhandlungen ein. Als eine scharfsichtige Frau sah sie wohl ein, was hier zu thun sey; aber sie war in keinem guten Verständnisse mit der Regentinn, und wegen der Zurückgabe in großer Furcht. Sie suchte deßwegen die Partey der Katholischen und der Herren von Guise für sich zu gewinnen, machte Anschläge, die verhaßte Zurückgabe zu hintertreiben, zog gegen den Admiral und gegen den Prinzen von Condé los, welche sie als die Urheber dieses Projectes im Verdachte hatte, und beweinte die gegenwärtige Lage des Reiches, welches unter einem unmündigen Könige und einer Ausländerinn mit solchen verderblichen Rathschlägen regieret, und worin durch die Einblasungen des Ehrgeitzes, der Privatleidenschaften, und die schamlose Einführung jener Ketzereyen, welche die katholische Kirche verdammt, und die strenge Gerechtigkeit der verstorbenen Könige mit Feuer und Schwert bestraft habe, die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe untergraben werde. Bey dieser Bedauerniß blieb sie nicht stehen, sondern sie fuhr in dem nähmlichen wirksamen Tone fort: das ganze Reich sey darüber in großer Verwunderung; der Friede könne nur durch Einen aus dem Hause Montmorenci wieder hergestellt werden, welches die christliche Religion in dieses Reich eingeführt, und in dem Laufe der verflossenen Jahrhunderte mit der lobenswürdigsten Frommheit und Gerechtigkeit die höchsten Würden bekleidet habe; jetzt sey aber dasselbe durch die Verstellungskünste einer Frau bezaubert, und lasse sich durch die Leidenschaften derselben und die unbedeutende Klugheit des Königs von Navarra verleiten, in das einzuwilligen, was zum Nachtheile der Kirche Gottes unternommen werde. Es liege ihm ob, da er die Macht in den Händen habe, und ihm die Heere zu Gebothe stünden, die verderblichen Rathschläge der Regierung zu verhindern

Jahr 1561.

Jahr 1561. und zu vereiteln, die niedergedrückte Krone und die gänzlich verlassene Religion zu retten, und aufzurichten. Er solle sich seiner, während dem langen Laufe eines glorreichen Lebens so standhaft behaupteten, Grundsätze erinnern, vermöge welchen er immer die Macht und den Einfluß der Ausländer bekämpft, und bestritten habe, da derselbe immer zum Untergange und nicht zur Wohlfahrt der Staaten gereiche; Er dürfe jetzt nicht erlauben, daß zwey Weiber, eine Italienerinn, und eine aus Navarra die Pfeiler der auf Frömmigkeit und Religion gegründeten Französischen Monarchie auf eine heillose Art erschütterten, und nicht vergessen, daß es die nähmliche Katharina sey, deren Sitten Er immer getadelt, und deren Genie Er verwünscht habe; es seyen die nähmlichen von Ihm unter Heinrich II. verfolgten Hugonotten, weder die Personen, noch die Sache selbst habe sich verändert: ein jeder sey berechtigt zu glauben, daß er am Ende seines Lebens sich entweder durch Ehrgeitz oder durch die Überredung Anderer verführen lasse, seinem vorigen Haussystem entgegen zu handeln, und sich in einer ganz anderen Gestalt zu zeigen.

Da sie durch diese geflissentlich mehrmahls wiederhohlten Gründe, welchen sie noch andere beyfügte, auf den Connetabel den stärksten Eindruck gemacht hatte, wozu theils der Unwillen gegen seine Nepoten, theils sein Interesse wegen der Zurückgabe der Güter, und die Abneigung gegen den Calvinismus mitwirkten, so nahm es seine Gemahlinn, Magdalena von Savoyen, auf sich, ihn von seinem Vorhaben gänzlich abwendig zu machen, weil sie es ungern sah, daß derselbe seine Nepoten, die Coligni's, so sehr begünstigte, an deren Stelle sie den Marquis von Villars, ihren Bruder, gern einschieben wollte, und keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, jenen zu schaden, und diesem zu nützen. Hier stand diese Intrigue noch nicht stille, sondern der Marschall von St. Andre wurde mittelst der Diana in's Spiel

gemischt, welchen ein gleiches Interesse für die Erhaltung seiner Güter beseelte, um sich mit jenen, die für das Nähmliche besorgt waren, theils aus Haß gegen die Nepoten, theils unter dem scheinbaren Vorwande zur Erhaltung des katholischen Glaubens, dessen eifriger Anhänger er immer gewesen, zu verbinden. Er begann damit, daß er den Connetabel zur Freundschaft mit den Herren von Guise zu stimmen suchte. Auf den ersten Wink davon versäumten sie nicht, alle Triebfedern aufzuspannen, um ihn durch Kunstgriffe, gefälliges Betragen, und Aufdringlichkeit in ihre Verbindung zu ziehen, weil sie hofften, durch diesen Weg, wo nicht die ganze Regierungsgewalt, doch einen Theil davon wieder zu erhalten. Der Zufall fügte es, daß Diana, Gemahlinn des Marschalls von Montmorenci, zu Chantilly krank wurde, welcher ganz allein diesen Unterhandlungen im Wege stand, und deren Vollendung hinderte; aus Liebe zu seiner Gemahlinn trennte er sich von seinem Vater, und verursachte dadurch, daß die Freundschaft und der Bund zwischen dem Connetabel und den Herren von Guise zur Erhaltung der katholischen Religion, und zur Vertheidigung ihrer Besitzungen, geschlossen wurde. Jahr 1561.

Sobald die Regentinn die zwischen denselben errichtete Verbindung erfuhr, und sich ihrer Hauptstütze beraubt sah, so zweifelte sie nicht, daß die Herren von Lothringen, welche nun ihr Ansehen und ihre Macht vermehrt hatten, und mißvergnügt über sie waren, ihr die Regentschaft zu entreißen suchen würden, und verband sich um so enger mit dem König von Navarra, um so viel möglich der anderen Partey das Gleichgewicht halten zu können. Sie hielt es für nothwendig, die größeste Wachsamkeit anzuwenden, damit der jetzige Zustand und die festgesetzte Regierungsform erhalten, und der König keiner Gefahr bloß gegeben werde. Aus dieser Ursache suchte der König von Navarra, mit Einwilligung

Jahr 1561. der Königinn, seine Partey unter dem Vorwande zu verstärken, damit während der Minderjährigkeit des Königs die Ruhe des Reiches erhalten, die durch das Verflossene äußerst erbitterten Gemüther der Unterthanen besänftiget, und der neuen Regierung der ruhmvolle Nahme einer Sanften erworben würde; man befahl also durch neue Edicte allen Parlamentern und Obrigkeiten einer jeden Provinz, Niemand mehr wegen der Religion zu beunruhigen, und alle Jene, welche aus Verdacht der neuen Religion, ihrer Güter, Häuser und Besitzungen beraubt worden seyen, in dieselben wieder einzusetzen. Obschon sich das Parlament von Paris diesen Verordnungen widersetzte, und viele obrigkeitliche Personen sich weigerten, dieselben zu befolgen, so maßten sich doch die Hugonotten unter dem Vorwande, daß es die Willensmeinung und der Befehl des Königs, der Regentinn, und des Staatsrathes sey, die Gewissensfreyheit an, und vermehrten täglich ihre Anzahl und Macht. Dieß würde wohl nicht gegen die Absichten und Meinung der Regentinn gestritten haben, wenn sich die Hugonotten nur in den gehörigen Schranken der Bescheidenheit und Billigkeit zu halten gewußt hätten; aber sie reitzten im Gegentheile durch heimliche Zusammenkünfte, verwegene Reden und andere gehäßige Thathandlungen, da sie sich jetzt unterstützt, begünstigt, von der Furcht der Strafen befreyt fühlten, und den Obrigkeiten allen Gehorsam versagten, den Widerwillen und Haß der Katholischen. Es entstanden nun überall hartnäckige Streitigkeiten, und blutige Auftritte; Alles gerieth in Verwirrung, und der Aufruhr gährte so stark in allen Provinzen, daß das angewandte Mittel, die Ruhe und den Frieden während der Minderjährigkeit des Königs zu erhalten, und das verglichene Regierungssystem zu behaupten, die verderblichste Folge, und gerade jene Zwietracht und Gefahren hervorbrachte, welchen man mit so vieler Mühe zuvor zu kom-

men gesucht hatte. Dieß veranlaßte die Herren von Guise, deren Muth und Macht gewachsen war, sich der gegenwärtigen Regierung zu widersetzen, und gab dem Cardinale von Lothringen eine schickliche Gelegenheit, in dem königlichen Staatsrathe ohne alle Ehrfurcht für die Regentinn und den König von Navarra, in ihrer Gegenwart eine feurige und hinreißende Rede wegen der Religion zu halten, und zu beweisen, wie sehr es das allerchristlichste Königreich herabwürdige, welcher Sünden man sich gegen Gott theilhaftig mache, und welche Schande man bey der Welt sich zuziehe, daß Jenen die Gewissensfreyheit ertheilt worden, welche sich zu offenbaren, von allen Kirchenversammlungen und der allgemeinen Kirche schon verdammten, Ketzereyen bekenneten, die Jugend verdürben, einfältige Menschen bestrickten, die Unterthanen in allen Provinzen des Reiches zur Widersetzlichkeit und zum Aufruhr reizten. Schon könnten die Priester wegen dem Übermuthe der Hugonotten das heilige Meßopfer nicht mehr verrichten, und wegen den Anmaßungen der Calvinisten nicht mehr die Kanzeln besteigen; schon versagten die aufrührischen Ketzer den Obrigkeiten allen Gehorsam; schon sey überall Alles mit Zwietracht, Brand, und Mord durch die Kühnheit und Hartnäckigkeit derjenigen erfüllt, welche sich herausnähmen, nach ihrer Weise zu glauben und zu lehren. Schon stehe das allerchristlichste und erstgeborene Königreich der Kirche auf dem Puncte, von dem apostolischen Stuhle und dem christlichen Glauben abtrünnig zu werden, und demselben den Gehorsam aufzukündigen, um dem Eigensinne einiger wenigen aufrührischen Köpfe zu fröhnen. Jahr 1561.

Diese Rede strömmte so sehr von seiner gewöhnlichen Beredsamkeit über, mit welcher er über die streitigsten Puncte zu siegen pflegte, daß keiner von den Freunden und Unterstützern der Hugonotten der Stärke seiner angeführten Grün-

Jahr 1561. de widerstehen konnte. Da der König von Navarra schwieg, die Regentinn nicht ein Wort einwendete, und der Großkanzler voll Furcht und Beschämung war, so wurde mit der vollkommensten Einwilligung der Staatsräthe, welche durch den über alle Gränzen schreitenden Übermuth der Hugonotten sehr aufgebracht waren, beschlossen, sobald als möglich alle Prinzen von Geblüt und die Kronbedienten in das Parlament zusammen zu berufen, damit in Gegenwart des Königs über diesen Gegenstand gerathschlaget, und eine Entschließung gefaßt würde, wie man dem Übel für die Zukunft steuern wolle. Diese Versammlung im Parlamente (den dreyzehnten July) konnte nicht verhindert werden, weil der König von Navarra es nicht wagte, sich offenbar zu widersetzen, damit er sich nicht selbst für einen Hugonotten erklärte, und Widerstand gegen sich erregte. Die Königinn, welche den Anwachs der katholischen Partey nicht wünschte, war doch in großer Verlegenheit, und fürchtete über Alles, daß man ihr die Begünstigung und den Fortgang der Ketzerey zuschreiben möchte. Im Parlamente entstanden sehr heftige Streitigkeiten. Die Beschützer der Hugonotten bemühten sich außerordentlich, denselben eine gesetzmäßige Gewissensfreyheit zu verschaffen, durch welche, ihrer Behauptung nach, aller Aufruhr und alle Zwietracht würde beygelegt werden; ihr Bestreben war aber fruchtlos, weil es nicht nur allein offenbar gegen den Sinn und die Autorität der Kirche, sondern auch gegen die ältesten Reichsgesetze stritte. Da die Parlamentsglieder durch die immerwährenden Klagen, welche gegen die aufrührerischen Hugonotten aus allen Gegenden des Reiches einliefen, sehr erbittert waren, so würde mit allgemeiner Einwilligung beschlossen, und ein Edict erlassen, daß die Geistlichen und Prediger der Hugonotten aus dem ganzen Königreiche vertrieben werden, und verbothen seyn solle, nach anderen Gebräuchen und Ceremo-

nien als der Römischen Kirche zu leben, so wie Zusammen- Jahr
künfte und Versammlungen mit oder ohne Waffen an jedem 1561.
Orte zu halten, die katholischen Kirchen ausgenommen, in welchen der Gewohnheit nach der Gottesdienst gefeyert würde. Das nähmliche Edict enthielt auch noch, um auch etwas in die andere Schale der Wage zu legen, daß alle im Verflossenen begangene Verbrechen, was den Glauben betreffe, verziehen seyn, und für die Zukunft alle Anklagen wegen Ketzerey vor die Bischöfe, ihre Vikarien und geistlichen Gerichte gebracht werden sollen. Wenn sie die Unterstützung des weltlichen Arms anriefen, so dürften die der Ketzerey Überwiesenen mit keiner anderen Strafe als der Landesverweisung belegt werden, um kein Blut mehr zu vergießen. Dieses feyerlich angenommene, von dem Könige, der Regentinn, allen Prinzen und den Herren von Guise von der einen und der anderen Partey unterschriebene Edict setzte der Gewissensfreyheit Schranken, und richtete die niedergeschlagene katholische Partey wieder auf. Die Erniedrigung und Unterdrückung der Hugonotten schmerzte den Prinzen und dem Admiral, welche auf deren Anzahl und Macht ihren Plan und ihre Partey gegründet hatten. Da sie auf keine Art die Ausführung dieses von den Parlamentern und dem größten Theile der unteren Gerichte mit Eifer aufgenommenen Edictes hindern konnten, und zu widersprechen sich nicht getrauten, so fielen sie auf den Gedanken, daß die Prediger der Hugonotten ein Colloquium mit den katholischen Bischöfen in Gegenwart des Königs begehren sollten, um ihre Glaubensartikel vortragen und prüfen lassen zu können, und durch indirekte und verborgene Wege die Glaubensfreyheit einzuführen. Dieser Forderung der Hugonotten widersetzten sich die Bischöfe, und besonders der Cardinal von Tournon; es sey unnöthig, mit solchen äußerst eigensinnigen Leuten über den Glauben zu disputiren, welche

Jahr 1561. auf einer von der heiligen Kirche verworfenen Lehre hartnäckig beständen; wenn sie ihre Beweisgründe vortragen wollten, so könnten sie sich an die allgemeine Kirchenversammlung zu Trient wenden, wohin sie mit einem freyen Geleite kommen, und die Erlaubniß erhalten würden, über ihre Meinungen zu disputiren. Der Cardinal von Lothringen wendete aber nichts dagegen ein, weil er entweder hoffte, durch überzeugende Gründe die Lehre der Hugonotten zu besiegen, und auf diese Art die Gewissen der Einfältigen eines Besseren zu belehren, oder weil er, wie seine Nebenbuhler behaupteten, von Begierde brannte, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit zu zeigen, und in einer so ansehnlichen Versammlung desto größeren Ruhm einzuerndten. Es mag nun seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß die übrigen Bischöfe seiner Meinung beytraten, weil er dem Begehren der hugonottischen Geistlichen nicht widersprochen hatte, und dem Könige von Navarra nachgaben, welcher zur Beruhigung und Berichtigung seines eigenen Gewissens einen so feyerlichen Disput anhören wollte, und sich es angelegen seyn ließ, denselben den Hugonotten zu verschaffen. Sobald die freyen Geleitsbriefe den Predigern in Genf, zugefertiget, und Poissy, fünf Meilen von Paris, zum Conventsort war bestimmt worden, so fanden sich dort nebst dem Könige und dem Hofe von katholischer Seite die Cardinäle von Tournon, von Lothringen, von Bourbon, von Armagnac, von Guise und nebst den angesehensten Bischöfen viele Doktoren der Sorbonne und andere von den berühmtesten Universitäten des Reiches berufene Theologen ein. Von Seite der Hugonotten erschienen Theodor Beza, das Haupt aller übrigen, Peter Martyr, Franz von St. Paul, Johann Raimund, und Virelle nebst vielen anderen Predigern theils aus Genf, theils aus Deutschland und anderen benachbarten Gegenden.

Nachdem Theodor Beza mit einem großen Aufwande von Beredsamkeit seine Lehre vorgetragen, und der Cardinal von Lothringen dieselbe mit einem starken Apparate von Beweisgründen aus der Schrift und den Vätern der heiligen Kirche tapfer bestritten hatte, so hielt der königliche Staatsrath dafür, daß der junge König, welcher noch nicht im Stande sey, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und zu beurtheilen, bey diesen Disputen nicht mehr gegenwärtig seyn könne, damit er nicht irgend eine falsche und der Lehre der katholischen Kirche nicht gemäße Meinung einsöge. Aus dieser Ursache verwandelte sich der Disput aus einem öffentlichen nach und nach in einen Privaten, welcher sich nach langen Streitigkeiten endlich zerschlug, ohne daß durch denselben etwas wäre ausgerichtet worden; doch gewann die katholische Partey den Vortheil, daß der König von Navarra über die Hugonotten sehr unzufrieden geworden war, weil er entdeckt hatte, daß die Prediger selbst nicht nur allein in der nähmlichen Lehre, welche sie predigten, nicht einstimmig waren, sondern auch Einige zu Calvins Lehre pünctlich sich bekannten, Einige sich auf jene des Ökolampadius und Luthers sich neigten; ein Anderer der helvetischen Confession, und ein Anderer der Augsburgischen zugethan war. Diese Unbestimmtheit und Unsicherheit machte ihn sehr unruhig und bestürzt, und bewog ihn, sich seit dieser Zeit mehr und mehr von der reformirten Religion zu entfernen, und sich der Römischkatholischen anzuschließen. Die Hugonotten erhielten aber einen größeren, und jenen Vortheil, wegen welchem sie um diesen Convent angestanden: denn nach ihrer Abreise von demselben machten sie überall bekannt, daß sie ihre Lehrsätze bewiesen, die katholischen Doktoren überwunden, den Cardinal von Lothringen zu Schande gemacht, und von dem Könige die Erlaubniß erhalten hätten, ihre Lehre zu predigen. Jahr 1561.

Jahr 1561. Sie fingen also an, aus eigener Anmassung an schicklichen Orten Versammlungen zu halten, und ihren Gottesdienst mit einem solchen Zulaufe von Adel und Volk zu feyern, daß es nicht mehr möglich war, denselben Einhalt zu thun, und sie daran zu verhindern. Wollten die Obrigkeiten ihre Zusammenkünfte stören, oder die Katholischen sie aus den Kirchen vertreiben, so griffen sie kühn und ohne alle Rücksicht zu den Waffen, und schafften sich selbst Recht. Durch die wechselseitigen Benennungen von Ketzern und Papisten entstanden nun die blutigsten Auftritte; das ganze Reich gerieth in Unordnung; die Gerichtsbarkeit der Obrigkeiten hörte auf; die königlichen Einkünfte blieben aus, und mitten im Frieden loderte das Kriegsfeuer, gleichsam mit stillschweigender Einwilligung, aber auch um so verderblicher auf.

1562. Die Häupter der Regierung, welche nun einsahen, daß durch das strenge Edict vom July die Unordnungen noch mehr angewachsen waren, als sich vermindert hatten, wurden durch diese dringende Noth bewogen, eine zweyte Versammlung, und zwar von allen acht Parlamentern des Königreichs zusammen zu berufen, um den Zustand und die Lage einer jeden Provinz zu vernehmen, und durch eine angemessene Verordnung die Ruhe wieder herzustellen. Da man aber in dieser Sache immer hin und her schwankte, so wie sich das Staatsinteresse und die Privatleidenschaften der Großen veränderten, so ist es kein Wunder, daß durch so viele und einander entgegen gesetzte Verordnungen dieselbe immer verwirrter und verwickelter wurde, weil sie durch die Unbeständigkeit und wiederhohlte Veränderungen jene Gestalt nicht erhielten, welche Beharrlichkeit und fortwährende Beobachtung hervorzubringen pflegen. Diese Versammlung kam zu Paris im Anfange des Jahres tausend fünf hundert zwey und sechszig zusammen. Die Regentinn, welche ganz allein darauf bedacht war, beyde Parteyen im Gleichgewichte zu

halten, und nicht zu verhindern, daß Eine die Oberhand Jahr
über die Andere erränge, und sie die Beute der Siegenden 1562.
würde, so wie der größte Theil der Staatsräthe gaben, in der Überzeugung, daß eine solche durch den heftigsten Religionsgeist hingerissene Menge Menschen nicht mehr im Zaume zu halten sey, und aus innigem Mitleiden über das ohne alle Frucht vergossene Blut, so wie durch Gewissensbisse gedrungen einmüthig ihre Einwilligung zu jenem so berufenen Edict vom Juny, durch welches die Gewissensfreyheit den Hugonotten gestattet, und erlaubt wurde, Zusammenkünfte zur Feyer ihres Gottesdienstes zu halten, und ihren Predigten, ohne bewaffnet zu seyn, außer den Städten, in offenen Örtern, und in Gegenwart der Ortsobrigkeit beyzuwohnen. Im Anfange weigerten sich die Parlamenter, dieses Edict anzunehmen, und die obrigkeitlichen Personen widersetzten sich; nichts desto weniger wurde es doch durch wiederhohlte Befehle des Königs und des Staatsrathes einregistrirt, und gleichsam provisorisch, aber mit der beygefügten Clausel und Bedingniß „so lange, bis die allgemeine Kirchenversammlung oder der König selbst ein Anderes verfügen werden", publicirt.

Dieses Edict schlug die Häupter der katholischen Partey sehr darnieder. Da sie nicht von der Welt angesehen seyn wollten, als wenn sie in dasselbe eingewilligt hätten, so verließen der Herzog von Guise, der Connetabel, und die Cardinäle, von welchen der Cardinal von Tournon gestorben war, die Marschälle von Brissac und St. Andre den Hof, in der Absicht, der Ausführung des Edictes Hindernisse in den Weg zu legen, und der Partey der Hugonotten auf alle mögliche Art sich zu widersetzen. Sie sahen aber voraus, daß sie, so lange die Regentinn und der König von Navarra in der engsten Verbindung ständen, gar kein Recht hätten, sich in die Regierung des Reichs zu

Jahr 1562. mischen, und jeder Versuch fruchtlos ausfallen würde; man beschloß also, diese Verbindung zu trennen. Sie kannten aber auch die Absichten und Gesinnungen der Regentinn, bey dem gegenwärtigen Systeme bis zur Volljährigkeit ihrer Söhne zu beharren, und hielten es für leichter, den König von Navarra auf ihre Seite zu ziehen. Ihre Abwesenheit vom Hofe war ihnen nicht schädlich, sondern beförderte vielmehr ihre Absichten, damit eine so lange und schwere Unterhandlung verborgen bliebe. Hyppolit von Este, der Cardinal von Ferrara, päpstlicher Legat, und D. Johann Manriquez unterzogen sich diesem Geschäfte, welche unter der Begünstigung der nähmlichen geheimen Räthe sehr leicht Gelegenheit fanden, ihren Auftrag anzuspinnen. Das Gemüth des Königs von Navarra war schon ganz von der Religion der Hugonotten entfremdet. Er hatte ihre Uneinigkeit über die nähmlichen streitigen Glaubensartikel entdeckt, und nach dem zu Poissy gehaltenen Convent, auf welchem er nicht mehr jene Standhaftigkeit an Theodor Beza und Peter Martyr gefunden, welche sie gewöhnlich in ihren Predigten zeigten, wann sich keine Gegner vorfanden, den Doktor Balduin, einen in der Schrift und Religionsdisputen erfahrenen Mann, zu sich kommen lassen, welcher ihm eine gänzliche Abneigung sowohl gegen die Helvetische als Augsburgische Confession beybrachte, und ihn überredete, sich aufrichtig der allgemeinen katholischen Kirche in die Arme zu werfen: obschon er in das Edict vom Juny eingewilliget habe, so sey es ja nur deßwegen geschehen, weil er seiner alten Neigung gemäß dafür gehalten, daß man die Gewissen nicht zwingen müsse, und von jenen überredet worden sey, welche behaupteten, daß durch diese Nachgiebigkeit den Unruhen und dem Aufruhre gesteuert, und ein Ende gemacht würde. Er habe schon die Neigung gezeigt, sich mit der katholischen Kirche wieder auszusöhnen. Sobald

seine Neigung mittelst seiner geheimen Räthe, welche im geheimen Solde der katholischen Partey dieneten, Vielen bekannt wurde, so schöpften der Legat und der Spanische Gesandte Muth, die schon erwähnte Unterhandlung anzufangen. Sie schlugen ihm gemeinschaftlich vor, um das geistliche mit dem zeitlichen Interesse zu verbinden, seine Gemahlinn mit Dispensation des Papstes von sich zu stoßen, weil sie offenbar mit dem Mackel der Ketzerey befleckt sey: die Herren von Guise würden ihm dann die junge und schöne Königinn von Schottland, ihre Enkelinn, Witwe Königs Franz II. sammt einem Königreiche zuzubringen suchen. Da er aber aus Liebe zu seinen Kindern in diese Ehescheidung nicht einwilligen wollte, so brachten sie die oft gescheiterte Unterhandlung wieder auf's Tapet, unter gewissen Bedingnissen den Tausch von Navarra mit der Insel Sardinien zu Stande zu bringen. Sie wußten, daß dieß der Puls sey, dessen Berührung das Innerste seiner Seele bewegen würde. Obschon die Hoffnungen dazu sich sehr vermindert hatten, so war doch die Unterhandlung dieses Tausches nicht gänzlich unterbrochen worden. Der Gesandte Manriquez wußte dessen Muth und Vertrauen durch seine gewöhnlichen Künste auf eine so wirksame Art zu beleben, daß er von neuem seine Gedanken auf diesen Gegenstand richtete; sie waren auch, nebst den Versicherungen von dem Willen des katholischen Königs, schon so weit gekommen, daß sie über die Bewerkstelligungsart des Tausches, und über den Tribut handelten, welcher an die Krone Spanien zur Anerkennung der Oberhoheit entrichtet werden solle. Man stritt so in allem Ernste über die Artikel des Vertrages, als wenn er wirklich zu Stande kommen sollte. Der Charakter, und die Bereitwilligkeit des Königs von Navarra, billig scheinenden und anständigen Vorschlägen Gehör zu geben, beförderte ungemein das Unternehmen der katholischen Partey, noch mehr aber, Jahr 1562.

Jahr 1562. daß er schon wirklich hinter den Schleyer der Religion und christlichen Milde sah, womit man die Leidenschaften und Interessen bedeckte. Eben so begünstigte sie der Verdacht, welchen er gegen den Admiral geschöpft hatte, derselbe möchte durch seine ihm überlegene Staatskenntniß ein überwiegendes Ansehen sich erwerben, daß er der Welt glauben machte, als sey er sein Rathgeber, und der Leiter seiner Handlungen; vorzüglich aber wurde der Weg dadurch erleichtert, ihn ganz zu gewinnen, daß die Partey der Hugonotten den Prinzen von Condé als ihr Haupt betrachtete, dessen Muth und Seelengröße sie bewunderten, und seine allzu große Unentschlossenheit im Gegentheile tadelten. Eine andere Betrachtung von der wichtigsten Folge stellte sich seinem Geiste dar: der König von Frankreich und seine Brüder befanden sich in einem zur Zeugung unfähigen Alter; sie waren schwach an Körper und Geist, und den gefährlichsten Zufällen unterworfen: er konnte hoffen, in kurzer Zeit, die Krone zu erhalten, welche ihm als dem ersten Prinzen von Geblüt rechtmäßig gehörte. Er wußte, daß es in diesem Falle das einzige, aber auch größte und unübersteigliche Hinderniß seyn würde, als der Beschützer und das Haupt der Hugonotten da zu stehen, und wünschte, jeden Widerspruch zum voraus aus dem Wege zu räumen, und war geneigt, sich zur Partey der Katholischen zu schlagen, die Gunst des Papstes und des Königs von Spanien zu erwerben, und sich mit einer weit mächtigeren und fester verbundenen Partey zu vereinigen. Zu allen diesen Betrachtungen kamen noch die nachdrücklichsten Versprechungen hinzu, und der lebhafte Überredungsgeist des Legaten und des Gesandten Manriquez wirkten so stark auf ihn, daß er anfing, gegen die Königinn, seine Gemahlinn argwöhnisch zu werden, weil sie den Lehren Calvins ganz über die Maßen anhing, und eine natürliche Feindinn aller Rücksichten war; er entschloß sich

endlich, mit dem Connetabel und dem Herzoge von Guise sich zu verbinden, und die Erklärung mündlich und schriftlich von sich zu geben, daß sie diesen Bund zur Vertheidigung der katholischen Religion errichtet hätten. Es war aber auch außer Zweifel, daß er sich nebst diesem von jener Partey trennte, weil in derselben sein Bruder das Übergewicht hatte, und sich der anderen in die Arme warf, welche ihm viele und große Versprechungen machte; eben so war die Sucht der Herren von Guise, ihren alten Ruhm, so wie ihre ehemahlige Größe wieder zu erlangen, die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. Dieß ist jener Bund (Ligue), welcher die französischen Unterthanen lehrt, Conföderationen ohne Erlaubniß des Königs zu schließen, und von den Hugenotten so sehr verwünscht, und wegen den drey verbündeten Häuptern das Triumvirat genannt worden 3). Jahr 1562.

Die Königinn Johanna empfand ein unbeschreibliches Mißvergnügen über den unerwarteten Entschluß ihres Gemahls; es war ihr unerträglich, in ihm den vornehmsten Verfolger jenes Glaubens zu sehen, welchen sie mit so vieler Standhaftigkeit verehrt, in ihn gepflanzt, und fest gegründet hatte. Voll Unwillen entschloß sie sich, den Hof zu verlassen, sich mit ihren Kindern, dem Prinzen Heinrich und der Prinzessinn Katharina nach Bearn zu begeben, fern von ihrem Gemahle zu leben, und keine Theilhaberinn seiner Unternehmungen zu seyn. Hatte die so schnelle und fast unglaubliche Sinnesänderung die Königinn Johanna höchlich betrübt, so war die Regentinn nicht weniger erschrocken:

---

3) Die Calviniſten machten auf den König von Navarra nach seiner Defection von der Partey der Hugonotten Gassenlieder, und sagten, daß Caillette avoit tourné sa jacquette. S. D'Aubigné Hist. univ. t. I. p. 130. Mem. de Tav. t. XXVII. der Samml. p. 60.

Jahr 1562. das Gleichgewicht, ihr Lieblingssystem, sah sie nun gänzlich durch diese Verbindung zerstört, so wie die Sicherheit des gegenwärtigen Zustandes, welche auf demselben, bey so grossem Argwohne und Mißvergnügen der Prinzen, beruhete; sie fühlte das Reich ihrer Söhne unter sich schwanken, und war für sich selbst in Ängsten. Sie vermuthete, daß diese Veränderungen und Verbindungen von so ganz verschiedenem Interesse nicht ohne irgend eine geheime Verbindlichkeit zu großen Unternehmungen, und nicht ohne Grund zu den höchsten Hoffnungen entstanden seyen. Sie wußte, daß die Herren von Guise ihre Kunstgriffe entdeckt hatten, und, voll Habsucht und Ansprüche, jeden Weg suchten, um wieder an das Staatsruder zu gelangen. Es war ihr auch nicht unwahrscheinlich, daß der König von Navarra sich nicht entschlossen haben würde, die Freundschaft seines Bruders und der übrigen Verbündeten in die Schanze zu schlagen, und sich mit den heftigsten Gegnern derselben in einen Bund einzulassen, wenn man ihm nicht einen großen Preis für seinen Leichtsinn versprochen hätte. Sie erkannte ganz gut, wie viel der Ehrgeitz und die Herrschsucht selbst auf das rechtschaffenste Gemüth vermöge, und erblickte nun nichts als ihre eigene Unmacht, und den schwankenden, aller Stütze beraubten Zustand ihrer unmündigen Söhne; sie konnte weder der Aufrichtigkeit des Königs von Navarra länger vertrauen, noch den Erklärungen der Katholischen Glauben beymessen, daß sie keine Neuerungen im Staate vornehmen wollten; sie fand also nichts, was sie über ihre Furcht und ihren Argwohn hinlänglich beruhigen könnte. Nach vielen, selbst nächtlich gehaltenen Berathschlagungen mit ihren Vertrauten, deren Vornehmste der Bischof von Valençe und der Großkanzler waren, beschloß sie aus dringender Noth, und auf den Rath derselben, sich mit dem Prinzen von Condé und dem Admirale zu verbinden, sie zu ihren Unternehmun-

gen anzufeuern, die Macht derselben zu ihrer Schutzwehre zu brauchen, und auf diese Art, so viel möglich, das gestörte Gleichgewicht beyder Parteyen wieder herzustellen. Unter anderen Gründen überwog dieser, daß Gott in der Regierung der Welt aus dem Bösen das Gute hervor zu bringen pflege; die Hugonotten hätten bis jetzt so viele Verwirrung verursacht, daß es wohl der Klugheit gemäß sey, sich derselben gegenwärtig als ein Gegengift zu bedienen, und jenes Übel damit zu heilen, welches die edelsten und wichtigsten Theile des Reiches mit seinem Gifte schon angegriffen habe. Die Hugonotten, welche nun durch die Verkündigung des Edictes vom Juny von der Furcht der Strafen befreyt worden, und großen Muth faßten, versammelten sich schon öffentlich bey jedem Vorfalle; es fand sich, daß sie nicht nur allein durch die Menge ihrer Anhänger, sondern auch durch den Rang und das Ansehen derselben mächtig und nicht zu verachten seyen. Zum offenbaren Haupte derselben hatte sich der Prinz von Condé erklärt. Obschon er sich dem Anscheine nach auf Befehl des Königs mit den Herren von Guise versöhnt hatte, so bestand er nichts desto weniger auf seinem vorigen Plane, und brannte ungeduldig von der Begierde, sich wegen den vergangenen Beleidigungen an seinen Hauptverfolgern zu rächen. Der Admiral mäßigte durch scharfsichtige Rathschläge seine Macht und sein Feuer, welcher sich mit seinen Brüdern gleich Anfangs mit der Partey der Hugonotten aus Herrschsucht auf's engste verbunden hatte; zu derselben, so wie zum nähmlichen Glauben, bekannten sich der Prinz von Porçien, der Graf von Rochefoucault, die Herren von Genlis, von Grammont, und Düras; der Graf von Montgommery, der Baron von Adrets, die Herren von Bouchavanes, von Soubise und viele andere der angesehensten Herren des Königreiches, so daß nur ein kleiner Stoß und einige Aufmunterung von Seiten der Jahr 1562.

Jahr 1562. Regierung erfordert wurde, um sie in Bewegung zu setzen, und der Gegenpartey die Spitze zu biethen. Die Regentinn war aus Noth gezwungen, sich dieser schicklichen Gelegenheit zu ihrer eigenen Vertheidigung und zu jener des Reiches ihrer Prinzen zu bedienen, jede auch noch so gefährliche Partey zu ergreifen, und den Ausgang der Zukunft zu überlassen. Sie stellte sich nun, als wenn die Beweisgründe der reformirten Religion einen Eindruck auf sie gemacht hätten, als wenn sie völlig geneigt sey, dieselbe anzunehmen. Um die Hugonotten durch ihr äußeres Betragen so viel möglich in dieser Meinung zu bestärken, so hörte sie selbst in ihrem Gemache die Beweisgründe und Reden der Prediger an, hielt mit großem Vertrauen und Freundschaftsbezeugungen Berathschlagungen mit dem Prinzen von Condé, und öftere Unterredungen mit der Herzoginn von Montpensier, welcher sie alles das glauben machte, was sie zu glauben sich stellte, und hielt durch ihr Mittel viele andere der vornehmsten Herren mit Hoffnungen hin. Sie schrieb zweydeutige und unverständliche Briefe an den Papst, um durch offenbare Thatsachen zur Erfüllung ihrer Versprechungen Hoffnungen zu erregen, und die Geheimen zu unterhalten: bald begehrte sie eine Kirchenversammlung, gerade so, wie sie die Calvinisten wünschten; bald verlangte sie die Erlaubniß, ein Nationalconcilium zusammen zu berufen; bald hielt sie um den Gebrauch der Communion unter beyderley Gestalten an; bald stand sie um eine Dispensation für die Heirathen der Geistlichen an; bald wollte sie, daß die Gebethe in der Landessprache gehalten werden sollten; bald schlug sie solche Dinge vor, welche ebenfalls von den Hugonotten begehrt und gepredigt worden. Sie wußte alles dieses mit so glücklicher Verstellung durch ihren Gesandten zu Rom, den Herrn von De L' Isle, auszuführen, daß sie den Papst und die katholische Partey im Zweifel und im Zaume hielt, und sie nöthigte, mit mehr

Rücksicht und Schonung zu Werke zu gehen, und sie von der katholischen Religion zu entfremden. Eben so hatte sie zu gleicher Zeit die Partey der Hugonotten gewonnen, und dieselbe glauben gemacht, daß sie ganz auf ihrer Seite, und aus der ärgsten Feindinn, ihre beste Freundinn und Vertraute geworden sey. So betrog sie mit ihren Verstellungskünsten nicht nur allein Leute aus dem gemeinen Volke, sondern auch der listige und scharfsichtige Admiral maß ihren Äußerungen und Versicherungen einen solchen Glauben bey, daß er sich so gar verleiten ließ, der Regentinn die Stärke und Anzahl seiner Partey, so wie die Anschläge derselben, ihren Anhang in und außer dem Königreiche mit allen besondern Umständen mitzutheilen, da sie sich nicht eher für die Hugonotten erklären wollte, als bis sie eine genaue Nachricht von dem Zustande derselben erhalten hätte; sie versprach, die Partey derselben öffentlich und so bald zu ergreifen, als dieselbe eine solche Festigkeit erlangt, und ihre Macht so vermehrt hätte, daß sie nichts von jener der Katholischen und dem Triumvirate zu fürchten haben würde. Jahr 1562.

Durch eine so schnelle und dem Anscheine nach fast unglaubliche Veränderung ging der König von Navarra zu der katholischen Partey über, und die Königinn Katharina nahm, obschon mit Verstellung, die Hugonotten in Schutz. Wer nicht die wahren und geheimen Ursachen dieser Veränderung wußte, hielt sie für wunderbar und unüberlegt; deßwegen schreiben sie auch noch jetzt Viele dem Leichtsinne der Einen, und der weiblichen Unbeständigkeit der Andern zu; auch in den folgenden Zeiten legen ihnen viele Schriftsteller die nähmlichen Beweggründe zur Schuld, da sie die geheimen Triebfedern nicht erkannten, durch welche Beyde zu diesen Entschlüssen bewogen worden.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Der König von Navarra faßt festen Fuß in Paris, und bescheidet den Herzog von Guise und den Connetabel, ihre Truppen mit ihm zu vereinigen. Massacre zu Vassy. Beyde Parteyen rüsten sich zum Kriege, und wollen sich des Königs und der Königinn-Mutter bemächtigen. Die Häupter der katholischen Partey kommen der Andern zuvor, und führen den König von Fontainebleau mit Gewalt nach Paris. Der Prinz von Condé wendet sich nach fehlgeschlagenem Vorhaben nach Orleans, welcher Stadt er sich bemächtiget, und sie zum Waffenplatze macht. Manifeste des Prinzen, Antwort des Parlaments zu Paris, und Gegenerklärung der katholischen Häupter. Der Prinz von Condé bemächtiget sich ansehnlicher Städte. Die Heere beyder Parteyen erscheinen im Felde. Fruchtlose Unterhandlungen der Königinn-Mutter mit dem Prinzen von Condé.

Jahr 1562. Da die Räder der neuen Staatsmaschine eine so unvermuthete und so verschiedene Richtung genommen hatten, so konnte jeder, welcher nur mit etwas Scharfsichtigkeit begabt war, leicht einsehen, daß die Feindschaft der Parteyen endlich zum Kriege ausbrechen würde; der schweren Gewitterwolke fehlte nichts zum Bersten, als eine schickliche Gelegenheit, welche sich auch unversehens und gleichsam zufälliger

Weise ereignete, damit sich Alles wunderbar vereinigte, das Elend von Frankreich zu beschleunigen. Jahr 1562.

Der König von Navarra hatte, nach seiner Verbindung mit der katholischen Partey, festen Fuß in Paris gefaßt, weil sie mitten in Frankreich liegt, und durch Volksmenge sowohl, als Reichthum, Ansehen und Macht über alle übrige Städte des Königreichs weit erhaben ist; er hielt dafür, daß eine jede derselben ihrem Beyspiele sehr leicht folgen würde, und suchte auf jede Art die Predigten und Zusammenkünfte der Hugonotten zu verhindern, wodurch er sich ganz der natürlichen Neigung der Einwohner dieser Hauptstadt anschmiegte. Er gab der ganzen Regierungsmaschine eine solche Richtung, welche dahin abzweckte, und hoffte mit der Zeit, denselben nach und nach den Credit zu benehmen, ihre Macht zu schwächen, und ihnen die Gewissensfreyheit zu rauben, welche diese Partey aufrecht erhielt, und vermehrte. Der Prinz von Condé hielt sich ebenfalls in Paris auf, ermunterte die Prediger, erweiterte, so viel er konnte, ihre Freyheit oder Ungebundenheit, und maßete sich, unter dem Vorwande, das Edict vom Juny in seiner Kraft zu erhalten, das höchste Ansehen in allen Regierungssachen mehr durch Gewalt als mit Recht an. Der König von Navarra hielt es also für nothwendig, den Prinzen auf irgend eine Art aus Paris zu entfernen, weil er sich entweder nach Ruhe sehnte, oder aus Neid schon sein heftigster Gegner geworden war. Alles überzeugte ihn, daß man diese Stadt vor Unruhen und Aufruhr behüthen müsse, auf welche die katholische Partey ihre Hauptmacht gründete. Da er sich diesem Unternehmen entweder nicht allein gewachsen fühlte, oder den andern Verbündeten sein Vorhaben mittheilen wollte, ehe er sich an die Ausführung wagte, so beschied er den Herzog von Guise und den Connetabel, ihre Truppen zu vereinigen, und mit denselben zu Paris sich einzufinden.

Jahr 1562. Der Herzog von Guise hielt sich nach seiner Entfernung vom Hofe zu Joinville, einem Orte seines väterlichen Erbe an den Gränzen von Champagne und der Pikardie, auf, und begab sich sogleich auf die von dem Könige von Navarra erhaltene Weisung in Begleitung seines Bruders, des Cardinals, vieler Edelleute seines Anhanges, und zwey Haufen Lanzen auf den Weg, um zur bestimmten Zeit in Paris einzutreffen. Den ersten Tag des März passirte er Morgens durch Vassy, eine kleine Stadt in Champagne, wo sich ein außerordentliches Zusammenläuten der Glocken hören ließ. Mehrere der Seinigen fragten um die Ursache, und erhielten zur Antwort, daß sich um diese Stunde die Hugonotten versammelten, um ihren Gottesdienst zu halten. Da die Zusammenkünfte derselben nun ganz öffentlich gehalten wurden, so eilten die Reitknechte und das Gesinde des Herzogs, welches gleichsam den Vortrab machte, gereitzt durch die Neuheit der Sache, scherzend und lärmend, wie Leute solchen Gelichters zu thun pflegen, nach dem Versammlungsorte der Hugonotten. So bald diese die Ankunft des Herzogs von Guise, ihres Hauptverfolgers, hörten, sein Hofgesinde in Haufen gerade auf sich zukommen sahen, und irgend eine Beleidigung befürchteten, oder sich auch nur zum Voraus ärgerten, daß sie die zu ihrer Verachtung gebräuchliche Spottreden anhören müßten, so griffen sie ohne alle Rücksicht zu den Steinen, und trieben diejenigen zurück, welche sich ihrem Versammlungsorte näherten. Diejenigen von der katholischen Partey, welche ohne alle Absicht, sie zu beleidigen, dorthin gekommen waren, wurden durch diese Gewaltthätigkeit so aufgebracht, daß sie eben so unbesonnen zu den Waffen griffen, und einen gefährlichen Kampf begannen. So bald der Herzog diesen Aufstand hörte, so war er darauf bedacht, denselben zu stillen, gab seinem Pferde die Spornen, und ritt furchtlos mitten unter den streitigen Haufen; während

er den Seinigen zurief, und die Hugonotten ermahnte, sich zurück zu begeben, so wurde er von einem Steinwurfe in die linke Seite getroffen. Obschon er nur sehr leicht verwundet war, so nöthigte ihn doch das häufig hervor strömende Blut, sich aus dem Gewühle zurück zu ziehen. Die Seinigen, welche eine so große Unbild nicht ertragen konnten, griffen eiligst zu ihren Büchsen, und nahmen das Versammlungshaus, in welchem sich die Hugonotten verschanzt hatten, deren mehr als sechszig ums Leben kamen, ein. Der Prediger wurde tödtlich verwundet, und rettete sich über das Dach in die benachbarten Häuser 1). Als sich der Lärmen gelegt hatte, so ließ der Herzog von Guise den Official der Stadt zu sich kommen, gab ihm scharfe Verweise, daß er solche gefährliche Ausschweifungen zum Nachtheile der Durchreisenden dulde; da derselbe sich entschuldigte, daß er es kraft des Edictes vom Juny nicht verhindern könne, nach welchem den Hugonotten die öffentlichen Zusammenkünfte erlaubt seyen, so legte der Herzog von Guise, nicht weniger über diese Antwort als diesen Vorfall aufgebracht, die Hand auf sein Schwert, und sagte im Ausdrucke des heftigsten Zornes: er werde dieses so feste Verband des Edictes durch die Schärfe desselben auflösen. Wegen dieser von ihm in der Hitze ausgestoßenen, und von denjenigen, welche gegenwärtig waren, nicht geheim gehaltenen Rede wurde er nachher Jahr 1562.

---

1) Nach Tavannes ist der Prediger gefangen genommen worden. Von Vassy nahm der Herzog von Guise den Weg über Rheims, um einem Corps von Hugonotten auszuweichen, welches den Tod ihrer zu Vassy ermordeten Brüder an ihm rächen wollte. Während seiner Entfernung vom Hofe hatte er eine Unterredung mit dem Herzoge von Wirtemberg gehalten, welchen er zu bewegen suchte, den Calvinisten keine Hülfe zu leisten.

Jahr 1562. von Vielen für den Urheber und Anstifter der folgenden Kriege gehalten.

Die Hugonotten wurden durch diesen Vorfall außerordentlich gereitzt; sie konnten sich nicht mehr in den Gränzen der Geduld halten, und waren nicht zufrieden mit dem, was sie schon erhalten hatten. Voll Mißvergnügen und Wuth zündeten sie in Paris die Kirche des h. Medard an, ermordeten viele Menschen, und erregten in anderen Städten des Reichs so große Unruhen und solchen Aufruhr, daß viele Menschen ihr Leben einbüßten, die Klöster geplündert, die Bilder gestürmt, die Altäre zertrümmert, und die Kirchen ganz barbarisch verwüstet wurden. Das über diese Ausschweifungen erbitterte Volk stürzte in jedem Orte zu den Waffen, und die Häupter beyder Parteyen, welche derselbe Vorfall in Bewegung setzte, zogen ihre Truppen zusammen, und rüsteten sich zum offenbaren Kriege. Von beyden Seiten sah man deutlich ein, daß keine zuerst die Feindseligkeiten anfangen könne, ohne sich die Schuld des Aufruhrs aufzuladen; es war kein scheinbarer Vorwand da, um sie zu rechtfertigen und zu beschönigen: die Katholischen konnten sich der Ausübung des Edictes vom Juny nicht widersetzen, ohne wider den Beschluß des Staatsrathes offenbar zu handeln, und die königliche Gewalt anzutasten, deren Ausfluß das Edict sey; die Hugonotten, welche in dem ungestörten Genusse der ihnen durch das Edict zugestandenen Gewissensfreyheit gelassen worden, hatten keinen rechtlichen Grund, sich zu empören. Die eine wie die andere Partey suchte deßwegen den König auf ihre Seite zu ziehen, und seiner Person sich zu bemächtigen, um in seinem Nahmen das Edict entweder zu wiederrufen, oder es zu erweitern; man bewies, wie sehr es die Klugheit erfordere, daß der Gegentheil den Willen des Königs bestreite, seiner Person selbst sich zu bemächtigen suche, und des Aufruhrs sich schul-

dig mache. Die Regentinn, welche diese Absichten am besten kannte, und ihre eigene Freyheit so wie jene ihrer Söhne auf's Beste behaupten wollte, beharrte um so mehr in dem Spiele ihrer Verstellungskünste, um der Macht der Großen ein solches Gleichgewicht zu halten, daß keine durch ihr Übergewicht der öffentlichen Sicherheit schaden könnte. Sie verließ Paris, um keinem Zwange der einen oder der anderen Partey zu unterliegen, und wählte Fontainebleau, den gewöhnlichen Lustort der Könige von Frankreich, zu ihrem Aufenthalt; sie glaubte, daß sie dort als an einem sicheren und offenen Orte, nicht gezwungen werden könnte, sich zu erklären, und bemühete sich, durch zweydeutige und zweifelhafte Erklärungen ein gutes Benehmen mit beyden Parteyen aufrecht zu erhalten; sie versprach dem Prinzen von Condé und den Herren von Chatillon, welche wegen der Übermacht der Herren von der katholischen Partey Paris geräumt hatten, um sich in Rüstung zu setzen, ihre Partey zu ergreifen, wann sie ihren Anhang so verstärkt sähe, daß sie der Macht ihrer Gegner hinlänglichen Widerstand leisten könnten. Den König von Navarra, den Connetabel, und den Herzog von Guise versicherte sie im Gegentheile, immer mit der katholischen Partey verbunden bleiben, und nie einwilligen zu wollen, daß den Hugonotten die Religionsfreyheit gelassen werde, ausgenommen, wenn es die Noth und der Rath der Gutgesinnten erfordere, denselben eine eingeschränkte Duldung zu ertheilen. Ihre Briefe waren nicht weniger zweydeutig als ihre Äußerungen: ihre auswärtigen Erklärungen stellte sie eben so sehr auf Schrauben, als jene innerhalb dem Reiche; sie veränderte sehr oft so wohl den Inhalt ihrer Reden, als die Aufträge an ihre Gesandten an auswärtigen Höfen, vorzüglich an den Herrn von De L'Isle in Rom, und hielt Alle in Ungewißheit und Zweifel, da sie dieselben bald an sich zog, bald wieder von sich

Jahr 1562.

Jahr 1562. stieß. Aber schon fing sie an, einen harten Stand zu haben, weil die Häupter beyder Parteyen nicht weniger als sie in den Verstellungskünsten erfahren waren, und seit der langen Zeit, als sie die Regentschaft führte, alle Gelegenheit gehabt hatten, ihre Intriguen näher kennen zu lernen; nebst dem gestattete auch das heranwachsende Alter des Königs kein längeres Zögern und Zaudern: denn vieles läßt sich während der Unmündigkeit des Königs rechtfertigen, was ganz allein von seinem Willen und Ausspruche, sobald er zu den Jahren seiner Vernunft gekommen ist, abhängen muß, welchem sich keiner widersetzen kann, ohne sich des Verbrechens der Felonie schuldig zu machen, da im Gegentheile jetzt jeder behaupten konnte, sich nicht dem Willen des Königs, sondern den verderblichen Rathschlägen der Häupter der Regierung zu widersetzen.

Schon hatte der Herzog von Guise, welcher als ein Mann von heftigerem und entschlossenerem Geiste als die Übrigen, die Entschließungen Anderer nach seinem Unternehmungsgeiste beurtheilte, den Connetabel und den König von Navarra überredet, daß sie sich zusammen nach dem Hofe begeben, und von dort den König und die Königinn-Mutter nach Paris bringen, jene Beschlüsse fassen, und jene Verordnungen, welche den gegenwärtigen Zeitumständen anpasseten, zu Stande bringen, und nicht länger die Gefahr erwarten sollten, von ihren zuvorkommenden Feinden überrascht zu werden, welche sich der Person des Königs bemächtigen, und sich mit dem Nahmen seiner Gewalt bekleiden würden. Eben so dachte Prinz Condé, welcher Paris verlassen, sich Anfangs nach Meaux, einer zehen Meilen von derselben entfernten Stadt, und hernach nach Ferté, einem unter seiner Gerichtsbarkeit liegenden Orte, begeben, um dort seine Anhänger zu versammeln: der Admiral hatte ihm dazu gerathen, und die Königinn-Mutter durch ihre

Versprechungen ebenfalls dazu ermuntert. Er wurde über- Jahr
dieß durch das ihm nicht unbekannte Vorhaben der katholi- 1562.
schen Partey noch mehr angespornt, da es ein gewöhnlicher Fall ist, die feindlichen Absichten durch die Untreue der Räthe und eine Menge Spionen während bürgerlichen Kriegen zu erforschen. Die Herren der katholischen Partey hatten es aber durch das gewöhnliche Gefolge ihres Hofstaates in ihrer Macht, ihr Unternehmen auszuführen; auch waren sie der Stadt Paris näher, welche gänzlich von ihnen abhing, und durch ihren Beystand dasselbe sehr erleichterte: Prinz Condé war im Gegentheile viel schwächer als sie, hatte nur ein geringes Gefolge bewaffneter Mannschaft, und mußte erst die Herren seiner Partey, und den aus verschiedenen Provinzen zu sich beschiedenen Anhang von seiner Partey erwarten, welcher sich sehr langsam um ihn versammelte. Es war also kein Wunder, daß die Katholischen ihm zuvorkamen, und zuerst und unvermuthet in starker Anzahl am Hofe erschienen. Die Königinn-Mutter verlor den Muth nicht, zweifelte aber an der ferneren Wirksamkeit ihrer bisher angewandten Verstellungskünste, und suchte den König von Navarra zu bewegen, daß die mit ihm erschienenen Prinzen und Herren sobald als möglich vom Hofe sich entfernen möchten: man sehe nun ganz deutlich die Ursache der Ankunft eines Jeden ein, nähmlich die wehrlose Mutter mit dem unmündigen Könige zu zwingen, daß sie die Regierung des Reiches nach dem Wohlgefallen derselben, nach ihren Leidenschaften und Privatinteressen einrichte; dieß sey nicht nur allein sehr weit von der Treue und Rechtschaffenheit bekannt, wozu sie sich bekenneten, sondern auch gänzlich der Ruhe und dem Wohle des Reiches zuwider, welche sie doch ihrem Vorgeben nach zu erzielen suchten: denn wollten sie zu neuen Edicten und Verordnungen ihre Zuflucht nehmen, welche von den schon erlassenen abweichen würden, so hieße

Jahr 1562. das nichts anders, als den Hugonotten die Waffen selbst in die Hände geben, welche, ohne dieß schon kühn genug, und zum Aufruhre bereit, glauben, und es auch der ganzen Welt bekannt machen würden, daß sie Beweggründe dazu gehabt hätten, wenn man ohne Ursache jenes Edict wiederrufen würde, welches die Regierung mit gemeinsamer Einwilligung ertheilt habe. Während dem minderjährigen Alter des Königs müsse man die Nothwendigkeit eines Krieges und die damit verbundenen Gefahren und Unruhen zu vermeiden suchen, damit nicht, nebst der Schuld des allgemein verursachten Elendes, eine noch größere Schande die Nahmen derjenigen bedecke, welche eine größere Macht in der Staatsverwaltung besessen hätten. Aus dieser Ursache habe sie in das Edict vom Juny eingewilligt; aus der nähmlichen habe sie Paris verlassen, um keinen Vorwand und keine Gelegenheit an die Hand zu geben, daß das im Finstern schleichende Übel nicht hervor breche; man würde die Heftigkeit desselben offenbar vermehren, wenn sie in einen verdächtigen Ort zurück kehrte, und das Edict aufhöbe. Der König von Navarra und die katholischen Prinzen sollten sich erinnern, daß die Erregung bürgerlicher Kriege ein ganz eigenes Bedürfniß derer sey, welche sich in bedenklichen und ganz verzweifelten Glücksumständen befänden, und nicht jener, welche Reichthümer, Würden, und Herrschaften besäßen, und ein blühendes hervorstechendes Glück genössen: der König von Navarra sey ja ohne Widerspruch Statthalter des ganzen Reiches; die anderen Prinzen sollten ihre Staatsämter, Ehrenstellen und Herrschaften ruhig genießen, aber auch zulassen, daß das Volk eine abhängige und vorübergehende Freyheit besitze, oder zu besitzen glaube, und der König ohne Krieg zu den Jahren seiner Vernunft gelangen könne. Sie habe nichts gethan, als was ihr durch eine unvermeidliche Noth-

wendigkeit abgezwungen worden, und nur mit einer Sache ein Geschenk gemacht, welche man nicht verkaufen könne; die Hugonotten hätten nur jene Freyheit erhalten, welche sie sich selbst anmaßten: die katholischen Prinzen sollten also so lange noch Geduld haben, bis jener fanatische Geist durch politische Hülfsmittel werde gedämpft seyn, und sich nicht die Schuld aufladen, vor der Volljährigkeit des Königs durch übereilte Heilmittel den Ausbruch jenes Übels zu befördern, welches so wohl mit gefährlichen Zufällen verbunden seyn, als verzweifelte Entschließungen zur Folge haben werde; bestünden sie aber doch darauf, daß das Edict modificirt werde, so müsse dieß unvermerkt, bey schicklichen Zeitumständen, und nicht mit so offenbarer Gewalt bewerkstelligt werden — ein Fall, welchen die Aufrührer so sehnlich wünschten, und zu ihrem Vortheile brauchen würden. Jahr 1562.

Diese so wichtigen und wiederhohlten Beweggründe würden auf den König von Navarra und vielleicht auch auf den Connetabel Eindruck gemacht haben, wenn der Herzog von Guise denselben beygetreten wäre, welcher alle seine Hoffnung, nicht allein seine vorige Macht wieder zu erlangen, sondern sie auch zu vergrößern, in das Kriegsglück setzte, und als ein alter Beschützer und Haupt der katholischen Partey wünschte, daß alle gegen seinen Willen gefaßte Entschließungen auf irgend eine Art in ihrer Ausführung gehemmt, und fruchtlos gemacht würden; diesen Ruhm wollte er sich vor aller Welt erwerben, und widersprach also allen Gründen der Königinn-Mutter; er bewies dem Connetabel und dem König von Navarra, daß sie gerade alles Ansehen und allen Glauben verlieren würden, wenn sie sich von einem Weibe so leicht bestricken ließen, welche nur so aus der Absicht handle, um sich in die Arme der Gegenpartey zu werfen, sobald sie den Hof verlassen, und ihren Worten einen kindischen Glauben beygemessen

Jahr 1562. haben würden; es sey ihrer Ehre in dieser gerechten Sache viel zu nachtheilig, wenn sie selbst gestünden, daß ihre Erscheinung am Hofe nicht das öffentliche Wohl und die Erhaltung der königlichen Macht, sondern Privatleidenschaften und besondere Interessen zum Zwecke gehabt, und sie aus innerer Scham ihr vorgestecktes Ziel nicht verfolgt hätten: man müsse sich nicht durch die hinterlistigen Beweisgründe der Königinn von der Ausführung eines reiflich erwogenen und einmüthig gefaßten Entschlusses abhalten, noch sich aus Rücksicht für sie von dem Wege ableiten lassen, welchen die Vernunft und die Ehre vorschreibe und die Ehrfurcht für die Religion befehle, deren Erhaltung sie vorzüglich zu diesem Schritte bewogen habe; man könne auf keine Art länger mehr zögern, und die Zeit mit Unterredungen hinbringen; schon sey der Prinz gerüstet, und nähere sich; schon seyen die Truppen der Hugonotten versammelt, welche den König mit sich hinweg geführt haben würden, wenn sie nicht denselben zuvor gekommen wären, und denselben in Sicherheit gesetzt hätten. Man könne diese Unternehmung nicht durch Überredungsgründe beendigen, sondern man müsse Gewalt brauchen, den König mit sich hinweg führen, und es der Königinn überlassen, nach ihrem Wohlgefallen eine Partey zu ergreifen, welche sie wolle; sie müßten sich wenig darum bekümmern, was sie selbst thun könne, da sie ihren rechtmäßigen Souverain und den ersten Prinzen von Geblüt bey sich hätten, welchem die Regierung natürlich gehöre.

Der Prinz von Condé hatte sich mit den Herren von Chatillon und seinen übrigen Anhängern wirklich dem Hofe genähert, wodurch der Connetabel und der König von Navarra in den angeführten Beweggründen bestärkt wurden, und die Nothwendigkeit einsahen, die Unterhandlungen abzubrechen, und nicht länger zu zögern; sie gaben also der Königinn zu verstehen, daß sie sich jetzt nothwendig entschließen

müsse, weil sie unabänderlich mit einander übereingekommen Jahr. 1562.
seyen, den König und seine Brüder, es möge kosten was es wolle, mit sich nach Paris zu führen, damit sie nicht in die Hände der Hugonotten fielen, welche nach eingezogenen Nachrichten nicht weit mehr entfernt seyen: es gezieme sich nicht, den rechtmäßigen Fürsten als eine Beute den Ketzern zu überlassen, welche ihn nur zum Gefangenen haben wollten, um unter seinem Nahmen die Grundpfeiler des Reiches umzukehren; man könne keine Zeit länger verlieren, noch die Sache aufschieben: sie wollten das aus dem Könige machen, was ihre Pflichten und das allgemeine Wohl erforderten, und nichts bestimmen, sondern Alles, wie es sich gehöre, seinem Willen überlassen. Diese so entschlossene und so unvermuthete Eröffnung traf die Königinn nicht unvorbereitet, da sie dieselbe schon lange vorher gesehen, und bey sich beschlossen hatte, was sie in diesem Falle thun müsse. Ihres Widerwillens ungeachtet war sie also gezwungen, sich zu erklären, obschon sie ahnete, daß der Krieg in kurzem die unausbleibliche Folge davon seyn werde: sie wollte auf keine Art sich von der katholischen Partey trennen, nicht allein, weil es ihr die Ehre und die Klugheit riethen, sondern auch, weil es ihr in Rücksicht der fest gegründeten Macht dieser Partey ihr eigenes Heil und jenes ihrer Söhne vorschrieb. Mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit ihres Geistes faßte sie also einen schnellen Entschluß, und antwortete dem Könige von Navarra und dem Connetabel: sie sey nicht weniger eine gute Katholikinn, und nicht weniger für das allgemeine Beste besorgt, als irgend jemand; sie wolle für dieß Mahl mehr dem Rathe Anderer, glauben, als ihrer eigenen Meinung folgen. Da Alle auf die Abreise drangen 2), so erwiederte

---

2) Der König von Navarra ließ die Möbeln aus den Zimmern des Königs bringen, um denselben mit Gewalt zur

Jahr 1562. sie, daß sie bereit sey, ihnen zu folgen, und brachte, ohne ein Wort weiter zu reden, alles zu derselben Gehörige in Ordnung; zu gleicher Zeit fertigte sie Briefe an den Prinzen von Condé ab, in welchen sie bedauerte, daß sie ihr Versprechen nicht erfüllen könne, mit dem Könige auf seine Partey zu treten, da die Katholischen, welche ihm zuvor gekommen, sie beyde nach Paris mit Gewalt führten: er solle aber nicht den Muth verlieren, für das Beste der Krone sorgen, und nicht zugeben, daß seine Feinde sich die ganze Regierungsgewalt anmaßten. Nachdem sie, der König und ihre übrigen Prinzen zu Pferde gestiegen, und von den katholischen Herren umgeben waren, welche es an keiner Ehrenbezeugung ermangeln ließen, um sie zu besänftigen, so kamen sie gegen Abend in der Stadt Melün, den folgenden Tag in dem Walde von Vincennes, und mit der nähmlichen Geschwindigkeit den Morgen darauf in Paris an. Es ist gewiß, daß Viele an diesem Tage den jungen König Thränen wie ein Kind weinen sahen, weil er befürchtete, man möchte seine Freyheit antasten, und daß die Königinn über den unglücklichen Ausgang ihres Gleichgewichtssystems und ihrer Verstellungskünste entrüstet, und die Drangsale des künftigen Krieges vorher sehend, nur Zorn in ihren Mienen und Geberden zeigte, und durchaus eine stumme Figur machte; der Herzog von Guise achtete sehr wenig darauf, welchen man so gar öffentlich sagen hörte: das allgemeine Wohl folge ihm immer aus Liebe oder Zwang auf dem Fuße nach. Der Prinz von Condé, welcher auf dem Wege diese Nach-

---

Abreise zu zwingen; der Connetabel soll so gar mit Stockschlägen jenen gedrohet haben, welche aus Furcht vor der Königinn das Bett des jungen Königs nicht aufpacken wollten. Tavannes und Vieilleville.

richt erhielt, und nun einsah, daß ihm die katholischen entwe- Jahr
der zuvor gekommen, oder die Königinn ihn hintergangen habe, 1562.
hielt den Zaum seines Pferdes ein, und blieb eine gute Weile unbeweglich stehen, zweifelhaft, welchen Entschluß er ergreifen solle. Er stellte sich im Geiste den fürchterlichen Anblick der künftigen Gefahren vor; sobald aber der ein wenig zurückgebliebene Admiral angekommen war, so hielten sie mit einander eine kurze Berathschlagung; nach einem tiefen Seufzer sagte der Prinz von Condé: wir sind nun so weit gegangen, daß wir entweder austrinken, oder ersticken müssen. Er schlug sogleich ohne Zeitverlust einen anderen Weg und zwar jenen nach Orleans ein, weil er schon Sinnes war, dieser Stadt sich zu bemächtigen. Orleans ist eine der vornehmsten Städte des Reiches, dreyßig Meilen von Paris entfernt, und von großem Umfange; sie hat Überfluß an Lebensmitteln, Bequemlichkeit in Gebäuden, und eine große Volksmenge; sie liegt in der Provinz Beausse, und an der Loire, einem großen und schiffbaren Flusse, welcher viele Provinzen bespühlt, und sich in's brittanische Meer ergießt, gleichsam im Mittelpuncte des Reiches. Sie schien wegen ihrer Schifffahrt, der Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend, wegen ihrem Ansehen und der wechselseitigen Gemeinschaft mit vielen anderen Orten dem Prinzen von Condé ganz vorzüglich geschickt, um einen Waffenplatz aus derselben zu machen, sie Paris entgegen zu setzen, und dort den Hauptsitz seiner Partey aufzuschlagen. Aus dieser Ursache hatte er schon seit mehreren Monathen seine Gedanken auf dieselbe gerichtet, und sich bemühet, ein geheimes Verständniß mit einigen der reformirten Lehre zugethanen Bürgern zu unterhalten, und durch deren Mittel einen großen Theil der unruhigen, aufrührischen, und nach Veränderungen sich sehnenden Jugend zum Aufstande zu bewegen. Schon war ein großer Theil des Volkes, auf Anreitzung der Mitverschwo-

Jahr 1562. renen, welchen das Naturell der Einwohner zu Hülfe kam, bereitwillig, die Waffen zu ergreifen. Der Prinz von Condé hatte, damit Alles in der gehörigen Ordnung bewerkstelligt würde, den Tag vorher den Herrn von Andelot nach dieser Stadt abgeschickt, welcher sich verstohlener Weise in dieselbe hineingeschlichen, und zur nähmlichen Zeit, als sich der Prinz des Hofes bemächtigte, sich auch zum Meister dieser Stadt machen sollte. Obschon dem Prinzen sein Anschlag auf den Hof fehlgeschlagen war, so bewaffnete Andelot, welcher von dem Ausgange der Sache noch nichts wußte, dreyßig seiner Anhänger, und besetzte am bestimmten Tage unversehens das Johannsthor. Der Herr von Montereu, Gouverneur der Stadt, eilte bey der Nachricht davon sogleich mit einigen Soldaten von der Compagnie des Herrn von Sipierre, welche sich zufälliger Weise in der Nähe befanden, herbey, griff die Verschworenen wüthend an, in der zuversichtlichen Hoffnung, sie zu verjagen, und sich des Einganges am Thore zu bemächtigen, in welchem sie sich nicht hatten verschanzen können. Andelot fing schon an, nach dem blutigen Angriffe und Kampfe, welcher mehrere Stunden dauerte, vor der Menge der Katholischen zu weichen, welche von allen Seiten bewaffnet herbey strömmten; aber eine unerwartete Hülfe kam zur rechten Zeit an.

Der Prinz von Condé, welcher den Hof zu Fontaineblau nicht mehr angetroffen, und in der Ungewißheit eine Zeit lang sich verweilt hatte, setzte seinen eingeschlagenen Weg mit der größesten Geschwindigkeit fort, und kam zur nähmlichen Zeit in der Nähe von Orleans an, als der Angriff in der Stadt begonnen hatte, auf dessen Heftigkeit man von den wiederhohlten Büchsenschüssen und dem immerwährenden Sturmläuten aller Glocken, die man auf mehrere Meilen hörte, schließen konnte. Er eilte also verhängten Ziegels mit seiner ganzen Reuterey nach der

Stadt, um den Seinigen zu Hülfe zu kommen, welche schon in der größesten Gefahr waren, zurück geschlagen zu werden. Die Reuterey, welche aus mehr als drey tausend Pferden bestand, rennte so heftig, daß die über das ungewöhnliche Schauspiel der bürgerlichen Kriege erstaunten Landleute, obschon sie zwischen Angst und Furcht schwebten, sich doch des Lachens nicht enthalten konnten, wenn sie hier ein Pferd, dort einen Reuter stürzen, und nichts desto weniger sahen, wie sich Alle durch keinen Unfall aufhalten ließen, sondern wüthend sich drängten, und mit vollem Zügel zu einer nur denselben bekannten Unternehmung eilten. Diese für die Zuschauer lächerliche Eilfertigkeit hatte einen für die Absicht des Prinzen glücklichen Ausgang; denn durch die Ankunft eines so mächtigen Sukkurses in einer so kritischen Lage wurde der Gouverneur in die Flucht geschlagen, und alle jene, welche Widerstand leisteten, nieder gemacht. Auf diese Art kam eine so beträchtliche Stadt in seine Gewalt, wurde aber durch das Ansehen der Befehlshaber vor der Plünderung bewahrt; gleiches Schicksal hatten aber die Kirchen nicht, welche durch die reformirten Soldaten mit barbarischer Wildheit geplündert und zerstört wurden. Der Prinz von Condé, welcher nach der Einnahme in dieser Stadt den Hauptsitz seiner Partey aufschlug, wandte nun seine Gedanken auf den Krieg, und errichtete dem zu Folge einen aus den vornehmsten Herren und Hauptleuten bestehenden Kriegsrath, und berathschlagte sich über die Art, mehrere Städte und Provinzen auf seine Seite zu bringen, und so viel Geld einzutreiben, als zur Bestreitung der großen Ausgaben hinlänglich seyn würde, welche den Anfang eines Krieges zu begleiten pflegen. Jahr 1562.

Die Häupter der katholischen Partey waren auf das Nähmliche bedacht, und hielten nach ihrer Ankunft in Pa-

Jahr 1562. ris mit dem Könige und der Königinn-Mutter öftere Berathschlagungen über die schicklichsten Mittel, den gegenwärtigen Zustand zu ihrem Vortheile zu benutzen; der Herzog von Guise drang in denselben geradezu auf einen Krieg mit den Hugonotten, um den Brand bey seinem Anfange auszulöschen, und das Übel mit der Wurzel auszurotten; der Großkanzler von Hopital im Gegentheile zeigte auf geheimen Antrieb der Königinn-Mutter die großen Schwierigkeiten desselben, legte allen seinen Anschlägen eine Menge Hindernisse in den Weg, und rieth zum Vergleiche; beyde Parteyen sollten sich vom Hofe entfernen, und dem Könige von Navarra und der Königinn-Mutter eine freye und unbestrittene Regierungsgewalt überlassen; da er aber von dem Connetabel nachdrücklich widerlegt, nach der Nachricht von dem Aufruhre zu Orleans auf eine schimpfliche Art behandelt, und unter dem Vorwande, er sey bloß eine gerichtliche Person (homme de robe, togato), von dem Staatsrathe, welchen sie schon einen Kriegsrath nannten, war ausgeschlossen worden, so verlor die Königinn auch dieses Werkzeug ihrer Absichten, und konnte nicht länger der Neigung und dem Willen des Staatsrathes widerstehen, weil man in denselben neuerdings den Marquis von Boissy, von Villars, den Herrn von Lansac, von Cars, den Bischof von Auxerre, die Herren von Maugiron und De La Brosse aufgenommen hatte, welche auf's engste mit der Partey des Connetabels und der Herren von Guise verbunden waren. So neigte sich auch Alles schon von dieser Seite zum Kriege. Manifeste gingen hier ebenfalls, wie gewöhnlich, den Thathandlungen voraus. Der Prinz von Condé und seine Anhänger, welche die Ergreifung der Waffen öffentlich rechtfertigen wollten, machten einige Manifeste und Schreiben an den König, den Parlamentshof zu Paris, die protestantischen Fürsten in

Deutschland und andere Mächte durch den Druck bekannt, in welchen sie nach einer weitläuftigen und nicht weniger listig ausgesponnenen Deduction damit schlossen, daß sie die Waffen ergriffen hätten, um den König und die Königinn-Mutter, welche durch die tyrannische Macht der katholischen Herren gefangen gehalten würden, zu befreyen, und den Edicten seiner königlichen Majestät durch das ganze Reich den gehörigen Gehorsam zu verschaffen, die durch die Gewaltthätigkeit von Ursurpatoren auf die ungerechteste Weise mit Füßen getreten, und verachtet würden; sie seyen nichts desto weniger bereit, die Waffen niederzulegen, sobald der Herzog von Guise, der Connetabel, und der Marschall von St. Andre sich vom Hofe entfernen, die Königinn an einem freyen Orte ihrer eigenen Gewalt überlassen, und es nicht hindern würden, daß gleichmäßig in dem ganzen Reiche die Religionsfreyheit erlaubt, und aufrecht erhalten werde. Das Parlament von Paris antwortete auf das Manifest und die Schreiben, und bewies, daß der von ihnen gebrauchte Vorwand grundlos sey, um die Ergreifung der Waffen gegen die Person und die Majestät des Königs zu beschönigen; der König und die Königinn-Mutter seyen weit entfernt, ihrer Freyheit beraubt zu seyn, und von dem Connetabel und dem Herzog von Guise in Gefangenschaft gehalten zu werden, sondern sie befänden sich vielmehr in der Hauptstadt des ganzen Reiches, in welcher das erste Parlament seinen Sitz habe, und der Cardinal von Bourbon, Bruder des Prinzen von Condé, und ein Prinz von Geblüte Gouverneur sey: der König von Navarra, ein Bruder des nähmlichen Prinzen, stehe an der Spitze der Reichsverwaltung, und die Königinn-Mutter führe die Regentschaft: Beyde seyen durch den Staatsrath nach dem alten Herkommen erwählt, und von den Generalstaaten bestätigt worden; täglich versammle sich der aus den angesehensten Männern des Reiches bestehende

Jahr 1562.

Jahr 1562. Staatsrath in ihrer Gegenwart, um anpassende Heilmittel für die gegenwärtigen Staatsübel zu finden; das Edict vom Juny, welches die vollkommenste Gewissensfreyheit den Anhängern der vorgeblich reformirten Religion gestatte, werde in allen seinen Theilen aufrecht erhalten, und gehandhabet, da es doch von der Willkür des Königs abhange, Edicte nach seinem Gutdünken zu widerrufen, vorzüglich jenes vom Juny, welches nur vorsehungsweise erlassen, und von den Parlamentern einzig auf eine gewisse Zeit angenommen worden sey; die Hugonotten hätten selbst das zu ihrer Gunst gemachte Edict verletzet, weil sie sich gegen den klaren Inhalt desselben ohne die Zwischenkunft der königlichen Obrigkeiten bewaffnet versammelten — Bedingnisse, welche ausdrücklich in demselben enthalten seyen; nebst dieser Kühnheit unterstünden sie sich auch noch, überall Unruhen zu erregen, und unerlaubte Handlungen und Mordthaten zu begehen; der Aufruhr könne sich also nicht mit einem so schwachen Vorwande entschuldigen lassen, da sie auf eine so offenbar gewaltthätige Art sich der Städte bemächtigten, Truppen zusammen zögen, die Kriegsmunitionen eigenmächtig verbrauchten, Kanonen gießen, Münze schlagen ließen, die königlichen Einkünfte einforderten, die Kirchen und Klöster zerstörten, niederrissen, und sich noch vieler anderer Unternehmungen schuldig machten, welche auf keine Art Unterthanen erlaubt, sondern alle mit dem Verbrechen der Felonie und des Aufruhrs bezeichnet seyen; sie ermahneten also den Prinzen von Condé, daß er, den Fußstapfen seiner Vorältern folgend, sich auf die Seite des Königs begeben, die Ketzer und Aufrührer verlassen, und nicht länger jenes Vaterland beunruhigen solle, dessen Wohl er als Prinz von Geblüt mit seinem eigenen Blute bis zu dem letzten Lebenshauche zu erhalten verbunden sey.

Der Connetabel, und die Herren von Guise machten ebenfalls eine Gegenerklärung, in welcher sie sich, nach einer langen Aufzählung ihrer der Krone geleisteten Dienste, bereitwillig zeigten, nicht allein den Hof, sondern auch das Königreich freywillig zu verlassen, sobald sie die Waffen niederlegen, die besetzten Städte und Orte zurückgeben, die zerstörten Kirchen herstellen, die katholische Religion erhalten, und gänzlichen Gehorsam dem rechtmäßigen Könige unter der Statthalterschaft des Königs von Navarra und der Regentschaft der Königinn-Mutter leisten würden. Nach diesem Schriftwechsel ertheilten der König und die Königinn-Mutter eine gemeinsame Antwort dem Prinzen von Condé, welche sie durch den Druck bekannt machen ließen: sie bezeugten, in vollkommener Freyheit zu seyn, und ganz freywillig den Hof nach Paris verlegt zu haben, um dort mit größerer Sicherheit nach dem Rathe der Kronbedienten gegen die Ausschweifungen und gegenwärtigen Unruhen Vorkehrungen treffen zu können; sie seyen bereit, das Edict vom Juny bis zur Volljährigkeit des Königs aufrecht zu erhalten, und dasselbe durch das ganze Reich zu handhaben; da die katholischen Prinzen, deren Treue und Tapferkeit ganz Frankreich bekannt sey, sich erbothen hätten, den Hof zu verlassen, so könnten der Prinz von Condé und seine Anhänger länger keinen Vorwand haben, sich in Entfernung und in Rüstung zu halten, sondern es sey ihre Pflicht, ohne Zeitverlust sich selbst und die besetzten Plätze dem Gehorsam des Königs zu unterwerfen, sie würden alsdann, nebst der Verzeihung alles Verflossenen, als gute Unterthanen von Seiner Majestät angesehen, und in ihren Gerechtsamen und Würden auf's pünctlichste geschützt werden. Die Königinn-Mutter wollte nur damit einen Versuch machen, ob sie das Ehrgefühl der Prinzen der einen und der anderen Partey rege machen könnte, sich nach ihren Statthalterschaften zu begeben, und die Re- Jahr 1562.

Jahr 1562. gierung des Reiches Ihr und dem Könige von Navarra zu überlassen, dessen sanftes und offenes Naturell sich ganz vorzüglich zur Befestigung des Reiches ihrer Söhne schickte: im entgegen gesetzten Falle würden sie sich ihr eigenes Urtheil wegen der Gewaltthätigkeit gegen den König sprechen. Nach vielen Unterhandlungen, nach vielem Schriftwechsel zwischen beyden Parteyen lief alles darauf hinaus, daß keine zuerst die Waffen niederlegen wollte. Mit solchen Sophistereyen machten beyde Theile schriftlich viel versprechende Vorschläge, ohne in der That etwas zu beschließen.

Während der Zeit, als diese Manifeste sich überall verbreiteten, und das Unterhandlungsgeschäft fortschritt, bemüheten sich der Prinz von Condé und der Admiral, die vornehmsten und die gelegensten Städte des Reiches in ihre Partey zu ziehen; sie hatten in alle Provinzen Männer von Verstand und Tapferkeit geschickt, welche durch verschiedene Kunstgriffe, durch die Entschlossenheit der Hugonotten, und die vielen Anhänger ihrer Partey sich sehr leicht der vornehmsten Städte und Gegenden bemeisterten. So hatten sie die Stadt Rouen, in welcher das Parlament der Normandie sitzet, und die Festungen Dieppe und Havre de Grace auf ihre Seite gebracht, welche an den Ufern des Oceans England gegen über liegen; mit nicht geringerer Schwierigkeit bemächtigten sie sich in Poitou und Touraine der Städte Angers, Blois, Poitiers, Tours, und Vendome; im Delphinate der Stadt Valence, und endlich nach vielen Versuchen auch der Stadt Lyon; in Gascogne, Guienne, und in Languedoc, wo die Anzahl der Hugonotten größer war, der Städte Bourdeaux, Toulouse, und einiger anderen Festungen. Auf diese Art bekamen sie fast alle Städte und mit Mauern umgebenen Orte in ihre Gewalt. Durch diesen Aufruhr griff in Frankreich Alles zu den Waffen; nicht allein die Provinzen

theilten sich in Parteyen, sondern auch die Familien selbst geriethen unter einander in Feindschaft und Haß; jeder Ort stellte einen traurigen Schauplatz von Mord, Brand und Raub der Parteyungen dar. Zur Unterhaltung eines so schweren Krieges reichten weder die, obwohl richtig eingehenden, Beyträge der Hugonotten, noch die Einkünfte und das Vermögen einzelner Herren hin; nebst der Beute der eingenommenen Städte bemächtigte sich der Prinz von Condé alles Gold- und Silbergeräthes der Kirchen in Orleans, welches er in Münze verwandelte. Diese Operation verschaffte ihm keine geringe Unterstützung, weil die alte Frömmigkeit dieser Nation in jedem Orte reichlich ausstaffierte Reliquien aufgestellt, und die Kirchen mit großen Reichthümern angefüllt hatte. Eben so emsig brachten sie Kriegsgeräthe und Artillerie zusammen: denn aus den eroberten oder überrumpelten Städten, vorzüglich jener von Tours, hatten sie eine außerordentliche Menge derselben zusammen gehäuft, welche sie nach Orleans zur Steuer ihres gegenwärtigen Bedürfnisses führen ließen, wo sie das Franziskanerkloster in ein Magazin umschufen, und in demselben ihren ganzen Vorrath in guter Ordnung und mit vieler Sorgfalt aufbewahrten. Jahr 1562.

Die Häupter der Regierung, welche ebenfalls den Krieg beschlossen hatten, sammelten ohne Saumseligkeit das katholische Heer in den Gegenden von Paris, und berathschlagten, wie man sich in Rücksicht des Edictes vom Juny verhalten müsse. Ungeachtet der Verschiedenheit der Meinungen wurde doch endlich beschlossen, dasselbe aufrecht erhalten zu wollen, um eines Theils die Gemüther nicht noch mehr zu erbittern, welche nur in zu starker Gährung seyen, und ander.s Theils, um die Hugonotten nicht noch mehr zu entflammen, welche keinen Vorwand haben würden, die Waffen zu ergreifen, wenn man das Edict vom Juny nicht verletzte. Da aber

Jahr 1562. das Volk von Paris, welches immer, so wie auch in dem ganzen Laufe des bürgerlichen Krieges, die katholische Religion verehrt hat, inständig bath, daß man den Hugonotten in derselben keine Zusammenkünfte gestatten möge, um Unruhen und gefährliche Auftritte aus der Hauptstadt zu entfernen, auf welche sich die Macht der katholischen Partey gründe; auch gezieme es sich nicht, daß man in dem Residenzorte des Königs die Ausübung einer von der Seinigen verschiedenen Religion dulde. Diesen Beweggründen zu Folge wurde beschlossen, die Zusammenkünfte und den Gottesdienst der Hugonotten in der Hauptstadt Paris, in dem Districte derselben, und an dem Aufenthaltsorte des Hofes zu verbiethen, wo man nach keinen anderen Gebräuchen als jenen der Römischen Kirche leben könne; in allen übrigen Bestandtheilen blieb das Edict vom Juny in seiner Kraft. Auf die Bekanntmachung dieser Verordnung folgten andere die Regierung und die Armeen betreffende Vorkehrungen. Die Stelle eines Gouverneurs von Paris, welche der Cardinal von Bourbon, als ein Feind von unruhigen Geschäften, und als ein zu dieser Zeit viel zu beschwerliches Amt niedergelegt hatte, wurde dem Marschall von Brissac übertragen, damit die mächtigste Stadt des Reiches sich in der Gewalt eines ihnen ergebenen Mannes befände, welche ihrer Partey ein größeres Gewicht mittheilte, als der übrige Theil des Reiches nicht bewirkt haben würde. In die verschiedenen anderen Gegenden wurden Hauptleute abgeschickt, um sich den Unternehmungen der Hugonotten zu widersetzen; die Vornehmsten derselben waren Claudius, Herzog von Aumale, für die Normandie, Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, für Touraine, und der Herr von Montluc für Gascogne, ein durch seinen Verstand, seine Tapferkeit und Kriegserfahrung berühmter Mann.

Die Häupter der Regierung hatten schon eine solche Anzahl Truppen auf den Beinen, daß sie den Entschluß faßten, gegen Orleans aufzubrechen, wo der Prinz von Condé und der Admiral die ihrigen zusammen zogen, um ihren Zurüstungen keine längere Zeit zu gestatten, sondern sie eher zu Grunde zu richten, als ihre Anzahl und ihr Ruf sich vermehrte. Unter dem Heere des Königs befanden sich vier tausend Mann Reuterey aus der Blüthe des Adels, und sieben tausend Mann Französischer Infanterie, welche aus lauter Veteranen und den auserwähltesten Leuten bestand; nebst diesen erwarteten sie auch noch ein Corps im Solde des Königs stehender Schweizer, die sich schon an den Gränzen von Burgund befanden. So stark war das Heer, welches sich mit dem gehörigen Artilleriezuge gegen Orleans unter dem Commando des Königs von Navarra in Bewegung setzte, der mit dem Titel eines Generallieutenants des Königs mit Einwilligung des Herzogs von Guise und des Connetabels bekleidet worden; Letztere hatten aber doch ihrer Erfahrung und ihres Alters wegen die Direction der wichtigsten Geschäfte. Der Prinz von Condé und der Admiral, die Regenten der andern Partey, hatten ebenfalls eine hinlängliche Anzahl Truppen zusammen gezogen, um den Königlichen die Spitze biethen zu können; sie beschlossen also, Orleans zu verlassen, und auf das freye Feld sich zu lagern, weil sie es zur Erhaltung ihres Rufes für vortheilhafter hielten, welcher in allen Kriegen, vorzüglich bürgerlichen, allezeit von der größten Wichtigkeit ist, am den Anhang der Parteyen zu erhalten, und zu vermehren, da unendlich Viele bloß dem Rufe und dem Kriegsglücke folgen. Sie bezogen also mit drey tausend Mann Cavallerie und sieben tausend Mann Infanterie vier Meilen von der Stadt ein festes Lager, und besetzten zugleich die Hauptstraße, Jahr 1562.

Jahr 1562. um die Katholischen zu verhindern, sich der Stadt zu nähern, und sich selbst die Zufuhr der Lebensmittel von den umliegenden Gegenden zu erleichtern.

Indeß sich beyde Heere einander näherten, war die Regentinn über den endlichen Ausbruch des Krieges in der größten Gemüthsunruhe; sie zweifelte nicht, daß sie dem Sieger in die Hände fallen werde; sie glaubte, daß sie sich nicht länger einer Partey anvertrauen dürfe, wenn sie sich der andern versichern könne: denn obschon die katholischen Herren ihr mit Ehrfurcht begegneten, und ihr die gewöhnliche Gewalt der Regentschaft unbestritten zu lassen versprachen, so fürchtete sie doch mit Grunde, daß, sobald dieselben die Gegenpartey unterdrückt, und jenes Hinderniß aus dem Wege geräumt hätten, welches sie in den Gränzen der Billigkeit einhalte, sie einen unmündigen König und eine Ausländerinn gering schätzen, und alle andern Rücksichten ihrer eigenen Erhöhung und Macht nachsetzen würden; der Prinz von Condé im Gegentheile, welcher nebst dem, daß er von einem unruhigen Charakter war, und sich von weit aussehenden Gedanken beherrschen ließ, sich auch noch von ihr beschimpft, und verrathen hielt, konnte auf keine Art die Macht und Erhöhung der Hugonotten bewerkstelligen, ohne das Reich umzukehren, und ein solches anhaltendes Kriegsfeuer anzuzünden, daß Frankreich nie mehr seine vorige Ruhe gänzlich werde erhalten können. Aus Liebe zum Frieden, und weil sie wünschte, daß sich der ganze Handel nur auf den Tummelplatz der Hofkabalen und Streitigkeiten einschränken möge, wie man zu sagen pflegt, ohne es zum Ausbruche des Krieges kommen zu lassen, ließ sie Vorschläge zum Frieden durch den Bischof von Valençe, welcher nach langen Schwierigkeiten eine Zusammenkunft zwischen derselben und dem Prinzen von Condé an einem gleich weit von beyden Heeren entfernten Orte zu

Stande brachte, um ein Mittel zur Vergleichung und Be- Jahr
friedigung beyder Parteyen ausfindig zu machen. Die Köni- 1562.
ginn kam in das Lager der Katholischen, und begab sich in Begleitung des Königs von Navarra, des Herrn von Damville, Sohn des Connetabels, bis nach Tury, einem zehn Meilen von Orleans entfernten Orte, wo sich der Prinz von Condé mit dem Admirale und dem Cardinale seinem Bruder einfanden, welcher sich jetzt Graf von Beauvai nennen ließ, von welcher Stadt er Bischof war, obschon er seine Religion geändert hatte. Sie erschienen dort von beyden Seiten zu Pferde in der Mitte einer von allen Seiten sich ausbreitenden Ebene; die Königinn-Mutter und der Prinz von Condé begaben sich auf die Seite, und hielten eine lange Unterredung, deren Inhalt allen Übrigen unbekannt war; so viel ist aber gewiß, daß beyde Parteyen, ohne etwas beschlossen zu haben, eilends von einander, und zu den ihrigen zurück gingen. Durch diese Zusammenkunft wurden alle diejenigen in dem bestärkt, woran sie nicht zweifelten, daß die Königinn, welche sich stellte, als habe sie bey den Hugonotten ihre Absichten erreicht, sich auf keine Art von den Katholischen trennen wolle, da sie sich an einen Ort begeben habe, wo sie dem Prinzen von Condé nach ihrem Wohlgefallen hätte folgen können, welcher vielleicht hauptsächlich in dieser Hoffnung zu der Unterredung gekommen war. Der Prinz, dessen Muth nach seiner Zurückkunft und Unterhandlung mit der Königinn gleichsam gewachsen war, oder vielmehr es darauf anlegte, jenen Verdacht zu vermehren, welchen die Katholischen gemeiniglich von ihr geschöpft hatten, spannte jetzt seine Bedingnisse höher, als vorher, und machte so außerordentliche Forderungen, daß der noch junge König sogar darüber aufgebracht wurde, welcher sich doch gänzlich auf seinen Staatsrath verließ; sie bestanden darin, daß die Herren von Guise und der Conne-

Jahr 1562. tabel das Reich verlassen, den Hugonotten die Rückkehr in die Städte gestattet, Kirchen eingeräumt, und alle nach der Zurückkunft des Herzogs von Guise an den Hof erlassene Edicte widerrufen werden sollten; daß er im Besitze aller eingenommenen Städte bis zu der Volljährigkeit des Königs bleiben, und dieselben mit unumschränkter und freyer Gewalt regieren könne; der päpstliche Legat solle das Reich verlassen, und die Hugonotten fähig seyn, jeden Dienst und jede Würde des Reichs so wie die Magistratur zu bekleiden: der Kaiser, der katholische König, die Königinn von England, die Republik von Venedig, die Eidgenossenschaft der Schweizer, und der Herzog von Savoyen sollten ihm die Versicherung geben, daß weder der Herzog von Guise, noch der Connetabel in das Reich eher zurück kehren, noch Truppen werben wollten, als bis der König das zwey und zwanzigste Jahr seines Alters erreicht haben werde.

Diese Bedingungen erregten den Unwillen und Zorn Aller, und die Häupter der Regierung beschlossen, den Herrn von Fresne, Einen der Sekretäre des Königs, nach Estampes, einer gleichsam halbweges zwischen Orleans und Paris liegenden Stadt, abzuschicken, und dem Prinzen, dem Admiral, dem Herrn von Andelot und allen ihren Anhängern kraft seiner Vollmacht zu bedeuten, daß sie in einem Zeitraume von zehen Tagen die Waffen niederlegen, die besetzten Städte zurück geben, und nach ihrer Heimath zurück kehren sollten; würden sie aber gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs in ihrer Widersetzlichkeit fortfahren, so sollten sie des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Aufruhrs schuldig, aller ihrer Güter und Würden verlustig erklärt, und öffentlich als Rebellen verfolgt werden. Diese Aufforderung machte auf keinen einzigen Hugonotten Eindruck, sondern sie errichteten, entweder durch Verzweifelung oder Haß noch entschlossener gemacht, eine beständige Ver-

bindung öffentlich unter sich, um, wie sie sagten, den Kö- Jahr
nig, die Königinn-Mutter und das Reich von der Gewalt- 1562.
thätigkeit seiner Unterdrücker zu befreyen, und den Edicten des Königs durch sein ganzes Reich Gehorsam zu verschaffen. Zum Haupte dieser Verbindung erklärten sie den Prinzen von Condé, und machten mit ihrer gewöhnlichen Freyheit in einer langen Erzählung die Veranlassung und den Endzweck dieser Union durch den Druck bekannt. Bey allen diesen Vorgängen konnte sich doch die Königinn-Mutter der Vergleichsunterhandlungen nicht entschlagen, weil sie, nebst der Hoffnung, denselben zu Stande zu bringen, auch noch durch den Zeitaufschub Vortheile gewinnen konnte, wenn sie den Krieg so viel möglich in die Länge zöge, und die Beendigung der Streithändel hinhielte, bis der König seine Volljährigkeit erreicht haben würde, welcher, der Behauptung nach, im vierzehnten Jahre seines Alters vernünftig seyn soll. Schon suchte sie wieder durch ihre gewöhnlichen Künste den Connetabel und die Herren von Guise zu gewinnen; sie hatte den stärksten Beweis, daß sie bey dem katholischen Glauben, und der demselben anhängenden Partey getreu bleiben wolle, abgelegt, da sie, schon gleichsam im Lager der Hugonotten sich befindend, doch in ihre Mitte zurück gekehrt war, wodurch sie größten Theils jenen Verdacht, welchen man gegen ihre Gemüthsart und Neigung zu hegen pflegte, von sich entfernt, und sich so gereinigt hatte, daß man ihr nicht nur allein freyere Hände in der Regierung ließ, sondern auch nach Gefallen zu leben, und die vorgenommenen Operationen zu rechtfertigen suchte. Durch diese Veränderung schöpfte sie eine größere Hoffnung, irgend ein Auskunftsmittel zum Vergleiche zu finden, und fing an, den katholischen Herren die Abscheulichkeit der Bürgerkriege zu Gemüthe zu führen, damit sie zur Beschämung der Hugonotten und zu ihrer eigenen Ehre dieselben bewö-

Jahr 1562. ge, zuerst den Hof verlassen zu wollen, so wie sie zuerst nach dem Hofe gekommen seyen; sie suchte ihnen zu zeigen, daß das sich auf einmahl verbreitende Lob ihrer Redlichkeit auf einmahl eine so erschreckliche Flamme auslöschen würde, welche durch das ganze Reich alles göttliche und menschliche Recht zu vertilgen drohe; Frankreich werde ihnen für das Verdienst einer so heiligen Entschließung eine viel größere Verbindlichkeit haben, als man für ihre nützlichen und heldenmüthigen Thaten der vorigen Zeit gehabt habe, weil diese zur Wohlfahrt des Reichs gereichen würde, da die vorigen nur zu ihrer Erhöhung und zu ihrem Ruhme gedient hätten: die Entfernung vom Hofe sey nur eine Ceremonie von wenigen Monathen; denn wenn keine dringende Ursache ihre Zurückberufung erforderte, so würde doch der König in den Jahren seiner Vernunft sie eilends zurück berufen: nichtsdestoweniger müsse ihnen diese kurze Entfernung zum Ruhme und zum Vortheile gereichen, sie würden sich in den ihnen anvertrauten Statthalterschaften erhalten, sie in Frieden besitzen, und die beste Gelegenheit haben, die Provinzen von der gegenwärtigen Krankheit zu heilen; auch sey es die höchste Noth; ihr Aufenthalt am Hofe würde aber nur dazu dienen, das Kriegsfeuer anzuzünden. Sie versicherte dieselben, daß sie im Puncte der Religion und der Erziehung des Königs nie ihre Gesinnungen ändern, noch irgend einen wichtigen Entschluß ohne ihre Theilnahme fassen, und nach der Dämpfung des gegenwärtigen Aufruhrs jede Gelegenheit, um ihre Zurückberufung zu bewerkstelligen, ergreifen, so wie sie sich bestreben werde, jederzeit einer so großen Wohlthat dankbar zu entsprechen, wenn sie sich nur zu alle dem entschlössen.

Durch diese Kunstgriffe brachte sie es endlich so weit, daß der Herzog von Guise, der Connetabel, und der Marschall von St. Andre versprachen, zuerst das Heer und den

Hof zu verlassen, wenn der Prinz von Condé die Waffen niederlegen, und zum Gehorsame gegen die Regentinn zurückkehren, und jene Befehle befolgen würde, welche sie zum Wohle des Reiches nothwendig hielte. Obschon dieß denselben sehr hart schien, so wurde doch dieser Vorschlag mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, weil er zu ihrem eigenen Vortheile und zu ihrer Vergrößerung diente, und Jedermann fest überzeugt war, daß der Prinz nie die Waffen niederlegen, und auf solche Bedingnisse an den Hof kommen werde. Sie willigten also ein, weil sie glaubten, daß es durch Zufälle nicht an Vorwänden fehlen werde, in kurzem zurückzukehren, und zwar um so mehr, da der ohnedieß schon erbitterte König von Navarra am Staatsruder blieb, welchen sie mit seinem Bruder für unversöhnlich, und sich also versichert hielten, daß die gegenwärtige Verfassung keiner Veränderung unterliegen, und sie selbst in der Abwesenheit jene Macht ferner behalten würden, in deren Besitze sie sich jetzt befanden. Sobald die Königinn dieses Versprechen, welches sie ganz geheim bewahrte, erhalten hatte, so schickte sie den Bischof von Valençe und Robertet, einen ihrer Staatssecretäre, an den Prinzen von Condé ab, welcher sie versicherte, daß, wenn die katholischen Herren zuerst den Hof verlassen würden, er nicht nur allein die Waffen niederlegen, und zum Gehorsame gegen die Königinn zurückkehren, sondern auch noch zur größeren Sicherheit das Reich verlassen wolle. Diese Antwort und seine Absicht wiederhohlte er mehrmahl, in der festen Meinung, daß die katholischen Herren ihres Rufes und ihrer Sicherheit wegen die Waffen nicht zuerst niederlegen, und den Hof verlassen würden. Der Bischof und der Staatssecretär lobten seine Bereitwilligkeit, und ersuchten ihn, das Nähmliche schriftlich für die Königinn zu geben; sie zeigten ihm, daß, da man ihn jetzt für den Urheber des Ärgernisses und des Krie- Jahr 1562.

Jahr 1562. ges halte, er durch diese freywillige Erklärung seine Feinde zum Schweigen bringen, die Herren von Guise beschämen, und die Reinheit seiner Absichten rechtfertigen würde. Durch den schönen Anschein dieses Vorschlages, und die Hoffnung, seine Waffen durch das Recht zu unterstützen, welches bey dem Volke von der größesten Wichtigkeit ist, ließ sich der Prinz überreden, der Königinn zu schreiben, daß er, sobald die katholischen Herren die Waffen so wie ihr Commando niederlegten, und sich zuerst in ihre Heimath zurückbegäben, Frankreich, um das Gemüth des Königs zu beruhigen, und den Frieden herzustellen, mit den Vornehmsten seiner Partey verlassen, und nicht eher zurückkehren wolle, als bis ihn die Regierung freywillig zurückberufen würde. Sobald die Königinn diese von dem Prinzen eigenhändig unterschriebene Erklärung erhalten hatte, so ließ sie in der nähmlichen Stunde den katholischen Herren bedeuten, daß sie das Heer verlassen, und bloß im Gefolge ihrer Dienerschaft sich zurück begeben sollten. Sie befolgten pünctlich ihren Befehl, übergaben das Commando ihrer unterhabenden Truppen in die Hände des Königs von Navarra, und zogen sich nach Chateau-Dün zurück, um sich dann gänzlich zu entfernen, sobald auch der Prinz von seiner Seite anfangen werde, seine Versprechungen zu erfüllen.

Nach der unvermutheten Abreise der katholischen Herren aus dem Lager ließ die Regentinn ohne Zeitaufschub noch in der nähmlichen Nacht durch ihren Staatssecretär Roubertet die Nachricht ertheilen, daß die katholischen Herren das Lager schon verlassen, und das Commando ihrer Truppen übergeben hätten; er solle nun mit der nähmlichen Geschwindigkeit und Aufrichtigkeit das erfüllen, was er mit so großer Versicherung und mit seines eigenen Nahmens Unterschrift versprochen habe. Diese Folgsamkeit der katholischen Herren setzte jene der Hugonotten in große Be-

stürzung; sie hatten sich nie überreden können, daß der Connetabel und die Herren von Guise in jene Bedingnisse einwilligen würden; sie bereuten, daß der Prinz von Condé leichterdings so viel versprochen habe, und berathschlagten sich über die Art, wie man diesen Vergleich brechen, und unwirksam machen könnte. Der Admiral, welcher sehr wenig auf die Form sah, und dafür hielt, daß auf der Seite des Siegers alles Recht, und auf jener des Überwundenen alles Unrecht seyn werde, war der Meinung, daß man den Staatssecretär höflich zurückschicken, und jeden Weg zum Vergleiche ohne Rücksicht abschneiden solle. Andelot, welcher seiner Gewohnheit nach zu den Beweggründen noch die Tapferkeit und ihre Anzahl hinzufügte, begehrte, mit den Seinigen so nahe gegen die Katholischen geführt zu werden, daß es zum Handgemenge kommen könnte, um in kurzer Zeit zu zeigen, wer zuerst mit Recht das Land verlassen müsse, da so viele freywillig zusammen gekommene und tapfere Krieger die Waffen nicht ergriffen hätten, um durch die Arglist der Königinn und der katholischen Herren, mit welcher sie zu unterhandeln gewußt, betrogen zu werden. Dem Prinzen schien es hart, sein Wort zurückzunehmen, und noch härter, das Commando über seine Anhänger niederzulegen, auf einmahl alle gefaßte Hoffnungen fahren zu lassen, und als ein Flüchtiger außer seinem Vaterlande herum irren zu müssen, ohne einmahl einen Zufluchtsort zu wissen. Die Prediger der Hugonotten, welche sich mit ihrer Gottesgelehrtheit in die Staatsgeschäfte mischten, bewiesen, daß, da der Prinz versprochen habe, die Gemeinschaft jener zu beschützen, die, wie sie sagten, den reinen Glauben angenommen, und sich zur Vertheidigung des Wortes Gottes durch einen Eidschwur anheischig gemacht, er nichts zum Nachtheile seiner ersten Verbindlichkeit und eines vorhergehenden Eidschwures Jahr 1562.

Jahr habe versprechen können. Viele Andere fügten noch hinzu,
1562. daß die Königinn gleich im Anfange dem Prinzen nicht Wort gehalten, und ihr Versprechen, mit dem Könige auf seine Seite überzutreten, nicht erfüllt habe; er sey also gleichfalls nicht verbunden, sein Versprechen zu erfüllen. Unter diesen mehr tumultuarisch als mit Ordnung vorgebrachten Meinungen wurde jene des Mittelweges gewählt, wie es bey schweren und verwickelten Berathschlagungen gewöhnlich ist, und nicht ohne große Schwierigkeit beschlossen, daß der Prinz sich zu der Königinn begeben, und sich bereitwillig zeigen sollte, seine Versprechungen zu erfüllen, und Bedingnisse des Friedens einzugehen; den folgenden Morgen aber sollten der Admiral und die Vornehmsten der anderen Herren seiner Partey erscheinen, ihn unvermuthet gleichsam mit Gewalt aufheben, und denselben in's Lager zurück führen, damit man der Welt glauben machte, als habe er sein Wort nicht gebrochen, sondern seine Partey ihn mit Gewalt gezwungen, seine vorhergehenden Eidschwüre zu halten, und bey der kurz vorher eingegangenen Verbindung zu beharren. Der König und die Königinn-Mutter hatten sich, um diese Zusammenkunft zu bewerkstelligen, in die nur sieben Meilen vom Lager entfernte Stadt Talsi begeben, in welcher sich nur die gewöhnliche Wache und der Hofstaat befand; der Prinz konnte dort nicht nur allein nicht so schnell gefangen genommen werden, sondern auch die übrigen Herren ohne Hinderniß und Gefahr hin und herkommen. Dieß veranlaßte sie, auf diesen Betrug zu fallen, und verschaffte ihnen alle Gemächlichkeit, denselben auszuführen. Der Prinz begab sich also der Abredung nach, nur in Begleitung einiger Freunde, mit allen Merkmahlen der Erniedrigung zur Königinn, und wurde mit vieler Vertraulichkeit aufgenommen: indeß er aber Schwierigkeiten machte, und die Unterschreibung der ihm auf Befehl des Königs und des Staatsrathes von dem

Staatssecretär Robertet vorgelegten Artikel zu verzögern suchte, — während der Herr von Lansac, ein verschlagener und beredter Mann, welchen die Königinn abgeschickt hatte, ihn ermahnete, seinen großen Versprechungen das Siegel aufzudrücken, kamen die Herren seiner Partey an, welche die Erlaubniß erhalten hatten, dem Könige und der Königinn ihre Ehrfurcht zu bezeugen; sie stellten sich aber, als seyen sie von dem Prinzen beleidigt, und verlassen, und zwangen ihn, zu Pferde zu steigen. Obschon die über diesen Betrug aufgebrachte Königinn einen jeden derselben auf's heftigste drohete, und der Bischof von Valençe, der Herr von Lansac und Robertet sich aus allen Kräften ihn zu überreden bemüheten, am Hofe zu bleiben, da nun einmahl nicht mehr die Rede davon war, daß er das Reich verlassen sollte, so vermochte doch die Herrschsucht nichts desto weniger über ihn, ohne Zeitverlust, und noch ehe die Königinn ihn mit Gewalt zwingen könnte, den nähmlichen Tag (den sieben und zwanzigsten Juny), in das Lager der Hugonotten zurück zu kehren, und mit dem größten Beyfalle und zur Freude der Seinigen die Stelle eines Oberhauptes und Befehlshabers wieder einzunehmen. Auf diese Art scheiterte alle Hoffnung des Friedens, das Feuer wurde angezündet, und gleichsam das Signal zum Kriege zwischen zwey Parteyen, den Royalisten und Hugonotten gegeben. Jahr 1562.

Zweytes Kapitel.

Der Prinz von Condé, welcher das königliche Heer in seinem Lager nächtlicher Weile überfallen will, wird durch Wegweiser irre geführt, kömmt erst bey Tage an, und wird entdeckt. Der König von Navarra stelit das katholische Heer vor dem Lager in Schlachtordnung. Beyde Heere ziehen wieder zurück, ohne zu schlagen. Der Prinz nimmt Beaugency ein, und plündert es. Die Katholischen erhalten Verstärkung, und wollen das Heer der Hugonotten angreifen. Die Hugonotten räumen das Feld, und beschränken sich auf die Vertheidigung ihrer Festungen. Verbindung der Häupter der Hugonotten mit der Königinn Elisabeth. Hülfsvölker aus Deutschland. Rouen und Havre de Graçe wird den Engländern von den Hugonotten überliefert. Das katholische Heer erobert Blois, Tours, Bourges, und die Feldherren sind entschlossen, auf Orleans loszugehen.

Jahr 1562. Alle Vergleichungsunterhandlungen waren nun abgebrochen welche die Königinn-Mutter viele Monathe lang immer unterhalten, die Beendigung des ganzen Streites aber auf die listigste Art hingehalten hatte. Der Prinz von Condé wünschte den Flecken seines gebrochenen Wortes durch irgend eine merkwürdige und geräuschvolle That auszulöschen, und beschloß, noch den nähmlichen Abend das königliche Heer in seinem Lager anzugreifen. Zu diesem Entschlusse wurde er vorzüglich dadurch bewogen, weil der Herzog von Guise und der Connetabel abwesend waren, deren Ruf und Tapferkeit er sehr hoch schätzte, und in jenen Tagen, in welchen der Friede gleichsam beschlossen, und öffentlich bekannt gemacht

worden war, der größte Theil der Reuterey von dem Lager sich entfernt, und wegen größerer Bequemlichkeit in die benachbarten Gegenden einquartirt hatte, wodurch das Heer in seiner Anzahl und Stärke sehr vermindert war. Durch diese Hoffnungen belebt, wagte er es, die Katholischen in ihrem Lager anzugreifen, da es noch überdieß etwas Ungewöhnliches schien, das königliche Heer in seinen Verschanzungen selbst zu überfallen; er wurde aber auch gleichsam durch die Noth gezwungen, das, obschon noch zweifelhafte, Glück einer Schlacht zu wagen, da er wußte, daß die im königlichen Solde stehenden Schweizer nur einige Tagereisen noch entfernt waren, nach deren Ankunft er das freye Feld nicht würde behaupten können, weil ihm die Königlichen alsdann an der Anzahl weit überlegen seyn würden; er hätte sich alsdann zurück ziehen, und sich bloß auf die Vertheidigung seiner festen Plätze beschränken müssen; — ein schwerer Standort, welcher durch die schwache Hoffnung eines Sukkurses das gefährlichste Ansehen hatte. Er wollte also zur Zeit noch etwas versuchen, um sich von der bevorstehenden Gefahr zu befreyen, und theilte sein Heer in drey Colonnen, deren erste aus der Cavallerie, die zweyte aus der Infanterie, und die dritte aus der Reuterey und Infanterie bestand. Die erste kommandirte der Admiral, die zweyte der Herr von Andelot, und die letzte der Prinz. Bey anbrechender Nacht verließen sie ihr Lager bey La Ferte-Alais, und marschirten in großer Stille und mit Geschwindigkeit, um in der Mitte der Nacht das feindliche Lager anzugreifen. Das Schicksal vereitelte aber ihr Vorhaben: denn obschon sie einen geraden und durch das flache Feld offenen Weg vor sich hatten, so verirrten sich doch die Wegweiser, welche die erste Colonne führten, entweder aus Untreue, oder aus Furcht und Unwissenheit so sehr, daß sie sich beym Anbruche des Morgens nur wenig mehr als eine Meile von dem Orte, von welchem sie den Abend

Jahr 1562.

Jahr vorher abmarschirt waren, und noch zwey starke Meilen von
1562. dem königlichen Lager entfernt befanden. Da sie die Noth zwang, jedes gefährliche Unternehmen zu wagen, so gaben sie ihr Vorhaben nicht auf, sondern beschlossen, es mit der nähmlichen Ordnung beym hellen Tage auszuführen. Schon hatte aber der Herr von D'Anville, welcher mit der leichten Reuterey die Fronte des königlichen Lagers machte, die Nachricht ihres Anmarsches durch seine Kundschafter erhalten, und dem ganzen Lager durch drey Canonenschüsse die Nachricht davon gegeben, worauf sogleich die Soldaten und die Edelleute zu ihren Fahnen eilten; er besetzte in der größten Schnelligkeit die Hauptstrasse, damit dem Heere Zeit verschafft würde, sich in Schlachtordnung zu stellen; theilte seine Reuterey in kleine Haufen, und fing ein starkes Scharmützel mit den ersten Reihen der Hugonotten an, wodurch ihr Marsch langsamer, und in der Hitze des Gefechtes gedrängter wurde, um nicht im Angesichte ihrer Feinde in Unordnung zu gerathen. Der König von Navarra gewann also mehr Zeit, seine Truppen zu sammeln, und sie gehörig in Schlachtordnung zu stellen. Da das Heer des Prinzen immer vorwärts rückte, und der König von Navarra sein Heer auf der Ebene ausdehnte, und das Lager im Rücken hatte, so standen endlich um die Mittagsstunde beyde Heere sich im Gesichte, zwischen welchen kein anderes Hinderniß als eine kleine Ebene sich befand. Obschon beyde Theile mit dem größesten Getöse aus der Artillerie auf einander feuerten, so wollte aber doch keiner die Schlacht beginnen, und man konnte sehr augenscheinlich die Abneigung der Feldherren beyder Armeen vor derselben bemerken. Der Prinz, welcher das Lager der Katholischen unvermuthet hatte überfallen wollen, ehe sie sich versammeln, oder in Schlachtordnung hätten stellen können, hielt dafür, da er sie in so guter Ordnung sah, daß sein frisch zusammen gebrachtes Volk es den Veteranen der

königlichen Infanterie nicht gleichthun könne; er war also geneigter zum Rückzuge, als sich zu schlagen. Der König von Navarra hingegen wußte, daß er in wenig Tagen eine Verstärkung erhalten werde, und wollte nicht in der Abwesenheit der übrigen katholischen Hauptleute Alles auf das Spiel einer ungewissen Schlacht setzen. Nachdem beyde Heere länger als drey Stunden an dem nähmlichen Orte in Schlachtordnung gestanden hatten, so zog sich der Prinz von Condé etwas über eine Meile zurück, und nahm sein Lager bey Lorges, einer kleinen Stadt in Beausse; der König von Navarra führte aber seine Armee in besserer Ordnung in das vorige Lager zurück, in welchem der Connetabel und der Herzog von Guise noch den nähmlichen Abend in aller Eile ankamen. Die Posten wurden an allen gelegenen Orten verstärkt, und rund um das Lager große Holzstöße aufgerichtet, welche die dazu bestellten Leute anzünden sollten, damit, wenn die Feinde des Nachts einen Angriff wagen würden, sich die Soldaten bey der Erleuchtung in größerer Ordnung versammeln, und die Artillerie besser bedient werden könnte. Jahr 1562.

Prinz von Condé, welcher von diesen Anordnungen Nachricht erhalten hatte, und nicht mehr hoffte, die Feinde unvermuthet überfallen zu können, hob sein Lager bey Lorges, in welchem er drey Tage lang gestanden, den 3. July Morgens auf, und machte sich mit seinem ganzen Heere auf den Marsch, um Beaugency, eine mit Ringmauern versehene und große Stadt einzunehmen, um sein Volk, welches größten Theils an Geld Mangel litt, und mit Lebensmitteln sehr schlecht versehen war, mit der Beute derselben aufzumuntern nnd zu versorgen. Es war dieß auch kein schweres Unternehmen: denn sobald er mit vier aufgeführten Kanonen eine Öffnung in die Mauern hatte schießen, und von einer anderen Seite das Regiment von Provence mit der Haue, dem gewissesten Kennzeichen der Zerstörung, Sturm

Jahr laufen lassen, so wurde diese Stadt den nähmlichen Tag er-
1562. obert, geplündert, und unter den Einwohnern ein großes Bluthad angerichtet. Während die Hugonotten Beaugency belagerten, kamen in dem königlichen Heere zehn Standarten deutsche Reuterey unter der Anführung des Rheingrafen, und siebentausend Schweitzer unter jener des Hauptmanns Fröhlich, eines erfahrenen und wegen seiner Tapferkeit bey seiner Nation im größten Ruhme stehenden Mannes, an. Durch diese Verstärkung ermuntert, kamen die katholischen Feldherren mit einander überein, das feindliche Heer anzugreifen; der Prinz von Condé, welcher die Ankunft der fremden Völker erfahren hatte, ließ die Ringmauern von Beaugency niederreißen, damit nicht die Katholischen diese Stadt zu ihrem Vortheile besetzen könnten, zog sich in der größten Stille mit seinem Heere nach Orleans zurück, und verließ das freye Feld, ohne irgend eine andere Unternehmung zu wagen. Es war nicht länger mehr möglich, das ganze Heer in Orleans eingeschlossen und beysammen zu halten, theils, weil es an Geld mangelte, um den Truppen den Sold auszuzahlen, theils, weil der Adel, welcher freywillig diente, alles Mitgebrachte verzehrt hatte, und sich selbst nicht länger verköstten konnte. Aus dieser Ursache wurde ein Kriegsrath gehalten, in welchem die Häupter der Hugonotten beschlossen, diese äußerste Noth in ein bequemes Hülfsmittel zu verwandeln. Da sie dem Heere des Königs weder die Spitze biethen, noch Alle innerhalb den Mauern der Stadt eingeschlossen bleiben konnten, so faßten sie den Entschluß, sich in verschiedene Plätze zu vertheilen, und jene Städte und Festungen zu vertheidigen, welche sie auch in anderen Gegenden des Reiches besaßen, und sich so lange in denselben zu behaupten, bis sie von ihren Freunden und Verbündeten so viele Hülfsvölker erhielten, daß sie von neuem auf dem freyen Felde ihren Feinden sich entgegen

stellen könnten. Sie gründeten ihre Hoffnungen auf die pro- Jahr
testantischen Fürsten Deutschlands und die Königinn Elisa- 1562.
beth von England, welche nicht nur allein dem nähmlichen Glauben anhing, sondern auch wünschte, sich in die Angelegenheiten Frankreichs nach der alten Politik ihrer Nation zu mischen, und einen Fuß in dieses Reich zu setzen; Elisabeth legte ihnen aber sehr harte und schwere Bedingnisse vor, ohne welche sie denselben alle Hülfe versagte: sie erboth sich, die Verbündeten in ihren Schutz zu nehmen, ihnen acht tausend Mann Infanterie mit einer beträchtlichen Artillerie nach Frankreich zu Hülfe zu schicken, sie auf ihre eigene Kosten bis zum Ausgange des Krieges zu unterhalten, und zugleich mit ihrer Flotte die Küsten von Bretagne und der Normandie zu beunruhigen, und der Macht des Königs eine Diversion zu machen, und sie zu zertheilen; sie verlangte aber von den Verbündeten im Gegentheile, daß sie versprechen, sie wieder in den Besitz von Calais zu setzen, einem der festesten Plätze in der Pikardie, welchen die Könige von England, ihre Vorfahren, so lange Jahre inne gehabt hätten, und vom Herzog von Guise unter Heinrich II. wieder erobert worden war. Da die Hugonotten nicht Meister dieser Stadt waren, so begehrte sie, daß dieselben einstweil Havre de Grace, eine Festung und ein Seehafen in der Normandie von geringerer Beträchtlichkeit, ihr überlieferten, und englische Besatzungen in Dieppe und Rouen einnehmen. Viele hielten diese Bedingnisse für unerträglich, und waren der Meynung, daß man der dringenden Noth ungeachtet in dieselben nicht einwilligen dürfe; sie sahen die Schande und den öffentlichen Haß voraus, welchen sie sich zuziehen würden, wenn sie sich, zu Werkzeugen der Zerstückelung des Reiches und der Trennung so wichtiger Plätze von demselben, gebrauchen ließen, und den grausamsten und unversöhnlichsten Feinden der französischen Nation den Eingang in dasselbe eröffneten. Aber die

Jahr 1562. Prediger, welche in allen Berathschlagungen das größeste Gewicht und Ansehen hatten, und gleichsam wie Orakel verehrt wurden, behaupteten, daß man diese irdische Dinge nicht so hoch schätzen müsse, da es um die göttliche Lehre und die Verbreitung des Wortes Gottes zu thun sey; man müsse also jede andere Betrachtung auf die Seite setzen, wenn nur die Religion vertheidigt, und die Gewissensfreyheit befestigt würde. Diesen Gründen gaben der Prinz und der Admiral ihren Beyfall, weil sie dem Herrschen nicht entsagen wollten, und durch die üble Lage ihrer Umstände sich gezwungen fühlten, die Unternehmung fortzusetzen. Sie überwogen durch ihr Ansehen die Einwürfe und Widerreden der Anderen, und brachten es nach vielen Berathschlagungen endlich zum Schlusse, in die Bedingnisse der Königinn von England einzuwilligen. In dieser Absicht schickten sie eilends den Herrn von Briquemeaut und den neuen Stiftshauptmann von Chartres mit der Vollmacht des Prinzen und der Verbündeten nach England, um den Vertrag abzuschließen. Der Herr von Andelot und der Prinz von Porçien gingen mit dem größten Theile des Geldes, welches man zusammenbringen konnte, nach Deutschland, um Truppen zu werben. Der Graf von Rochefoucault begab sich nach Angouleme, der Graf von Montgommery nach der Normondie; der Herr von Soubise nach Lyon, der Prinz, der Admiral, Genlis, und Bouchavanes blieben zurück, um Orleans und die benachbarten Plätze zu vertheidigen. Viele der Verbündeten, welche über die schändlichen mit England einzugehenden Bedingnisse aufgebracht wurden, verließen die Partey der Hugonotten, unter welchen der Herr von Pienne zu dem königlichen Heere überging, und der Herr von Morvilliers, der vom Prinzen zum Gouverneur von Rouen war gemacht worden, legte seine Stelle nieder, und begab sich auf seine Gü-

ter, um sich nicht in der Nothwendigkeit zu sehen, in diese Jahr 1562.
so wichtige Stadt eine englische Besatzung einzunehmen.

Indeß sich die Hugonotten durch solche Auskunftsmittel Hülfe zu verschaffen suchten, beschlossen die Feldherren des Königs, Orleans, als den Hauptplatz und den Sitz des ganzen Krieges zu belagern; sie sahen aber voraus, weil sie mit Allem hinlänglich versehen war, daß diese Stadt schwer zu erobern seyn, und tapfer vertheidigt werden würde. Sie kamen also überein, alle sie umgebende Plätze zu besetzen, um derselben alle Hülfe abzuschneiden, sie besser einzuschließen, und mit Sturm erobern zu können. Sie verließen den 11. July ihr Lager; der Herzog von Guise führte die Avantgarde, und der König von Navarra das Treffen; während beyde Parteyen erwarteten, daß sie sich vor Orleans setzen würden, ließen sie die Stadt rechter Hand liegen, marschirten siebenzehn Meilen weiter vorwärts, und griffen unvermuthet Blois an. Obschon sie sehr volkreich und mit einem der schönsten Schlösser geziert ist, welches zum Aufenthalte der Könige in dieser Gegend gedienet, und gleichfalls an der Loire liegt, so war sie doch nicht so befestigt, daß sie hoffen konnte, eine lange Belagerung auszuhalten. Sobald die darin liegende Besatzung die aufgepflanzten Kanonen sah, so gerieth sie wegen der drohenden Gefahr in die Furcht, und suchte sich über die Brücke der Stadt durch die Flucht zu retten. Ungeachtet dieß dem Herzog von Guise bekannt war, welcher sich mit der Avantgarde den Mauern genähert hatte, so dachte er doch mehr auf die Einnahme der Stadt, als auf die Verfolgung der Flüchtigen, und ließ einige Compagnien Infanterie, während die Bürger Deputirte abschickten, um zu capituliren, Sturm laufen, welche durch die von einigen Kanonenschüssen gemachte Öffnung der Mauer ohne Widerstand in die Stadt drangen, und dieselbe, durch die Nachsicht ihrer Feldherren, in der Hitze ihres kriegerischen Mu-

Jahr 1562. thes plünderten. Von Blois marschirte das Heer nach Tours, einer viel älteren, ansehnlicheren und volkreicheren Stadt, in welcher die reformirte Religion zuerst Wurzel faßte, und die Anhänger derselben den Nahmen Hugonotten erhielten. Die Einwohner, welche sich in den ersten Tagen entschlossen gezeigt hatten, sich auf's äußerste zu wehren, jagten diejenigen freywillig fort, welche die Vertheidigung der Stadt über sich genommen hatten, als sie die Laufgräben eröffnet, und die Artillerie aufgeführt sahen, und übergaben sich mit der Bedingniß, daß sie an Leib und Gütern verschont würden, welches man ihnen auch hielt. Zur nähmlichen Zeit wendete sich der Marschall von St. Andre mit der Arriergarde auf einem anderen Wege nach Poitiers, um diese gleichfalls durch Alterthum berühmte, große und weitläufige Stadt zu belagern. Die Katholischen hofften, wenig Widerstand zu finden, die Belagerung hatte aber größere Schwierigkeiten, als sie Anfangs glaubten. Nachdem der Marschall sie zwey Tage lang beschossen hatte, und einen Sturm wagte, mehr, um die Standhaftigkeit der Belagerten auf die Probe zu setzen, als in der Hoffnung, die Stadt zu erobern, so erklärte sich auf einmahl das Schloß, welches bis auf diese Stunde der Partey der Hugonotten angehangen, für die Katholischen dadurch, daß es seine Kanonen auf diejenigen richtete, welche hinter den Mauern bereit standen, die Sturmlaufenden zu empfangen. Diese so schnelle und unvermuthete Veränderung benahm den Belagerten allen Muth, welche in der allgemeinen Bestürzung nicht wußten, was für einen Entschluß sie fassen sollten, und ließen wie betäubt den Feinden den freyen Eingang durch die Bresche, welche nun ohne allen Widerstand wüthend in die Stadt stürzten, dieselbe nach dem Beyspiele von Blois plünderten, und ein großes Blutbad unter den Einwohnern anrichteten.

Die Katholischen hatten nun in wenigen Tagen die Städ- Jahr
te erobert, welche von der Seite von Poitou und Touraine 1562.
Orleans im Rücken deckten und unterstützten, und dieser Stadt alle Wege abgeschnitten, aus Guienne, Gascogne, und allen anderen an der Loire liegenden Plätzen Hülfe zu erhalten; es blieb ihnen also noch übrig, wieder zurück zu kehren, und auf der andern Seite Bourges einzunehmen, um auch von dieser Gegend den Hülfsvölkern aus Auvergne, dem Lyonischen, und den übrigen an den Delphinat gränzenden Provinzen den Weg zu verlegen.

Bourges ist zwanzig Meilen von Orleans entfernt, eine der größeren, durch den sehr ansehnlichen Wollenhandel und den außerordentlichen Zusammenfluß der Fremden und Studirenden volkreichsten Städte Frankreichs, und der Sitz einer Universität, auf welcher vorzüglich das Studium der Rechte blühet 3). Gleich im Anfange hatten sich die Hugonotten derselben bemächtiget, und sie als den wichtigsten Platz für den Handel mit den von ihnen am meisten abhängigen Provinzen stark befestigt. Wegen der voraus gesehenen Belagerung hatte sich der Herr von Jvoy, ein Bruder des Genlis, mit zwey tausend Mann Französischer Infanterie und vier Schwadronen Kavallerie in dieselbe geworfen; man glaubte, daß diese Besatzung wegen der Tapferkeit und dem Rufe ihres Hauptmanns hinlänglich seyn würde, einen langen Widerstand zu leisten. Als das königliche Heer den zehnten August vor der Stadt angelangt war, so bezeigten auch

---

3) Die Stadt Bourges, obschon von großem Umfange, ist nicht mehr so volkreich wie ehemahls; auch hat der Handel durch die Indolenz der Einwohner, wie Piganiol de la Force sagt, sehr abgenommen. Soll man dieß nicht den bürgerlichen Kriegen und den ausgewanderten Hugonotten zuschreiben können?

Jahr 1562. wirklich die Belagerten einen solchen Muth, und ein solches Vertrauen auf ihre Kräfte, daß sie nicht nur allein die Ringmauern unerschrocken vertheidigten, sondern auch unaufhörlich Tag und Nacht Ausfälle machten, und das Lager mit schweren Scharmützeln beunruhigten, in deren Einem sie bis an die Laufgräben drangen, und fünf Hauptleute, viele Edelleute und Gemeinen niedermachten, aber ihr Vorhaben, einen großen Schaden anzurichten, nicht ausführen konnten. Der General der Infanterie, Herr von Randon, wurde sehr schwer verwundet, welcher in Kurzem darauf starb. Während diesem machte der Admiral aus Orleans öftere Streifzüge mit seiner Reuterey in dem ganzen umliegenden Lande; und da er Nachricht erhalten hatte, daß viele Artillerie und Munition von Paris nach dem königlichen Lager geführt werde, so griff er die Transporte nächtlicher Weile in den Vorstädten von Chateau-Dün an, wo er nach einem langen Widerstande vier Compagnien in die Flucht schlug, welche sie konvoyirten, das schwere Geschütz zerschlug, die Lavetten verbrannte, und viele der kleineren Stücke so wie alle jene Munition nach Orleans zurück brachte, welche vor dem Brande und der Plünderung der Soldaten hatten gerettet werden können. Da der Herzog von Guise auf die Beschleunigung der Eroberung sehr drang, und man mit den Laufgräben weiter vorwärts gekommen war, die Mauern beschießen zu können, und durch Minen viele von den Hugonotten an den schwächsten Plätzen aufgeführte Basteyen in die Luft gesprengt hatte, so gab der Herr von Ivoy, welcher dem auf ihn gesetzten Vertrauen nicht entsprach, den ihm von den königlichen Feldherren gemachten Anträgen zur Übergabe Gehör, begab sich mit freyem Geleite zum Herzoge von Nemours zur Unterhandlung, und kam mit demselben überein, sich den letzten August auf die Bedingniß zu ergeben, daß er und alle jene, welche sich in

der Stadt befänden, Verzeihung wegen dem Verflossenen erhielten, und den Soldaten ein freyer Abzug zugestanden werden sollte; sie mußten sich aber verbinden, weder gegen den König, noch zum Vortheile der Hugonotten zu dienen; übrigens wurde der Stadt zugesagt, daß sie von der Plünderung verschont bleiben, und die Gewissensfreyheit nach Inhalt des Edictes vom Juny ferner genießen sollte. Nach dieser Kapitulation konnte Ivoy den Haß und die Verwünschungen derjenigen nicht länger mehr ertragen, welche alle Schuld auf ihn schoben; er begab sich also in seine Heimath zurück, so wie zwey andere sehr tapfere Hauptleute in den Dienst des Königs übergingen. Jahr 1562.

Drittes Kapitel.

Der König erscheint im Parlamente zu Paris, hält ein Lit de Justice, in welchem die Häupter der Hugonotten als Rebellen, und ihre Güter dem Fiskus heimgefallen erklärt werden. Des Prinzen von Condé geschieht keine Erwähnung. Die Königinn-Mutter schiebt die Belagerung von Orleans auf, und beginnt jene von Rouen, um die Engländer aus dem Reiche zu vertreiben. Schwierigkeiten derselben. Der König von Navarra wird bey der Recognoscirung durch einen Büchsenschuß tödtlich verwundet. Rouen wird durch die Nachlässigkeit der Hugonotten mit Sturm erobert, und geplündert. Tod des Königs von Navarra. Charakter desselben. D'Andelot, welcher Hülfsvölker aus Deutschland bringt, vereinigt sich nach einem geschickten Marsche mit dem Prinzen von Condé, welcher einen unglücklichen Versuch auf Paris macht. Das Heer der Hugonotten marschirt eilends nach der Normandie, und wird von den katholichen bey Dreux unvermuthet eingehohlt. Schlacht bey Dreux, wo die Hugonotten geschlagen werden. Der Admiral zieht sich mit der Reuterey und dem Reste des Heeres nach Neuville zurück. Kritische Lage desselben. Ein Theil der Hugonotten wirft sich in Orleans, und der Andere geht unter der Anführung des Admirals nach der Normandie, um die Englischen Hülfsvölker an sich zu ziehen. Der Herzog von Guise belagert Orleans, und wird durch Poltrot ermordet. Frieden und Übergabe der Stadt Orleans.

Jahr 1562. Das politische System der Regierung hatte während dieser Zeit eine ganz entgegen gesetzte Wendung genommen. Der Entschluß der Häupter der Hugonotten war nun allgemein ruch-

bar geworden, nicht nur allein fremde Kriegsheere in's Reich zu bringen, zu welchem Endzwecke sie ihre vornehmsten Hauptleute nach Deutschland geschickt hatten, sondern auch Havre de Grace, Dieppe und Rouen, so wichtige Gränzfestungen den Engländern in die Hände zu spielen, welche allezeit die bittersten Feinde der Krone gewesen waren, wodurch sie sich den allgemeinen Haß zuzogen. Die Königinn-Mutter selbst, welche sich bis jetzt bestrebte, den Frieden herzustellen, und mehrmahls diese Partey zur Erhaltung des Gleichgewichts entgegen gesetzt hatte, weil sie sich nie hatte vorstellen können, daß sich dieselben zu solchen verderblichen Entschlüssen würden hinreißen lassen, war nun voll unglaublichen Hasses, und in der größten Furcht, die Engländer möchten diese Plätze einnehmen, und sich in denselben befestigen; sie faßte also den Entschluß, sich mit der katholischen Partey ganz aufrichtig zu verbinden, und die Hugonotten auf's nachdrücklichste zu bekriegen: dadurch wollte sie der Welt klar zeigen, daß sie in keinem Verständnisse mit den Hugonotten stehe, wie es durch das Gerücht Anfangs ausgebreitet worden. Sie hielt es für einen doppelten Verlust und eine doppelte Scham, daß die von ihrem seligen Gemahle siegreich aus Frankreich verjagten Engländer in dasselbe zur Zeit ihrer Regentschaft wieder zurückkehren, und festen Fuß fassen sollten. Sie entbrannte von einem so unversöhnlichen Hasse gegen die Hugonotten, und gerieth in eine solche Angst, daß sie nicht ruhen und rasten konnte, und aus eigenem Antriebe sich entschloß, der Fortsetzung des Krieges keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen, noch denselben in die Länge zu ziehen, sondern die Unterdrückung der Hugonotten aus allen Kräften zu betreiben. Das Vorspiel ihrer Operationen war die feyerliche Erscheinung des Königs in dem Parlamentshofe zu Paris, in welchem der Großkanzler die heftigsten Jahr 1562.

Jahr 1562. Klagen über die Verwegenheit jener Unterthanen erhob, welche nicht nur allein in Frankreich herumschweiften, und dasselbe plünderten, sondern sich auch die Ausübung der königlichen Gewalt gänzlich anmaßten; sie hätten sich auf eine treulose Art zusammen verschworen, die Engländer und die Deutschen in das Reich zu bringen, um dasselbe zu Grunde zu richten. Sie ließ den Kaspar von Coligni, ehemahligen Admiral von Frankreich, Franzen von Andelot, und Odo'n von Chatillon dessen Brüder, und nahmentlich alle angesehene Personen dieser Partey als Rebellen, und aller ihrer Würden, Ämter, selbst ihres Adels, Vermögens und ihrer Güter verlustig und dem Fiskus heimgefallen erklären. Die Hugonotten, welche auf die ausschweifendste Art die Städte und das platte Land plünderten, die Kirchen zerstörten, die Klöster niederrissen, Alles mit Mord und Raub erfüllten, und sich nun aller Duldung verlustig gemacht hätten, sollten ebenfalls für offenbare Feinde des Königs und der Krone erklärt, und dem Volke erlaubt werden, sich durch Sturmläuten gegen sie zu versammeln, sie niederzumachen, oder gefangen zu nehmen, und sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Von dem Prinzen von Condé geschah nicht die geringste Meldung, wodurch das so wohl mündliche als schriftliche Gerücht sich verbreitete, als werde derselbe durch die Gewaltthätigkeit seiner Partey wider seinen Willen bey dem Heere gefangen gehalten, (ein feiner Kunstgriff, welchen die Hugonotten zuerst gebraucht), welche in seinem Nahmen alles dasjenige ausführte, mit dem er nichts weniger als einverstanden sey. Hernach beklagte sich die Königinn öffentlich: die Hugonotten mißbrauchten ihre Milde, welche sie durch die Unterstützung und mehrmahlige Begünstigung derselben an den Tag gelegt habe. Um sich nun als die heftigste Feindinn derselben zu zeigen, und, es möge kosten was es wolle, die fremden Völker aus dem Reiche zu verjagen, so

begab sie sich mit dem Könige zu dem Heere bey Bourges, ritt mit männlichem Muthe durch das Lager, obschon es dem Kanonenfeuer der Stadt sehr ausgesetzt war, und flößte mit einer besonderen Standhaftigkeit den Gemeinen und den Hauptleuten zur Vollendung der Arbeiten Muth ein. Als Bourges eingenommen, und der Stadt Orleans alle Wege zur Hülfe abgeschnitten waren, so wollten die Feldherren ohne Aufschub die Belagerung anfangen; die Königinn war aber der Meinung, daß es besser sey, zuerst Rouen wegzunehmen, eine so ansehnliche, große und vorzüglich so gelegene Stadt, um in das Innere von Frankreich einzudringen, ehe sie die Engländer mit stärkern Festungswerken versehen würden, als sie jetzt habe, da die Verbindung der Hugonotten mit der Königinn Elisabeth zu Stande gebracht, die Engländer über die See gekommen seyen, Havre de Grace im Besitze, und schon Besatzungen in die Städte Dieppe und Rouen gelegt hätten. Der königliche Staatsrath war in seinen Meinungen getrennt; Viele hielten es für zuträglicher, zuerst Orleans zu erobern, und mit einem Mahle die beyden Häupter der Hugonottischen Partey, welche sich in dieser Stadt befänden, zu unterdrücken; das Übrige wäre alsdann viel leichter und geschwinder auszuführen, wenn der Hauptsitz des Krieges zerstört seyn würde. Der König von Navarra, und die Regentinn, welche auf nichts Anderes sannen, als die Engländer aus dem Reiche zu verjagen, behaupteten, daß nach der Eroberung von Rouen und der Aufhebung der Englischen Hülfsvölker die Eroberung von Orleans viel leichter zu bewerkstelligen seyn würde, welche sie jetzt für ein äußerst schweres und in die Länge sich ziehendes Unternehmen hielten, da während dieser Zeit die Engländer die beste Gelegenheit hätten, sich in ihren Besitzungen zu befestigen, und der ganzen Normandie zu bemeistern, in welcher der Herzog von Aumale nicht stark genug sey, Jahr 1562.

Jahr 1562. ihren Unternehmungen Widerstand zu leisten. Diese Meinung behielt am Ende durch die Königinn-Mutter die Oberhand, und es wurde beschlossen, das Werk zu beginnen.

Die Stadt Rouen hat eine vortreffliche, aber keine angenehme Lage. Die Seine, welche in den Gebirgen von Burgund entspringt, und sich durch die Ebenen von Isle de France ausdehnt, wird nach der Vereinigung mit der Marmotte, gemeiniglich die Marne genannt, und durch die Gewässer vieler anderer kleinen Flüsse von beträchtlicher Tiefe, und schiffbar, bespühlt und scheidet Paris in zwey Theile, strömt hernach mit größerer Heftigkeit mitten durch die Normandie, und ergießt sich aus ihrem breiten Bette in den Ocean, welcher durch die Ebbe und Fluth einen See bildet, und den Fluß für die größten Schiffe gangbar macht. Auf der rechten Seite der Mündung liegt, England gegenüber, Havre de Grace, ein sicherer und geräumiger Hafen, welcher auf moderne Art befestigt, und von Franz I. in eine Stadt verwandelt worden ist, um als eine Vormauer gegen die Einfälle der Engländer zu dienen. Halbweges zwischen Havre de Grace und Paris, nahe an dem Orte, wo der Strom sein Wasser mit dem Salze des Meeres zu vermischen anfängt, und ungefähr in einer Entfernung von zwey und zwanzig Meilen vom Meere liegt Rouen, eine durch den Handel berühmte, mit allem zum Überflusse versehene, reiche und sehr bevölkerte Stadt, welchen sie mit den nördlichen Nationen treibt. Auf der nähmlichen Seite von Havre de Grace läuft eine Erdzunge viele Meilen in's Meer, und bildet eine beträchtliche Halbinsel, welche man das Land von Caux nennt, an deren äußersten Spitze Dieppe, gerade der Mündung der Themse über, liegt. Aller dieser Plätze hatten sich die Engländer bemeistert; von hieraus konnten sie in das Herz von Frankreich eindringen, und im Nothfalle von ihrer Flotte unter-

stützt werden. Obschon die Gouverneurs von Dieppe und Rouen aus dem Mittel der Verbündeten erwählt, und Franzosen waren, so konnte doch die Königinn Elisabeth durch die zahlreiche Besatzung, welche sie in diesen Plätzen auf ihre Kosten hielt, dieselben hinlänglich im Zaume halten, und ohne große Schwierigkeit unter ihre Bothmäßigkeit bringen. Jahr 1562.

Der König und die Königinn-Mutter brachen, nach dem Entschlusse, Rouen zu belagern, mit dem Heere auf, welches in vierzehn Abtheilungen bis nach Darnetal, etwas weniger als zwey Meilen von Rouen, marschirte, wo dasselbe den 25. September das Lager bezog. Da die Stadt von der einen Seite durch den Fluß, jenseits welchem allein die Vorstadt St. Severe liegt, und auf der anderen durch den Katharinenberg vertheidigt wird, auf dessen Spitze ein altes, in eine moderne Festung verwandeltes Kloster liegt, so beschlossen die königlichen Feldherren, dieser Betrachtung zu Folge, sich dieses Berges zuerst zu bemeistern; sie hielten es für sehr schwer, die Werke der Stadt beschießen und angreifen zu können, wenn sie nicht zuerst diese Festung eroberten, welche den Zugang von allen Seiten bestreichen konnte. Zu diesem Ende faßte der Oberste der Infanterie, Sebastian von Luxemburg Herr von Martigues, den sieben und zwanzigsten September in der Nacht an dem Fuße des Berges Posto, und besetzte die Hauptstraße, welche nach Paris zieht, und durch ihre hohle Form, einem Laufgraben ähnlich, vor dem Kanonenfeuer der Festung schützte. Graf von Montgommery, Gouverneur der Stadt, in welcher zwey tausend Mann Englischer, und tausend zwey hundert Mann Französischer Infanterie, vier Escadronen Reuterey, und mehr als hundert Edelleute lagen, ohne die große Anzahl von Bürgern zu rechnen, hatte vorher gesehen, daß die königlichen Feldherren zuerst sich der äußeren Ver-

Jahr 1562. theidigungswerke bemeistern müßten, und nebst den alten Festungswerken auf der Spitze des Berges in der Mitte desselben einen Halbmond von Erde aufführen lassen, welcher nicht nur allein von vorn gegen das Feld zu die Ersteigung der Festung verhindern, sondern auch die Stadt im Rücken desselben bestreichen, und das königliche Heer in die Nothwendigkeit setzen sollte, viele Zeit zu verlieren, und vieles Volk aufzuopfern. Die Wirkung entsprach auch ganz seiner Absicht; denn obschon der Herr von Martigues zwischen der Festung und dem Halbmonde ganz schräg die Laufgräben eröffnete, und einen guten Fortgang hatte, so war doch die Arbeit mit großen Schwierigkeiten verbunden; je weiter er vorrückte, desto mehr war er der Artillerie und dem Büchsenfeuer der Festung ausgesetzt, und litt großen Verlust. Zu dieser Hauptschwierigkeit kam noch die Jahreszeit, welche im Anfange des Herbstes in den dortigen Gegenden, wie gewöhnlich, so regnicht ist, daß die Gewässer in der Tiefe, wo das Lager stand, unaufhörlich von dem Berge hinab strömmten, und nicht wenig die Belagerer in ihren Arbeiten hinderten. Die starken Ausfälle, welche die Hugonotten Tag und Nacht machten, wurden zwar muthig zurück geschlagen, setzten aber doch das ganze Heer, sowohl die Cavallerie als die in den Laufgräben arbeitende Infanterie in eine solche Bewegung und Gefahr, daß die Belagerung sehr oft dadurch unterbrochen und aufgehalten wurde; diese so großen Hindernisse würden dieselbe in die Länge gezogen, und einen gefährlichen Ausgang zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Nachläßigkeit oder der Übermuth der Belagerten die Eroberung erleichtert, und sehr abgekürzt hätte.

Der Herr von Villars, welcher mit seinem Regimente die Laufgräben deckte, bemerkte, daß zur Mittagsstunde die Vertheidiger in den Werken sehr selten, und auch auf den

Ravelins nicht mehr in so starker Anzahl, wie zu anderen Stunden erschienen; er rief also einen Normänder, der Hauptmann Ludwig genannt, zu sich, welcher zwey Tage vorher in einem Ausfalle von den Königlichen war gefangen genommen worden, und befragte ihn auf eine listige Art, warum die Hugonotten zu gewissen Stunden des Tages in so geringer Anzahl sich zeigten? Dieser verhehlte ihm die Wahrheit nicht, ohne weiter über die Wichtigkeit dieser Sache nachzudenken, und erzählte ihm: die Belagerten fürchteten sich so wenig, und verachteten so sehr die Belagerer, daß sie sich in großer Anzahl, größten Theils um die Mittagsstunde, weg begäben, um sich zu belustigen, und mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen. Villars sah nun ein, wie leicht es sey, die Festung zu überrumpeln, und berichtete dieß an den Herzog von Guise und den Connetabel, welche diese schöne Gelegenheit begierig ergriffen, die Sturmleitern ganz in Stille bereiten ließen, und den Befehl gaben, zur Stunde, wann die Belagerten in geringer Anzahl erschienen, die Festung des Katharinenberges, so wie zur nähmlichen Zeit den halben Mond zu stürmen, damit die Feinde mehr getheilt würden. Martigues, welcher das Commando des Sturmes über sich nahm, beorderte den nähmlichen Villars, den Katharinenberg, und den Herrn von St. Colombe, den Halbmond zu gleicher Zeit anzugreifen. Sobald Alles in der Stille in Ordnung gebracht war, gab er durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Angriff. Villars, welcher sehr geschwind mit den Seinigen die Anhöhe des Berges erstieg, hatte schon vorher die Sturmleitern an die Mauern der Festung anlegen lassen, damit die Belagerten weder durch Artillerie- noch Büchsenfeuer sie zurück treiben könnten, welche nichts desto weniger, obschon in geringer Anzahl, den Angriff muthig empfingen. Das Gefecht mit dem kurzen Gewehre war blutig und hart-

Jahr 1562.

Jahr 1562. näckig, in welchem, wie gewöhnlich, die Ersten und Tapfersten fielen, und die Belagerten im Ganzen geschwächt wurden. Da Villars immer frische Truppen erhielt, und Herr von Martigues ihn unterstützte, so neigte sich nach und nach der Sieg auf seine Seite; und ungeachtet er mit einer Pike in's Gesicht, und durch einen Büchsenschuß in die linke Seite war verwundet worden, so verließ er doch nicht das Gefecht, und pflanzte endlich die königliche Fahne auf den Hauptthurm des Kastells. Auf dieses Zeichen eilten zwey Bataillions Infanterie herbey, welche schon vom Anfange bereit standen, ihn zu unterstützen, und bemächtigten sich in Zeit einer Stunde der ganzen Festung, ehe noch die Belagerten aus der Stadt und von ihren Kammeraden Hülfe erhalten konnten.

Eben so glücklich ging der Angriff auf den Halbmond von Statten, welcher mit gleicher Geschwindigkeit, aber doch mit vielem Blutvergießen, von den Katholischen erobert wurde. Die Vertheidiger, welche sich nicht zurückziehen konnten, blieben Alle, tapfer kämpfend bis auf den letzten Mann, auf dem Platze. Nach der Einnahme des Katharinenberges blieb im Umkreise der Stadt von der Landseite nichts als die mit Ringmauern versehene und in Vertheidigungsstand gesetzte Vorstadt St. Hilaire übrig, in welche die Hugonotten eine starke Besatzung gelegt hatten. Obschon das auf diese Vorstadt gerichtete Artilleriefeuer wegen den Wällen von geringer Wirkung war, so machten doch die katholischen Feldherren einen wüthenden Angriff auf dieselbe, welcher aber wegen der Stärke der Festungswerke und durch die Tapferkeit der Hugonotten abgeschlagen wurde. Aus dieser Ursache veränderten sie ihren Angriff, und ließ zwölf schwere Kanonen mitten auf dem Katharinenberge aufführen, und schossen die Häuser der Vorstadt und die Festungswerke fast ganz in Grund, wobey viele Feinde umkamen. Die Königli-

chen standen schon bereit, den Sturm zu erneuern, als die Be- Jahr
lagerten die noch übrigen Häuser in Brand steckten, und sich 1562.
hinter die bloßen Ringmauern zur Vertheidigung zurück zogen;
da sie aber durch ihre beständigen Ausfälle und die wiederhohl-
ten Angriffe der Belagerer sehr zusammen geschmolzen waren,
so mußte der Graf von Montgommery zum letzten Hülfs-
mittel seine Zuflucht nehmen, und bath die Engländer in
Havre de Grace um schleunige Unterstützung; er hielt dieß
aber für äußerst schwer: denn die königlichen Feldherren hat-
ten Quilleboeuf und Homfleur, zwey in der Mitte zwischen
Rouen und Havre de Grace liegende Plätze, besetzt, und mit
Artillerie versehen, welche den Fluß bestreichen, und allen
Schiffen und kleineren Fahrzeugen, welche mit der Fluth
des Meeres, das in dieser Gegend mit der größesten Heftig-
keit eindringt, nach Rouen zu kommen suchten, den Eingang
verwehren konnten. Die Engländer waren, aller Hindernisse
ungeachtet, entschlossen, Rouen zu Hülfe zu eilen; sie setzten
sich jeder Gefahr aus, schifften in der Nacht den Strom hin-
auf, und entgingen größten Theils den Wirkungen der Kano-
nenschüsse, welche in der Finsterniß auf's Gerathewohl gescha-
hen, und meisten Theils verfehlten. Auf den Rath eines Ita-
lienischen Ingenieurs, Campi, ließen die Katholischen aus
dieser Ursache viele mit Steinen und Sand beladene Schiffe
in die Seine versenken, welche mit Ketten so zusammen ver-
bunden wurden, daß man den feindlichen Schiffen und Ga-
leeren den Durchgang gänzlich versperrte, und nur einige
Barken mit der größesten Gefahr und nicht geringer Schwie-
rigkeit passiren, und mit Überwindung derselben glücklich die
Stadt erreichen konnten. Da diese Hülfsvölker aber unbe-
trächtlich, auf keine andere Art Hülfe zu erwarten war, und
die Lage von Rouen immer kritischer wurde, so beschlossen die
Engländer, alle Kräfte aufzubiethen, und auf kleinen Fahr-
zeugen unter dem stärksten Kanonenfeuer sich durchzuarbeiten;

Jahr 1562. ein Theil derselben ging auf dem Flusse zu Grunde, und der andere kehrte zurück; nichts desto weniger überwanden drey Galeeren und ein Schiff alle Hindernisse, kamen glücklich durch, welche sieben hundert Mann Infanterie, Munition und Geld für die dringendsten Bedürfnisse der Stadt mit sich führten.

Während dieser Zeit litt das katholische Heer, welches in einem tiefen und überschlemmten Grunde stand, durch die immer stärker zunehmenden Herbstregen; die Feldherren aber ließen, des geringen Sukkurses ungeachtet, welcher sich in Rouen geworfen hatte, nicht nach, und betrieben die Belagerung auf's eifrigste, und fingen nun an, die Stadt zwischen dem St. Hilariusthore bis zu jenem von Martinville zu beschießen, wo sie schon mit den Laufgräben weit vorgerückt, und die Contrescarpe geöffnet hatten. Den zweyten Tag hatten sie schon eine solche Bresche in die Mauer des Mittelwalles gemacht, daß man den Sturm beginnen konnte. Schon standen die Regimenter von Sarlebos, Villars, und St. Colombe als die Ersten bereit, als der König von Navarra, welcher in den Laufgräben recognoscirte, durch einen Büchsenschuß in die linke Schulter getroffen das Bein zersplittert, und die Flechsen so zerrißen wurden, daß er jählings wie todt zur Erde stürzte. Wegen diesem Zufalle wurde der Sturm an diesem Tage verschoben, er sogleich in sein Zelt gebracht, und in Gegenwart des Königs, der Regentinn, und der Feldherren auf's sorgfältigste behandelt, und verbunden. Die Ärzte hielten die Wunde für tödtlich, weil die Kugel zu tief eingedrungen war. Während dieser Zeit und einem wegen diesem Vorfalle gehaltenen Kriegsrathe war der Tag schon größten Theils verstrichen: die zum Sturme beorderten Regimenter wurden also zur Bewachung der Laufgräben zurückberufen, und in

den folgenden Tagen die Belagerung eifrig fortgesetzt: denn Jahr
nicht nur allein der Herzog von Guise und der Connetabel, 1562.
welche vom Anfange an in der That das Hauptcommando führten, zeigten ihre Thätigkeit, sondern auch die Königinn-Mutter feuerte durch ihre Gegenwart und durch ihre Anreden den Muth der Soldaten an, welche ein solches anhaltendes Artilleriefeuer machen ließ, daß endlich durch zweytausend Schüsse die Öffnung der Mauer breiter und ebener, und das Zeichen zum Sturm mit Ordnung gegeben wurde, welchen die Hugonotten mit nicht geringerer Tapferkeit empfingen, als ihn die Königlichen angefangen hatten; er dauerte mit großem Verluste von beyden Seiten bis gegen Abend, ohne daß die Katholischen sich der Mauer hatten bemächtigen können. In der Nacht machte die Garnison von Dieppe den Versuch, Hülfsvölker in die Stadt zu werfen, zu welchem Ende der Herr von Corlian mit vierhundert Büchsenjägern in einen Wald vorgerückt war, welcher unter Begünstigung der Dunkelheit die Vorposten und Wachen überlisten, und sich durch das Thor in der unteren Gegend des Flusses in die Stadt gleichsam hinein stehlen wollte; er wurde aber von dem Herrn von D'Anville, welcher mit leichter Reuterey das platte Land durchstreifte, entdeckt, ohne große Mühe geschlagen, und zerstreut. Jede Hoffnung von Hülfe, welche die Belagerten erwarten konnten, war also vereitelt, und dieselben durch das Artilleriefeuer und die Scharmützel mehrere Tage hinter einander so in die Enge getrieben, und zusammen geschmolzen, daß die Katholischen den sechs und zwanzigsten October beym Anbruche des Tages den Sturm wüthend erneuerten, welchem die Belagerten aus Schwäche und Ermattung nicht Widerstand leisten konnten. Der Oberst von St. Colombe, der nähmliche, welcher die Bastey auf dem Berge eingenommen hatte, war der Erste, der durch die Öffnung der Mauer und die Cölestiner-

Jahr 1562. straße quer in die Stadt eindrang, aber tödtlich verwundet auf dem Platze blieb, und in drey Tagen hernach starb. Zur nähmlichen Zeit brachen durch eine andere Öffnung der Mauer die Regimenter von Villars und Sarlebos in die St. Clarastraße ein, obschon sie beym Eingange durch ein Barricade von Fässern lange aufgehalten wurden. Diesen folgte wüthend das ganze Heer, welches unter der Besatzung und den Einwohnern ein großes Blutbad anrichtete, und die Stadt plünderte. In der Hitze wurde keinem Menschen Quartier gegeben, sondern Bewaffnete und Unbewaffnete mußten über die Klinge springen; nur die Kirchen und geheiligte Dinge wurden durch die Vorkehrungen der Feldherren verschnot. Der Graf von Montgommery, welcher Alles verloren, und die Stadt in den Händen der Feinde sah, flüchtete sich auf eine von den Galeeren der Hülfsvölker, in welche er schon vorher seine Frau und Kinder eingeschifft hatte, und rettete sich auf dem Flusse unter Begünstigung der Ebbe des Stroms durch das Artillerie- und künstliche Feuer der Katholischen nach Havre de Grace, und flüchtete von da ohne Zeitverlust nebst dem Herrn von Colombiere und einigen wenigen seiner Vertrauten nach England; alle Übrigen fielen den Siegern in die Hände, und hatten ein verschiedenes Schicksal. Der Hauptmann Crose, welcher den Engländern Havre de Grace überliefert, wurde als ein Rebelle geviertheilt, und einige andere zum Galgen verurtheilt. Viele blieben auf dem Platze, oder wurden von den Soldaten zu Gefangenen gemacht, welche sich hernach loskauften. Zwey Tage lang dauerte die Plünderung der Stadt; den dritten hielt der König mit dem ganzen Parlamente und der Königinn-Mutter durch die Öffnung der Mauern seinen Einzug, welche während der Plünderung alle Edelleute und Bogenschützen abgeschickt hatte, um zu verhindern, daß die in die Kirchen geflüchteten Weiber und Mädchen genothzüchtigt, und der

Mord = und Plünderungswuth des Heeres Einhalt gethan würde, welches hernach aus der Stadt geführt, und in die umliegenden Gegenden einquartiert wurde. Jahr 1562.

Der König von Navarra, welcher den Schmerzen seiner Wunde ganz unterlag, und auch keine Gemüthsruhe hatte, wollte sich, des Widerrathens der Ärzte ungeachtet, nach St. Maur auf der Seine bringen lassen, wo er gewöhnlich in der Einsamkeit die reine Luft zu genießen, und sich an der schönen Gegend zu weiden pflegte. Er ließ sich in Begleitung des Cardinals seines Bruders, des Prinzen von Roche = Sür = Yon, Ludwigs von Gonzaga und einiger wenigen Vertrauten sammt einem Arzte in eine Barke einschiffen, unter welchen einige Katholiken und die Anderen Hugonotten waren. Sie hatten kaum Andely, einige Meilen von Rouen erreicht, als das durch die Bewegung überhand genommene Fieber ihn seiner Sinne beraubte, und derselbe in einer Stunde den Geist aufgab.

Er war ein Fürst von hoher Geburt, von liebenswürdigen Sitten, und schöner Körperbildung. Hätte er zu einer jeden anderen Zeit gelebt, so würde ihn die Geschichte unter die besten Fürsten seines Zeitalters aufgezeichnet haben; aber sein ehrliches und aufrichtiges Gemüth, welches ihm die Natur mitgetheilt, und sein sanfter, Ruhe liebender Geist, mitten unter den Unruhen der bürgerlichen Kriege, hielt ihn immer in Angst und Besorgniß, und machte ihn zweifelhaft und unentschlossen in der Ausführung seiner Entschlüsse selbst. Von der einen Seite wurde er durch das hitzige und heftige Naturell seines Bruders hingerissen, und durch die Partey, in welcher er den ersten Platz behauptete, entflammt; auf der anderen Seite hielt ihn sein Ehrgefühl und seine Neigung zur Eintracht und der Abscheu vor bürgerlicher Zwietracht zurück: daher kam es, daß er in seinen Entschlüssen veränderlich, und in seinen

Jahr 1562. Gedanken unbeständig schien. Anfangs wurde er unter diejenigen gezählt, und auch deßwegen verfolgt, welche die Ruhe des Reiches zu stören suchten; nachher erschien er als das Haupt der Gegenpartey, und verfolgte ebenfalls auf das Bitterste diejenigen, welche sich empört hatten. In der Religion gab er bald den Überredungen seiner Gemahlinn Gehör, und neigte sich, durch Beza's Predigten, zur Partey der Calvinisten; bald ließ er sich durch den allgemeinen Strom und die Beredsamkeit des Cardinals von Lothringen zur katholischen Religion hinreißen; er verlor größten Theils das Vertrauen beyder Parteyen, und hinterließ einen sehr zweydeutigen Ruf über seine Religion. Viele hatten dafür, daß er Calvins Lehre, oder vielmehr der Augsburgischen Confession innerlich zugethan gewesen sey, aber nichtsdestoweniger diese Partey aus einem tief verborgenen Ehrgeitze verlassen habe, weil der Prinz, sein Bruder, durch die Größe seines Geistes und seine natürliche Entschlossenheit in einem viel größeren Ansehen bey seinen Anhängern stand; er habe also lieber der Erste bey den Katholiken, als der Zweyte bey den Hugonotten seyn wollen. Er starb in einem Alter von zwey und vierzig Jahren, zu einer Zeit, wo die Vernunft ihre Reife zu erlangen pflegt; hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht eine günstigere Meinung von sich erregt haben, als man gewöhnlich von ihm hegte. Nach seinem Tode blieb die Königinn Johanna in dem Besitze ihres Titels, ihrer Ansprüche, und der Überbleibsel des Königreichs von Navarra, und hielt sich in Gesellschaft ihrer Kinder, des neunjährigen Prinzen Heinrich von Bearn, und der Prinzessinn Katharina, welche erst seit kurzem das Licht der Welt erblickt hatte, zu Pau und Nerac auf. Die Königinn ließ sie gut unterrichten, pflanzte aber auch zugleich die reformirte Religion in ihre jungen Gemüther.

Zur nähmlichen Zeit, als man bey Rouen mit so gro- Jahr
ßem Verluste von beyden Seiten kämpfte, brachte Andelot 1562.
mit großer Mühe und Geschwindigkeit die Hülfsvölker der protestantischen Fürsten Deutschlands zusammen, welche aus einer beträchtlichen Anzahl Reuterey und Fußgänger bestanden; in der Gegend von Straßburg stieß der Prinz von Porçien zu ihm, welcher zwey hundert Edelleute zu Pferde als Begleitung mit sich gebracht hatte; er dachte nun darauf, wie er sich mit den Seinigen vereinigen könnte. Der Marschall von St. Andre, welcher an die Gränzen abgeschickt worden, um diesen Völkern den Eingang zu versperren, hatte mit zwey Regimentern Infanterie und einigen anderen Truppen den Weg, welcher von Deutschland über Rheims, und Troye nach Frankreich führt, besetzt; Franz von Cleves, Herzog von Nemours und Statthalter von Champagne lagerte sich mit dem Aufgebothe der ganzen Provinz zwischen Chalons und Vitry, um den Weg aus Lothringen nach Paris zu verlegen. Andelot zog in Erwägung, daß er seine Truppen nicht lange wegen Geldmangel werde unterhalten können, wenn er auf dem Wege mit Feinden zu schaffen hätte, und nicht im Stande seyn würde, wegen der Verlängerung des Marsches den Seinigen, welche schon auf's Äußerste gebracht waren, zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen; er entschloß sich also, eher mit den beschwerlichsten Wegen und Pässen als mit den Feinden zu kämpfen, und stellte sich, als wenn er die gewöhnliche Straße einschlagen wolle, um die Katholischen zu überlisten; er marschirte auch bis an die Gränzen von Lothringen, wo er ein Lager bezog, in der Nacht aber dasselbe wieder ganz in der Stille verließ, und seinen Marsch linker Hand durch beschwerliche Wege, welche durch viele reissende Ströme unterbrochen wurden, mit solcher Geschwindigkeit nahm, und alle Hauptstraßen vermied, daß er Burgund erreichte, ohne

Jahr 1562. sich durch das beständige Regenwetter, und die kothigten Wegen aufhalten zu lassen, gleichsam dem Rufe zuvor kommend, mit seinem, obwohl ermüdeten, Volke, welches aus fünf tausend Mann Infanterie und vier tausend Mann Cavallerie bestand, glücklich zu Montargis anlangte, wo er sich mit dem von Orleans gekommenen Prinzen von Condé und dem Admiral endlich vereinigte, ohne daß er einen anderen Verlust als die Unbild der Jahreszeit erlitten hätte. Diese so ansehnlichen und zur rechten Zeit erschienenen Hülfsvölker milderten zum Theile die Heftigkeit des Schmerzens, und verringerten den Schrecken, welchen der Verlust von Rouen verursacht hatte. Der Herr von Düras, ein Baron von großem Anhange, hatte eine gute Anzahl Volkes in Gascogne und den umliegenden Gegenden zusammen gebracht, welches sich bis auf fünf tausend Mann theils Infanterie, theils Cavallerie belief. Da er durch die katholischen Städte mit Gewalt seinen Marsch nehmen mußte, um seiner Partey nach Orleans zu Hülfe zu eilen, so wurde er von dem Herrn von Montluc und von Burie, welche in dieser Gegend commandirten, angegriffen, und erlitt eine solche Niederlage, daß er selbst mit wenigen übrig gebliebenen Reutern durch die Flucht sich kaum noch retten konnte. In verschiedenen anderen Gegenden hatten die Hugonotten mehrere, obschon nicht so harte, Stöße erlitten, wodurch diese Partey fast gänzlich ihren Ruf verlor. Der Prinz und der Admiral beschlossen also, irgend ein Unternehmen zu wagen, um den verlorenen Ruf wieder zu erhalten, da sie den größten Geldmangel litten, und keinen anderen Ausweg sahen, ihre Deutschen Völker zu unterhalten als durch Beute. Über den Gegenstand der Unternehmung war der Prinz von Condé und der Admiral nicht einig: denn der Prinz, welcher Alles mit der Größe seines Geistes maß, wollte unvermuthet Paris überfallen, in der Einbildung, daß sich unter einer solchen Anzahl von Einwohnern dieser

Stadt viele Anhänger der Hugonotten befinden müßten, und Viele aus Neigung für seine Person eine Bewegung von innen machen würden. Er glaubte ebenfalls, und behauptete, daß das in der Normandie beschäftigte königliche Heer nicht zeitig genug der Hauptstadt zu Hülfe eilen könnte. Wenn sie dieselbe überrumpelten, und sich ihrer bemeisterten, so würden sie nicht nur allein großen Kriegsvorrath, an welchem sie starken Mangel zu leiden anfingen, erbeuten, sondern auch ihre Casse durch die Contributionen einer so reichen und so bevölkerten Stadt überflüßig füllen, ihren Ruf außerordentlich erhöhen, und über dieß noch der Gegenpartey weit überlegen seyn. Dieser Meinung stimmten die Prediger bey, welche von dem bittersten Hasse gegen das Pariser Volk aufgebracht waren, das dem katholischen Glauben standhaft anhing, und ein unversöhnlicher Feind der neuen Religion war; aber der Admiral, Andelot, und die erfahrensten Kriegsmänner hielten das Unternehmen vielmehr für unmöglich, als für schwer, und riethen davon ab; sie zeigten, daß der Marschall von Brissac, der neue Gouverneur, alle diejenigen aus der Stadt gejagt habe, welche verdächtig, und ihrer Partey anzuhängen schienen; es sey also von diesem zur Erhaltung der katholischen Religion auf's engste verbundenen Volke ein Aufstand zu ihrem Vortheile nicht zu hoffen; das königliche Heer, welches so geschwind die Eroberung von Rouen vollendet, werde, sobald es sich der Normandie versichert habe, Zeit genug finden, der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen, von welcher dasselbe nur acht und zwanzig Meilen entfernt sey, da sie im Gegentheile acht und dreyßig Meilen durch feindliche und unsichere Plätze zu marschiren hätten, durch welche sie nicht wenig aufgehalten werden könnten. Mit welcher Artillerie, mit welchen Belagerungswerkzeugen sie Paris, eine so weitschichtige, und von einem so zahlreichen, aus natürlichem Hange Jahr 1562.

Jahr und aus Gewohnheit immer bewaffneten Volke, bewohnte
1562. Stadt angreifen wollten, da sie nur — vier Kanonen und wenig Munition besässen? wie sie ihre Armee bey einer in die Länge sich ziehenden Unternehmung ohne Geld und Lebensmittel hinhalten könnten? es sey besser, die in der Nähe von Orleans liegenden Städte wieder zu erobern, sich die Zufuhr von Lebensmitteln und die Communication mit ihren Hülfsvölkern zu eröffnen, und mit der sie erwartenden Beute die Soldaten zu unterhalten, als Alles bey einem Versuche auf's Spiel zu setzen, welcher ohne allen Zweifel fruchtlos ausfallen werde.

Diese Gründe waren ohne Wirkung, weil der Prinz aus eigener Neigung so wohl, als durch den Beyfall des größten Theiles seiner Anhänger sich zu diesem Wagstücke entschlossen hatte. Sobald sie einen solchen Vorrath von Lebensmitteln zusammen gebracht hatten, als ihre geringen Mittel erlaubten, brach das Heer gegen Paris auf.

Nach der Einnahme von Rouen hatte Dieppe die Englische Besatzung verjagt, und sich dem Könige ergeben; das nähmliche thaten Caen und Falaise, Städte der niederen Normandie; es war also nichts mehr als Havre de Grace in den Händen der Feinde. Die Königinn hatte beschlossen, diese Festung mit ihrem ganzen Heere zu belagern, um der Furcht vor den Engländern gänzlich los zu werden; aber auf die Nachricht von der Ankunft der Deutschen, und daß der Prinz mit großer Rüstung seinen Marsch durch die Provinz Beausse genommen habe, kam die Königinn-Mutter mit dem Herzoge von Guise und dem Connetabel überein, die Belagerung von Havre de Grace aufzuschieben, und den Hugonotten entgegen zu gehen. Sie bestellten den Herrn von Viellebon als Gouverneur zu Rouen, hinterließen den Rheingrafen mit seiner Reuterey, um das Land Caux zu decken, und die Streifereyen der Engländer zu verhindern,

und brachen mit dem Heere längst der Seine nach Paris auf. Jahr
Der Prinz, welcher geschlossen und gedrängt durch das feind- 1562.
liche Land marschirte, hatte ohne Schwierigkeit Plüviers, Montlehery und Dourdan, drey kleine Städte, erobert, und sie seinen Soldaten zur Plünderung überlassen; er eilte mit der möglichsten Geschwindigkeit gegen Paris; wurde aber durch Corbeil, eine kleine, gering befestigte und sieben Meilen von Paris entfernte Stadt, in welche sich wider alle Erwartung vier Fahnen Französischer Infanterie geworfen hatten, und standhaften Widerstand leisteten, mehrere Tage aufgehalten, ohne etwas auszurichten, weil er mehr aus Entrüstung als kluger Überlegung auf der Einnahme dieses Platzes bestand, es möge kosten, was es wolle. Der Marschall von St. Andre, welcher auf einem anderen Wege herbey gekommen, und dem Andelot, aber sehr langsam, auf dem Fuße gefolgt war, hatte sich mit seinem Volke in Paris geworfen; der Prinz war also gezwungen, die Belagerung aufzuheben, durch welche er so viel Zeit und seinen Ruf verloren, und den schlechten Ausgang seiner Unternehmung zur Folge hatte, welche einzig von der Geschwindigkeit abhing. Während dieser Zeit hatten die katholischen Feldherren seine Absicht errathen, und waren mit ihrem ganzen Heere, dem Könige und der Regentinn in Paris eingezogen, und hatten hinlängliche Zeit und Gemächlichkeit, die Vorstädte zu befestigen, alle Plätze in gehöriger Ordnung zu besetzen, und ihre Truppen zu vertheilen. Den 23. November nahm der Prinz zu La Saussage, einem Nonnenkloster, welches dieselben voll Schrecken verließen, und den 24. in der Villejuif, zwey Meilen von den Vorstädten von Paris, sein Standquartier. Obschon er seine Hoffnungen sehr herabgespannt hatte, so wurde nichts desto weniger beschlossen, das Glück zu versuchen; er brach also Morgens den 25. November mit dem Heere auf, um die Vorstadt von

Jahr 1562. St. Victor anzugreifen. Der Anfang der Unternehmung schien einen guten Fortgang zu versprechen: denn sieben hundert Mann leichte Reuterey, welche auf Recognoscirung aus dieser Vorstadt ausgeritten waren, nahmen bey dem auf sie entschlossen anmarschirenden Heere so übereilt die Flucht, daß es Viele eher für eine List, als die Wirkung der Furcht hielten. Durch den unvermutheten Lermen gerieth die in der Vorstadt zur Vertheidigung liegende Besatzung in eine solche Verwirrung, daß sie schon darauf bedacht war, in die Stadt sich zurück zu ziehen, und das erschreckte Volk zu schreyen anfing: schließet die Thore zu! verlasset die Vorstädte! als der Herzog von Guise herbey kam, durch seine Gegenwart die Ordnung herstellte, und Alles so einrichtete, daß man so wohl diesen als die folgenden Tage nichts mehr zu befürchten hatte. Bey diesem Vorfalle zeichnete sich Philipp Strozzi durch seine Tapferkeit aus. Er war aus der Vorstadt der Reuterey auf dem Fuße mit tausend zwey hundert Mann Infanterie gefolgt, von derselben aber im Stiche gelassen worden; er war gleichsam schon von den Hugonotten umzingelt, und zog sich hinter die verfallenen Mauern einer Mühle zurück, deren etwas erhabene Lage ihm einen vortheilhaften Standort gewährte. Er vertheidigte sich hier mit solchem Muthe, daß es aller Versuche ungeachtet unmöglich war, denselben von dort zu vertreiben, sondern er behauptete sich den ganzen Tag durch auf diesem Platze gegen eine Menge Feinde, welche diesen Posten zu erobern suchten. Der Prinz, welcher sich hier nicht länger verweilen wollte, und aus dem ersten Vorfalle Muth geschöpft hatte, machte von mehreren Seiten einen wüthenden Angriff auf diese Vorstadt, und während zwey Stunden, als derselbe dauerte, zeichnete sich nicht nur allein der Feldherr durch seine Kriegskunst, sondern auch die Gemeinen durch ihre Tapferkeit aus; da er

aber überall einen standhaften Widerstand gefunden hatte, Jahr
und seine Truppen durch die auf den Wällen der Vorstadt 1562.
aufgeführten Kanonen beständig in die Flanke genommen
wurden, und sehr zu leiden anfingen, so mußte er sich zu-
rückziehen, um sein Heer noch diesen Tag in bequeme
Quartiere verlegen zu können. Wegen der regnichten und
kalten Witterung konnte dasselbe nicht länger auf dem Fel-
de sich lagern; es wurde also in vier Corps zertheilt: der
Herr von Muy und der Prinz von Porçien nahmen ihr
Quartier zu Gentilly, Genlis zu Montereau, der Prinz
und der Admiral zu Arcueil, und D'Andelot mit den
Deutschen zu Cachan. 1) Von da suchten sie durch hoch
angelegtes Feuer und starkes Kanonieren mehrmahl die
Hauptstadt in Schrecken zu setzen; es herrschte aber nichts-
destoweniger in einer von acht Mahl hundert tausend Ein-
wohnern bevölkerten Stadt von der ersten entstandenen
Verwirrung an eine solche Ruhe, daß während der Be-
lagerung weder die Hörsäle der Universität, noch die Ge-
richtshöfe geschlossen wurden. Den dritten Tag stellte der
Prinz von Condé sein Heer in Schlachtordnung, und both
den Katholischen auf der Ebene ein Treffen an. Die Kö-
niginn-Mutter, welche eher die Herstellung des Friedens
wünschte, oder vielmehr durch Vergleichsunterhandlungen
die erste Hitze der Hugonotten zu dämpfen suchte, weil sie
denselben nichts nachtheiliger als Zögerung hielt, schickte
zuerst den Herrn von Gonnere, hernach Rambouillet und
den Bischof von Valençe mit Vollmacht ab, um mit dem

---

1) Davila schreibt diesen Ort Cassano, welcher Cachan, ei-
nige Meilen unter Arcueil seyn muß; auf dem großen
holländischen Atlaß, welcher die speciellsten Charten von
Frankreich enthält, konnte ich weder ein Cassan, noch ein
Cassano finden.

Jahr 1562. Prinzen Unterhandlungen zu pflegen. In den folgenden Tagen war die Sache schon so weit gediehen, daß zuerst der Connetabel, und hernach die Königinn-Mutter selbst eine Unterredung mit ihm hatten: man hoffte die Herstellung des Friedens, da von katholischer Seite so annehmliche und billige Bedingnisse gemacht wurden, daß die Hugonotten selbst nicht wußten, wie sie dieselben verwerfen könnten. Aber der Prinz und der Admiral, welche sich noch nicht der Hoffnungen entschlagen konnten, Frankreich zu beherrschen, und die Prediger, welche ohne Unterlaß Freyheit und Sicherheit forderten, konnten sich auf irgend eine ihnen vorgelegte billige Bedingniß nicht vergleichen: das offenbare Verlangen nach Frieden, welches sie bey ihren Feinden bemerkten, betrachteten sie als ein Zeichen der Schwäche, und entflammte nur noch mehr den Eifer und die Hartnäckigkeit der Unverständigen. Die Unterhandlungen, welche noch bis zum 7. December fortdauerten, wurden aber auf einmahl abgebrochen, da die Hugonotten aus Mangel an Geld und Lebensmittel sich nicht länger in ihren Quartieren halten konnten; sie beschlossen, um einen so viel möglich ehrenvollen Rückzug zu machen, in der folgenden Nacht mit vier tausend Mann Infanterie die Vorstadt St. Germain anzugreifen, in welcher die Kriegsvölker aus Champagne und der Pikardie lagen, welche eines Theils einen gefährlicheren und entfernteren Posten als die Übrigen zu behaupten hatten, und anderen Theils auf der entgegengesetzten Seite sich befanden. Der Herzog von Guise hatte aber von ihrem Vorhaben Nachricht erhalten, welcher in der Absicht, die Feinde in die Flanke zu nehmen, die ganze Cavallerie vom Anbeginne der Nacht bis zum Anbruche des Tages in Bereitschaft hielt, alle Posten während dieser Zeit fleißig besuchte, und die ganze Infanterie unter den Waffen stehen ließ. Es war aber keine Gefahr vorhanden, weil die Belagerer wegen dem lan-

gen Umwege, welchen sie machen mußten, um nicht entdeckt zu werden, als auch wegen der Finsterniß der Nacht sich so sehr verirrten, daß sie erst beym hellen Tage die Vorstadt erreichten. Dieser Umstand, und der Anblick der in der Bereitschaft stehenden Katholischen, bewog sie zum Rückzuge, ohne nur an diesem Tage etwas zu wagen. Die folgende Nacht wollten sie den nähmlichen Versuch auf die Vorstadt St. Marcell machen: die Verrätherey des Genlis störte sie in der Ausführung, welcher noch in der nähmlichen Nacht in die Stadt mit den Seinigen überging, weil er entweder die bösen Absichten, wie er sagte, der Häupter der Hugonotten errathen hatte, oder, wie Andere behaupteten, aufgebracht war, daß der Prinz nach der Übergabe von Bourges ihn so wohl als seinen Bruder mit dem Rücken ansah. Dieser Vorfall setzte die Hugonotten in Verwirrung, und überzeugte sie, daß er ihr Vorhaben verrathen haben müsse, da er bey der Berathschlagung darüber gegenwärtig gewesen war, und daher der Angriff auf St. Marcell nicht nur allein fruchtlos seyn, sondern auch durch einen unglücklichen Zufall gefährlich ausfallen würde. Sie veränderten also noch in der nähmlichen Nacht ganz in der Stille und ohne alles Geräusch ihre Quartiere, während der Zeit, als die Katholischen ihren Angriff erwarteten, und der Herzog von Guise selbst sich rüstete, eines ihrer Quartiere unvermuthet zu überfallen. Sie ließen ihre Bagage und Munition nach der Provinz Beausse bringen; in einigen Stunden hernach noch vor Anbruch des Tages folgten die Deutschen, und endlich der Prinz und der Admiral, welche ihre Quartiere zu Arcueil, Cachan, und vielen anderen umliegenden Orten in Brand steckten. Das ganze Heer kehrte auf dem nähmlichen Wege zurück, nicht in der Absicht, etwas zu unternehmen, sondern, um sich besser mit Lebensmitteln versorgen zu können. Jahr 1562.

Jahr 1562. Das Heer der Katholischen hatte an Anzahl sehr zugenommen: denn während die Hugonotten durch die Vergleichsunterhandlungen und die List ihrer Feinde die Zeit hinbrachten, waren Fußgänger aus Gascogne unter der Anführung des Herrn von Sansac über Mante angekommen, und der König von Spanien, welcher die Unterdrückung der Hugonotten wünschte, hatte auf dem nähmlichen Wege drey tausend Mann spanische Infanterie zu den Königlichen stoßen lassen. Eine so ansehnliche Armee konnte nicht länger müßig innerhalb den Mauern von Paris bleiben; sie brach also den folgenden Tag unter der Anführung des Connetabels und des Herzogs von Guise auf, und folgte dem Prinzen von Condé auf dem Fuße nach: der König und die Regentinn blieben in der Hauptstadt zurück. Drey Tage hernach nahmen die Hugonotten das Schloß St. Arnoul ein, und plünderten dasselbe; sie waren unschlüssig, was sie unternehmen sollten: es schien ihnen unmöglich, ihre Truppen länger unterhalten zu können, weil sich ihre Kriegscasse mehr auf Beute als auf sichere Einkünfte gründete: die Deutschen waren so unersättlich, daß sie unaufhörlich Geschenke oder ihren Sold begehrten; auch hielt man es für einen verzweifelten Entschluß, den Feinden die Spitze zu biethen, und sich mit ihnen zu schlagen, da dieselben ihnen an Anzahl, an Artillerie und Munition weit überlegen waren. Der Prinz, welcher sah, daß die katholischen Feldherren mit ihrem ganzen Heere Paris verlassen hatten, und ihm nach Beausse nachmarschirt waren, fiel auf den Gedanken, eben so geschwind dorthin wieder zurückzukehren: er hoffte, Paris unvermuthet zu überfallen, und sich des Königs und der Regentinn bemächtigen zu können, ehe sie im Stande wären, Hülfe zu erhalten. Dieser im Kriegsrathe vorgelegte Anschlag wurde von Allen verworfen, da ihnen das Heer

der Katholischen so nahe wäre, daß ihnen dasselbe entweder während dem Angriffe oder während der Plünderung, wenn ihnen der Streich gelänge, auf den Rücken kommen, und in dem einen wie in dem anderen Falle den gänzlichen Untergang ihres Heeres nach sich ziehen würde. Nach vielen Debaten wurde der Vorschlag des Admirals gebilligt, welcher rieth, ganz heimlich nach der Normandie aufzubrechen: denn folgten ihnen die Katholischen nicht nach, so würden sie, die reichste und fruchtbarste Provinz zur Beute erhalten, in welcher sie große Geldsummen zusammenbringen, sich erhohlen, und ihren Verlust wieder ersetzen könnten; sollten sie aber doch nachkommen, so hätten sie doch den Vortheil, durch einen schnellen Marsch Havre de Grace zu erreichen, ehe sie von den Königlichen eingehohlt würden: dort könnten sie sich durch sieben tausend Engländer verstärken, mit zwanzig Kanonen, vieler Munition und ein Mahl hundert und zwanzig tausend Dukaten versehen, welche ihnen die Königinn Elisabeth von England kraft der Verträge zur Unterstützung schicke: durch diese Verstärkung könnten sie alsdann das Glück eines Treffens versuchen, oder so den Krieg führen, wie man es den Umständen am gemäßesten halten würde. Diesem zu Folge ließen sie den größten Theil der Bagage und die unbrauchbaren Pferde in den Festungen der Provinz Beausse zurück, und brachen den vierzehnten December in der Abenddämmerung in der Gegend von Chartres auf, um ihren Feinden zuvor zu kommen, noch ehe sie Nachricht von ihrem Abmarsche erhielten, und nahmen mit der größten Geschwindigkeit den Weg nach der Normandie. Die Katholischen erfuhren erst am folgenden Tage den Aufbruch des Prinzen, und blieben noch bis den siebenzehnten Abends in ihren Quartieren liegen, bis sie sichere Nachrichten eingehohlt hatten, wohin der Prinz seinen Marsch richtete. Die Hugenotten

Jahr 1562.

Jahr 1562. gewannen also einen Vorsprung gleichsam von drey Tagen; sie wurden aber durch viele Flüsse und die üble Jahreszeit aufgehalten, und verloren viel Zeit, da im Gegentheile die Katholischen über die Brücken der Städte passirten, welche es mit ihrer Partey hielten, und also viel bequemer und schneller marschiren konnten. Die aus den Deutschen bestehende Avantgarde führte der Admiral, damit er ihnen den Vortheil besserer Quartiere verschaffen, ihren Geitz durch Beute sättigen, und dadurch ihren gewöhnlichen Klagen und öfteren Aufständen vorbeugen könnte. Der Prinz folgte mit dem Treffen, welches aus dem Fußvolke bestand; der Graf von Rochefoucault und der Prinz von Porcien kommandirten die Arriergarde, nähmlich den größten Theil der Französischen Cavallerie. Auf diese Art war das Heer in der besten Disposition, weil die Deutschen, welche zuerst das platte Land plünderten, dadurch sehr leicht den Mangel des Soldes ertrugen, und die Französische Cavallerie geschickter war, den Anfall der Katholischen auszuhalten, wenn sie von denselben erreicht würden. Der Prinz, welcher nicht weit von der Stadt Dreux vorbey passirte, hoffte durch einige Unterhandlungen sich derselben zu bemächtigen, veränderte die bestimmte Marschordnung, und kam, ohne den Admiral davon etwas wissen zu lassen, allen mit solcher Schnelligkeit vor, daß sein Treffen an die Stelle der Avantgarde, die Arriergarde, welche ihm eben so geschwind folgte, in das Centrum kam, und die Deutschen zuletzt die Arriergarde machten. Da indeß der Versuch auf Dreux fruchtlos ausgefallen war, so hielt der über diese Leichtsinnigkeit aufgebrachte Admiral für gut, den Marsch auf einen Tag auszusetzen, damit die erste Disposition wieder hergestellt würde. Dieser Aufschub gab den Katholischen Zeit, die Hugonotten einzu-

Höhlen, wodurch beyde Heere gezwungen wurden, sich ein Jahr Treffen zu liefern 5). 1562.

Die Stadt Dreux liegt siebenzehn Meilen von Paris, an den Gränzen der Normandie, an jenen Ebenen, welche von den Druiden in den ältesten Zeiten ihre Benennung erhalten haben; zur Seite fließt ein kleiner Fluß, welchen die Einwohner der dortigen Gegend überall durchwaten. Die Hugonotten waren über denselben am achtzehnten December gegangen, und hatten in den umliegenden Dörfern die Quartiere bezogen, um auszuraften, und den folgenden Morgen mit der gewöhnlichen Schnelligkeit ihren Marsch

---

5) Man hat so viele und so verschiedene Relationen und Nachrichten von der Schlacht bey Dreux, zum Beyspiel von Tavannes, Montlüc, Vieillville, Castelnau, u. s. w. daß ein mosaischer Künstler dazu gehörte, die echten Stücke eines Jeden in ein Ganzes zusammen zu fügen. So viel scheint unwidersprechlich, daß der Connetabel zu hitzig angriff. Die zweyte Schlacht, wenn man so sagen darf, fiel bey dem Dorfe Ruisement, eine Meile von Dreux, vor. Was die Erzählung des H. von Vieillville von dem Tode des Marschalls von St. Andre betrifft (S. dessen Mém. t. XXXII. d. Samml. p. 48) so würde sie in einem Ritterromane eine bessere Figur machen, und scheint eine Erfindung zu seyn. Übrigens kommen alle Geschichtschreiber überein, daß der Marschall umzingelt, und von Baubigni, dessen eingezogene Güter erhalten hatte, erlegt wurde. Eben so fabelhaft erscheint mir Tavannes Anecdote von einem alten Weibe, fürchterlichen Anblicks, welche dem Prinzen, als er über den kleinen Fluß von Maintenon ging, entgegen schritt, den Zaum seines Pferdes festhielt, ihn aufmerksam betrachtete, und hernach ausrief: Prinz! du wirst noch viel leiden; aber Gott ist mit dir, und er wird dich retten. Die reformirten Prediger werden dieses angestellten Kunststücks beschuldigt. D'Aubigné Hist. Univ. t. I. p. 165.

Jahr 1562. fortzusetzen. Das königliche Heer, welches den Hugonotten an Geschwindigkeit nichts nach gab, aber auch einen kürzeren und leichteren Weg machte, kam den nähmlichen Abend nicht weit von diesem Flusse an, und setzte sich in den umliegenden Dörfern, so daß beyde Heere nur der Fluß schied; die Gebüsche der Ufer verhinderte sie, sich einander zu sehen, obschon sie sich so nahe waren. Es ist ganz gewiß, daß der Prinz, dessen Quartier dem Flusse am nächsten war, vergaß, die gewöhnlichen Wachen und Vorposten auszustellen, und, ohne an irgend etwas zu denken, sich dem Schlafe die ganze Nacht überließ, und erst den folgenden Morgen sehr spät die Ankunft der Katholischen erfuhr. Die Nachläßigkeit war der gewöhnliche und immer nachtheiligste Fehler der Hugonotten. Der Connetabel, welcher im Gegentheile als ein erfahrener General ganz klar seinen Vortheil bemerkte, und die Sorglosigkeit der Feinde sich zu Nutze machte, ging noch dieselbe Nacht beym Mondscheine mit dem ganzen Heere ohne einiges Hinderniß über den Fluß, marschirte über den Ort, wo die Feinde lagen, eine Meile vorwärts, und besetzte ganz gemächlich und in der größten Stille die Hauptstraße zwischen zwey kleinen Städten, welche die Hugonotten nothwendig einschlagen mußten, um ihren Weg fort zu setzen, auf beyden Seiten derselben. Die Armee war in zwey Corps, deren eines der Connetabel, und das andere der Herzog von Guise führte, und zwar so vertheilt, daß auf dem rechten Flügel, welchen der Connetabel commandirte, die Schweizer standen, deren Flanken durch die Regimenter der Büchsenjäger von Bretagne und der Pikardie, und auf dem linken Flügel des Herzogs von Guise die Deutschen, welche von der gascognischen und spanischen Infanterie gedeckt und unterstützt werden konnten. Beyde Flügel waren zusammen gedrängt, und wurden von der Stadt L'Es-

pine auf der rechten, und von Blainville auf der linken Seite gedeckt. Überdieß hatten sie noch auf beyden Flügeln eine Wagenburg gemacht, und dieselbe mit Kanonen versehen, weil sie fürchteten, von den ihnen an Reuterey überlegenen Feinden umgangen, und in den Seiten angegriffen zu werden. Die schwere Cavallerie wurde in kleinen Abtheilungen zwischen die Bataillons der Infanterie gestellt, damit sie freyer agiren könnte, und durch dieselben gedeckt würde; die leichte Reuterey kam außer dem Treffen an die Spitze des rechten Flügels zu stehen, wo ein ebenes Feld sich ausdehnte, und dieselbe in einer langen Reihe den Durchgang der Hauptstraße besetzte. Das Treffen des linken Flügels unter dem Commando des Herzogs von Guise war den Feinden am nächsten, aber auch durch eine Menge Bäume und durch die Häuser von Blainville so versteckt, daß es kaum von den Hugonotten gesehen werden konnte, da jener des Connetabels im Gegentheile sich mit der leichten Reuterey weit in das Feld erstreckte, und von weitem zu erblicken war, so daß man glauben konnte, als stünde dort das ganze Heer. Als bey dem Anbruche des Tages der Admiral, dessen Quartier vom Flusse am entferntesten war, nach der festgesetzten Ordnung den Marsch antreten wollte, so ward er auf einmahl die Schwadronen des Connetabels gewahr, und da ihn seine Kundschafter vergewisserten, daß es die in Schlachtordnung stehenden Katholischen seyen, so verwünschte er die Nachläßigkeit der Seinigen, wandte sich zu den nächst Stehenden, und sagte mit lauter Stimme: Es ist nun die Zeit da, nicht länger unser Heil in der Schnelligkeit unserer Füße zu suchen, wie wir seit einigen Tagen gethan haben, sondern in unseren Schwertern, wie es Soldaten ziemt. Er gab sogleich dem Prinzen von der Ankunft des katholischen Heeres Nachricht, und hielt mit dem Marsche der Seinigen stille, damit sich ihre Truppen desto leichter auf dem Felde vereinigen könnten. Der

Jahr 1562.

Jahr 1562. Prinz, welchem von Vielen gerathen wurde, sich auf die linke Seite zu wenden, und in ein benachbartes Dorf zu werfen, damit er Zeit gewönne, oder gar die Nothwendigkeit eines Treffens vermeiden könnte, wurde, wie gewöhnlich, durch die Gegenwart der Feinde entflammt; er entschloß sich, lieber ohne vortheilhafte Stellung eine Schlacht auf dem freyen Felde zu liefern, als nachher in die Nothwendigkeit gesetzt zu werden, seine Truppen aus einander gehen zu lassen, ohne etwas zu versuchen. Er vereinigte sich also mit der Avantgarde mitten auf dem Felde, brachte seine Truppen mit der größten Geschwindigkeit in Ordnung, und setzte den angefangenen Marsch fort, nicht in der Absicht, ein Treffen den Katholischen anzubiethen, sondern seinen Weg weiter zu verfolgen. Es war aber nicht mehr möglich, demselben auszuweichen: denn er ward nicht des linken Flügels unter dem Herzoge von Guise gewahr, welcher seiner Infanterie befohlen, mit einem Beine auf die Erde zu knien, die Cavallerie in die Straßen des Dorfes gestellt hatte, und gleichsam wie im Hinterhalte lag. Da der Prinz weiter vorrückte, ohne zu merken, daß er einen Theil seiner Feinde im Rücken ließ, so kam er der Schlachtordnung des Connetabels in's Gesicht. Dieser ersah nun seinen Vortheil, weil der Herzog seiner Meinung nach durch eine kleine Wendung den Feinden in den Rücken fallen würde, welche unvorsichtiger Weise so weit vorwärts marschirt waren, und gab mit vierzehn am Ende seines Flügels aufgepflanzten Kanonen das Zeichen zur Schlacht. Obschon die leichte Reuterey des Prinzen durch den Donner derselben ein wenig in Unordnung gerieth, so setzte er sich doch an die Spitze seiner Schwadronen, und führte sie gegen das ihm gerade überstehende Bataillon der Schweizer wüthend an. Der Herr von Muy

und von Avarez machten zuerst einen tapfern Angriff mit ihrer Cavallerie auf dasselbe; der Prinz, welcher immer vordrängte, ermunterte durch sein Beyspiel den Baron von Liancourt, den Grafen von Saulx, den Herrn von Dü-ras und die anderen Hauptleute, so, daß die Schwere des ganzen Treffens auf die Schweizer allein fiel, welche von allen Seiten mit der größten Tapferkeit angefallen wurden, weil sie dafür hielten, daß ihre Niederlage den Sieg auf ihre Seite neigen müsse. Die von einer so großen Anzahl Feinde umzingelten Schweizer empfingen mit ihren Piken den Anfall der Cavallerie so muthig, daß sie, obschon die meisten Lanzen gebrochen waren, und sie von der Cavallerie fast zu Boden getreten wurden, nichts desto weniger festen Stand hielten, und den heftigen Anfall ihrer Feinde mit großer Niederlage derselben abschlugen. Zur nähmlichen Zeit rückte der Graf von Rochefoucault und der Prinz von Porçien, welche sich in der Arrieregarde befanden, muthig in das angefangene Treffen vor, griffen zuerst die leichte Reuterey, welche schwachen Widerstand leistete, und hernach die Regimenter von der Pikardie und von Bretagne an, die von dieser Seite die Flanke der Schweizer deckten, schlugen die Büchsenjäger in die Flucht, und machten ebenfalls einen Anfall auf das nähmliche Bataillon im Rücken; sie fanden aber den standhaftesten Widerstand, obschon dasselbe in großer Gefahr schwebte, und viel Blut vergossen wurde: denn die Schweizer drängten sich von allen Seiten dichter zusammen, so daß die Hugonotten alle fruchtlos an dem nähmlichen Orte beschäftigt waren, und hartnäckiger Weise das Bataillon der Schweizer trennen wollten, welches sich entweder zu Gefangenen hätte ergeben, oder mit großem Verluste sich zurückziehen müssen, wenn es vom übrigen Heere wäre verlassen worden. Indeß hatte der Admiral mit seiner Avant- Jahr 1562.

Jahr 1562. garde mit größerm Vortheile die Cavallerie des Connetabels angegriffen, den Gabriel von Montmorenci, Herrn von Mombrun, dessen Sohn, und den Grafen von Rochefort bey dem ersten Anfalle getödtet, und des tapfern Widerstandes ungeachtet die Katholischen schon zum Weichen gebracht, als die mit Pistolen bewaffnete Deutsche Cavallerie herbey sprengte, und einen neuen und so wüthenden Angriff machte, daß das Treffen in Unordnung gebracht, und in die Flucht geschlagen wurde. Der Connetabel, welcher tapfer focht, und die Flucht der Seinigen aufzuhalten suchte, ward von den Deutschen umrungen, welche durch die schon gemachte Öffnung eindringend, jede noch so starke Escadron ohne viel Mühe trennten, fiel unter sein Pferd, ward am linken Arme verwundet, und zum Gefangenen gemacht. Zu seiner Seite blieben der Herzog von Nevers, der Herr von Guiry und viele andere Edelleute und Reuter auf dem Platze. Nicht weit von dem Treffen des Connetabels standen der Herzog von Aumale, und der Herr von Damville mit zwey Escadrons Lanzknechten, welche zur Unterstützung der schon Weichenden herbey eilten, und sich hitzig in's Gefecht mengten; sie wurden aber von dem Admiral und den Deutschen in die Flucht geschlagen, und so verfolgt, daß sie sich selbst einander drängten, und die Escadron des Herzogs von Aumale in Unordnung brachten, welcher mit seinem Pferde zur Erde gestürzt, und durch dessen Fall am linken Fuße gelähmt wurde. Der Herr von Damville zog sich aus dem Gedränge der Fliehenden zurück, um nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, da er nichts mehr ausrichten konnte, und nahm seinen vorigen Standort wieder ein. Nach der Niederlage der Cavallerie des Connetabels und der Französischen Infanterie leistete noch allein der von allen Seiten angegriffene Phalanx der Schweizer, selbst nach dem Verluste ihres Ober-

sten und des größten Theils ihrer Hauptleute, den hart- Jahr
näckigsten Widerstand, und hatte die Deutsche Infanterie, 1562.
welche muthig genug gewesen, sie anzugreifen, zurück ge-
schlagen. An jenem Tage focht der geringste Mann jener Na-
tion mit so standhafter Tapferkeit, daß jene, deren Pike
gebrochen war, oder die ihr Schwert verloren hatten, sich
am Ende mit Steinen wehrten.

Sobald der Herzog von Guise die Niederlage des rech-
ten Flügels gesehen, und gehört hatte, daß der Connetabel
zum Gefangenen gemacht worden, so glaubte er sich nun
aus der Gefahr, in das Gedränge der Flüchtigen zu gera-
then, welche von dem Schlachtfelde in zertheilten Haufen
eilten; und da er die durchs Plündern in Unordnung ge-
rathenen Feinde bemerkte, und wußte, daß sie durch den
Kampf ermüdet waren, so gab er seinen Truppen das Sig-
nal zum Angriffe, und ermunterte diejenigen, welche ihm
folgten, in einer kurzer Rede, und zeigte ihnen den großen
Vortheil, einen schon ermüdeten und getrennten Feind zu
bekämpfen, welcher schon als Sieger das Feld zu behaupten
wähne, weil derselbe die Cavallerie des Connetabels in die
Flucht geschlagen habe. Der Herzog von Guise hatte die
Spanische Infanterie zur rechten, und die Gascognische zur
linken Seite gestellt, welche einen halben Mond bildeten,
und die Flanken der zur größeren Sicherheit in die Mitte
postirten Cavallerie deckten; hundert Schritte vorwärts dem
ganzen Treffen führte der Herr von Villars, welcher den
Katharinenberg bey Rouen eingenommen, die verlorene In-
fanterie an, die aus lauter Veteranen und den beherztesten
Soldaten bestand, um den ersten Angriff der Feinde zu
empfangen. In dieser Schlachtordnung marschirte der Herzog
mit einem langsamen, aber starken, Schritte in zusammen
gedrängten Reihen und Gliedern voll Muth zur Schlacht,
und setzte sich selbst an die Spitze der Cavallerie, daß es

Jahr 1562. schien, als wenn er das siegreiche Heer der Feinde wenig achtete. Der Prinz und der Admiral, welche nicht wahrnahmen, daß sie die Avantgarde der Katholischen übergangen, und im Rücken gelassen hatten, glaubten nun den vollkommensten Sieg über das königliche Heer erhalten zu haben; da sie aber dieselbe anrücken sahen, so brachten sie ihre Truppen wieder in Ordnung, vereinigten sich mit der Reuterey, welche die Flüchtigen verfolgte, weil sie in das Bataillon der Schweizer nicht hatte eindringen können, und griffen in zertheilten Haufen, und mit ungleichem Erfolge an. Die verlornen Fußgänger, welche muthig den Prinzen angriffen, verbreiteten überall Tod und Verwirrung; die gasconische Infanterie nahm ihn in die Flanke, wodurch der Prinz in eine solche Unordnung gerieth, daß seine Schwadron ohne große Mühe getrennt, und zurückgeworfen wurde. Der Herr von Damville, welcher aus Schmerz über die Gefangennehmung seines Vaters wüthend focht, umzingelte den verwundeten und mit Blut und Schweiß bedeckten Prinzen, und machte ihn endlich zum Gefangenen. Der Admiral, welcher von der andern Seite sah, daß die spanische Infanterie einen so fürchterlichen Kugelregen aus ihren Büchsen machte, griff sie in der Flanke an: da sich ihm aber zur nähmlichen Zeit der Marschall von St. Andre mit vielen Schwadronen Lanzknechten, welche noch nicht zur Action gekommen waren, entgegen rückte, so vermied er sehr weislich, sich mit der Fronte derselben in ein Gefecht einzulassen, weil Mann und Pferd schon so ermüdet waren, daß sie sich kaum in Reihe und Gliedern halten konnten; er machte also weite Umkreise im Felde, scharmuzirte langsamen Trottes, sammelte die Seinigen, welche an verschiedenen Orten zerstreut waren, und zog sich, so gut er konnte, in gedrängter Ordnung zurück, griff aber nichtsdestoweniger die Feinde von verschiedenen Seiten mit der Pistole in der Hand an,

und hielt eine geraume Zeit den Anfall derselben, am meisten aber nachher ab, als der Marschall tödtlich verwundet war, und gezwungen worden, den Kampfplatz zu verlassen. Jahr 1562.

Als aber der Herzog von Guise nach der Gefangennehmung des Prinzen auf ihn losging, und ihn mit der von allen Seiten herbeyeilenden Infanterie zu umzingeln suchte, welche unter den Pferden eine große Niederlage anrichtete, so verlor er alle Hoffnung, seine Leute wieder in Ordnung zu bringen, und beschloß, sich noch zeitig genug zurückzuziehen, eilte starken Schrittes nach den Wäldern in so zusammengedrängter Masse, als es die Hitze der eindringenden Feinde erlaubte, ohne seine ermüdete Reuterey einmahl zum Athem kommen zu lassen, und kam beym Anbruche der Nacht zu Neuville an. D'Andelot, welcher an einem Quartanfieber krank lag, und ausser Stande war, seine Leute anzuführen, hatte sich auf eine Anhöhe begeben; als er aber die Truppen des Herzogs von Guise zu einer Zeit, wo er schon glaubte, daß das ganze königliche Heer geschlagen sey, anrücken sah, so fragte er, was dieß für Truppen seyen? auf die Antwort, daß es der Herzog von Guise sey, welcher noch keinen Antheil an dem Treffen genommen habe, so erwiderte er, daß es unmöglich sey, diesen Schweif abzuschneiden, gab seinem Pferde die Spornen, um sich in Sicherheit zu setzen, und den Ausschlag des Treffens nicht abzuwarten. Beyde Brüder sammelten zu Neuville die Überreste des Heeres, welches Anfangs gesiegt hatte, hernach zurückgeschlagen wurde, und sich nach dem Beyspiele seiner Feldherren in Unordnung zurückzog. Da sie wegen der einfallenden Nacht nicht verfolgt werden konnten, so vereinigten sich an dem nähmlichen Orte, der Prinz von Porçien, der Graf von Rochefoucault, und die Deutschen, welche den gefangenen Connetabel mit sich führten. Hier wurde der Admiral mit allgemeiner Einwilligung zum obersten Feldherrn

Jahr 1562. der Hugonotten erklärt, welcher den folgenden Morgen die Überreste des Heeres in Ordnung brachte, und in der größten Geschwindigkeit seinen Marsch nach Orleans nahm, weil die Feinde schon halbwegs die Hauptstraße nach Havre de Grace besetzt hatten. Der Herzog von Guise, welcher das Feld erhalten, die Kanonen und Bagage der Feinde erobert, und die Französische Infanterie nach einem kurzen Widerstande gefangen genommen hatte, bezog bey anbrechender Nacht zu Blainville am vorigen Orte ein sehr unbequemes Quartier, wohin der Prinz von Condé gebracht wurde. Ein denkwürdiges Schauspiel, zwey Prinzen, vorher und in der jetzigen Schlacht die heftigsten Feinde, nun auf einmahl durch die Wandelbarkeit des Glückes mit einander ausgesöhnt! am nähmlichen Tische speisend, und wegen ermangelnder Bagage und engem Quartier — in einem Bette schlafend! denn der Herzog von Guise, welcher einen mäßigen Gebrauch von seinem Siege machte, hatte den Prinzen mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, und das Seinige mit Ihm getheilt; die Geistesgegenwart des Überwundenen war aber auch eben so merkwürdig, als die Bescheidenheit und Mäßigung des Siegers.

Die Nachricht von der Niederlage und Gefangenschaft des Connetabels wurde zuerst durch diejenigen nach Paris gebracht, welche bey dem Anfange der Schlacht die Flucht ergriffen hatten, und erfüllte den Hof mit Schrecken und der größten Bestürzung: einige Stunden hernach kam aber dort der vom Herzoge von Guise abgeschickte Herr von Losse, Hauptmann der königlichen Garde, an, und stillte durch die Gewißheit des erhaltenen Sieges einiger Maßen die Schmerzen über den Verlust so vieler Gebliebenen, welcher ganz Frankreich in Trauer versetzte: denn es kamen in dieser Schlacht nebst vielen Baronen und Edelleuten von großem Ansehen und Rufe über acht tausend Menschen um.

Die Meinungen und Urtheile über dieses Treffen waren sehr verschieden: Viele klagten die Nachläßigkeit des Prinzen von Condé an, daß er, in der Meinung, die Feinde seyen noch weit entfernt, sich selbst in die Nothwendigkeit gesetzt habe, mit denselben zu schlagen. Viele tadelten den übereilten Rückzug des Admirals, und behaupteten, daß er durch einen tapfern Angriff, zur Zeit als der Marschall tödtlich verwundet worden, jenen Theil der katholischen Cavallerie umgeworfen, geschlagen, und seine Partey wieder in den Stand gesetzt haben würde, den Verlust zu ersetzen. Es fehlte aber auch nicht an Leuten, welche das Verfahren des Herzogs von Guise übel auslegten, weil er gleich im Anfange den Feinden hätte in den Rücken fallen, und den Sieg viel leichter und sicherer hätte bewerkstelligen können, ohne erst die Niederlage des Connetabels abzuwarten; er habe den Untergang desselben befördert, um sich zum alleinigen Schiedsrichter und Haupt der katholischen Partey emporzuheben, und hinterlistiger Weise zugelassen, daß die Feinde den rechten Flügel zu Grunde richteten, um die oberste Kriegsgewalt und allen Ruhm in seiner Person zu vereinigen. Auf diese Anklage antworteten sowohl der Herzog als seine Anhänger: er habe dieß aus der Absicht gethan, um die Feinde ihn übergehen zu lassen, und geduldig den schicklichen Zeitpunct abgewartet, um nicht durch die Flüchtigen in Unordnung zu gerathen, wie es dem Herzog von Aumale und dem Sohne des Conntabels begegnet sey, und desto sicherer den Sieg davon zu tragen, anstatt daß er durch einen unzeitigen Angriff denselben sehr zweifelhaft gemacht haben würde. Es mag nun seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß, so wie der Herzog von Guise den Ruhm des Sieges allein einerndtete, eben so der Ruf der Hugonotten mehr durch die Art der Zufälle als durch die Niederlage selbst sich sehr verminderte. Der Herzog blieb

Jahr 1562.

Jahr 1562. noch drey Tage in dem nähmlichen Lager stehen, um sein Heer sowohl ausrasten zu lassen, und in Ordnung zu bringen, als für die Verwundeten, und die Beerdigung der Gebliebenen Sorge zu tragen. Er wurde von dem Könige und der Regentinn zum obersten Feldherrn erklärt, mit welcher Würde er sich durch den Sieg gleichsam selbst schon bekleidet hatte, und brach hernach nach Orleans auf, um den Feinden keine Zeit zu gestatten, sich zu erhohlen.

Indeß war der Admiral mit dem größten Theile seiner Truppen und vorzüglich mit der deutschen Reuterey, welche in der Schlacht wenig gelitten hatte, nach der Provinz Beausse zurückgekehrt, wo er den in Ungewißheit schwebenden Soldaten alle mögliche Freyheit gestattete, um sie zu gewinnen, und machte endlich zu Beaugency Halt, wo er mit den vornehmsten französischen Herren und den deutschen Hauptleuten einen Kriegsrath hielt, in welchem aber die Meinungen sehr getheilt waren, was man in der jetzigen kritischen Lage unternehmen solle. Es war kein Zweifel, daß der Herzog von Guise seinen Sieg verfolgen, und geradezu auf Orleans losgehen werde, welche Stadt der Hauptsitz des Krieges in dem Innern Frankreichs, und das Bollwerk ihrer Partey sey; man müsse also auf die Vertheidigung derselben denken, und ihr frühzeitig genug zu Hülfe kommen. Es war dieß ein sehr schweres Unternehmen, da schon Viele wankten, und das Glück und der Ruf der Hugonotten in Frankreich zu sinken anfing. Die beyden Brüder von Coligni nahmen es muthig auf sich, für das Eine wie für das Andere zu sorgen; D'Andelot erboth sich, mit der deutschen Infanterie und einem Theile der französischen Cavallerie die Stadt Orleans zu vertheidigen. Der Admiral zeigte der deutschen Reuterey die Reichthümer der Normandie, und die nahen Hülfsvölker aus England, und überredete sie, ihm in diese Provinz zu folgen, wo sie wäh-

rend der Zeit, als der Herzog von Guise mit einer so schweren Belagerung beschäftigt sey, ganz gemächlich sich mit den Engländern vereinigen, nach Erhaltung vieler Hülfsvölker und der englischen Subsidien ein großes Heer zusammenbringen, noch zeitig genug den Belagerten zu Hülfe kommen, und sie entsetzen könnten. Diese Vorschläge wurden angenommen, und von den Häuptern der Hugonotten in's Werk gesetzt. Jahr 1562.

Der Herzog von Guise hatte, um nicht durch Verzögerung die Früchte seines Sieges zu verlieren, die schwere Artillerie und die zu einer solchen Belagerung erforderliche Munition von Paris kommen lassen, und in den ersten Tagen des Jahres Alles in Ordnung gebracht, um dieselbe anzufangen. Die Königinn-Mutter wollte derselben beywohnen, weil sie sowohl den Krieg schleunig beendigen, als sich auch auf keinen Menschen gänzlich verlassen wollte. Sie kam in der kältesten Jahreszeit, welche sie mit großer Geduld ertrug, mit dem Könige nach Chartres, und endlich nach einem Aufenthalte von einigen Tagen von dort zu dem Heere, welches in den umliegenden Gegenden in einem äußerst unbequemen Quartiere lag. Schon hatten sich Pliviers, Estampes und die umliegenden Orte den Königlichen ergeben, nach deren Einnahme er mit allen Truppen den fünften Februar nach Orleans marschirte, und zwischen dem Dorfe Olivet und der Stadt St. Die an den Ufern der Loire das Lager bezog, welches Überfluß an Lebensmitteln hatte. Nebst dem Herrn von Andelot, welcher das Commando führte, befanden sich der Herr von St. Cyr, der Gouverneur, die Herren von Avarez, Düras, und Bouchavanes mit vierzehn Compagnien theils deutscher, theils gascognischer Infanterie, und fünf Compagnien französischer Cavallerie in der Stadt, welche größten Theils aus Veteranen bestanden, und mit den Bürgern, die sich nicht weigerten, an der Vertheidigung Antheil zu nehmen, tapfern Widerstand leisteten. Jahr 1563.

Jahr 1563.

Orleans wird von der Loire in zwey ungleiche Theile geschieden, weil auf der einen Seite die ganze Stadt, und auf der anderen bloß eine große Vorstadt liegt, welche man gemeiniglich den Porteret nennt; eine der schönsten Brücken verbindet dieselbe mit der Stadt, welche von dieser Seite mit zwey kleinen Festungen, die Tourelles, versehen ist. Die Stadt selbst ist mit guten Ringmauern umgeben, hat aber keine Wälle: das Hauptthor, wenn man über die Brücke kömmt, wird durch einen viereckigten und hohen Thurm nach alter massiver Bauart vertheidigt. Die Ringmauern waren an sich selbst nicht stark, aber die Vertheidiger hatten sie ausgebessert, mehr befestiget, und noch überdieß die Vorstadt durch zwey starke Basteyen in Vertheidigungsstand gesetzt, um so leichter dem ersten Angriff der Feinde zu widerstehen. In der einen, welcher die Katholischen gerade gegenüber standen, lagen vier Fahnen gascognischer Infanterie, und in der anderen etwas entfernteren zwey Compagnien Deutsche.

Der Herzog von Guise hielt aus guten Gründen dafür, die Belagerung von dieser Seite anzufangen, weil er hier seinen Truppen wegen der kalten Jahreszeit bequemere Quartiere verschaffen konnte, und es auch leichter schien, die Festungswerke der Vorstadt einzunehmen. Er hatte die Absicht, auf dem Flusse mit einer großen Anzahl mit Schanzkörben bedeckter, und mit anderen Belagerungswerkzeugen angefüllter Barken die Ringmauern der Stadt anzugreifen, welche die Stürmung der Festung erleichterten, da überdieß noch von dieser Seite die Belagerten weder Wälle an den Mauern, noch einen geräumigen Platz hatten, um sich in Ordnung zu stellen. Den folgenden Morgen rückte das ganze Heer gegen die Vorstadt vor; der Herr von Sipierre führte den Vortrapp der Katholischen an, welcher aus sieben hundert Mann Ca-

vallerie und zwey Regimentern Infanterie bestand, und trieb diejenigen, welche einen Ausfall gemacht hatten, um zu scharmutziren, und ihren Muth zu zeigen, ohne Mühe in die Festungswerke der Vorstadt zurück. Dieser glückliche Anfang und die Hitze seiner Soldaten gab ihm die beste Gelegenheit, die von den Gascognern besetzte Bastey anzugreifen. Der Herzog von Guise, welcher dazu kam, und sich stellte, als wenn er mit der ganzen Heeresmacht dieselbe erobern wollte, ließ zu gleicher Zeit durch die Regimenter von Sansac auf die andere Bastey Sturm laufen. Die in derselben liegenden Deutschen wurden durch diesen unvermutheten Angriff so erschreckt, und thaten so geringen Widerstand, daß die Katholischen die Bastey einnahmen, und in die Vorstadt eindrangen, ehe man es von der anderen Seite bemerkte. Da sie sich der Festungswerke bemächtiget hatten, und das ganze in Bereitschaft stehende Heer sich auf diese Seite wendete, so wurden die Vertheidiger gezwungen, die Vorstadt voll Schrecken und in großer Verwirrung zu verlassen, in welcher der Herr von Düras und viele der angesehensten Edelleute ihr Leben verloren. Die Katholischen verfolgten sie mit solchem Ungestüm, daß sie mit der nähmlichen Wuth in die Tourelles eingedrungen wären, und sie erobert hätten, wenn sich nicht D'Andelot selbst mit einer starken Schwadron Edelleute ihnen entgegen gestellt, und durch einen tapfern Widerstand, obschon mit großer Mühe, die Königlichen zurück geschlagen hätte. Die Thore der Thürme und der Stadt wurden geschlossen, und dieser blutige Kampf mit der Nacht geendiget. Jahr 1563.

Nach der Einnahme der Vorstadt rückte das Heer vor die Tourelles, deren Eroberung wegen der Festigkeit des Platzes mit großen Schwierigkeiten verbunden war; der Herzog von Guise hatte aber die Laufgräben schon so weit

Jahr 1563. gebracht, daß die Belagerten verzweifelten, diesen Posten lange behaupten zu können, da noch überdieß die auf einigen Inseln, welche mitten im Flusse liegen, aufgeführten Kanonen die Ufer immer beunruhigten, und einen großen Schaden anrichteten.

Indeß war der Admiral mit der Deutschen Reuterey und einer geringen Anzahl Französischer Cavallerie, welche zu Orleans ihr Gepäcke zurück gelassen hatten, bey Gergeau über die Loire gegangen, und so schnell marschirt, daß der Marschall von Brissac, welcher ihm den Weg zu verlegen suchte, ihn doch nicht hindern konnte, die Gränzen der Normandie zu erreichen, welche Provinz die Deutschen Reuter mit Mord, Brand und Raub erfüllten, und heilige und profane Sachen ohne Unterschied zerstörten, da in derselben keine hinlängliche Truppen lagen, um ihnen Widerstand zu leisten. So zogen sie durch jeden Ort wie ein fürchterliches Ungewitter, und kamen endlich an den Ufern des Oceans zu Saint-Sauveur an. Da die Deutschen, welche nicht wußten, in welchem Theile der Welt sie sich befänden, das durch die stürmische Jahreszeit tobende Meer erblickten, und überdieß noch die so oft versprochenen englischen Subsidien und Hülfsgelder nicht erschienen, so begehrten sie mit Geschrey und Drohworten ihren rückständigen Sold, und forderten den Admiral auf, seine gemachten Versprechungen zu erfüllen. Dieser trat aus seinem Quartiere, zeigte mit dem Finger auf das stürmische Meer, und die ungünstigen Winde, und entschuldigte die verzögerte Ankunft der erwarteten Hülfsvölker durch die schlimme Jahreszeit. Die Deutschen wollten sich auf keine Art zur Ruhe geben; kaum konnte er noch einen Aufschub von einigen Tagen von ihnen erhalten, und mußte ihrer Raubsucht Freunde und Feinde aufopfern; sie verwüsteten mit einer barbarischen Wildheit und Grausamkeit jenen ganzen frucht-

baren und reichen Strich Landes, welcher sich längst den Küsten des Oceans hin erstreckt. Nach langem Warten an den Ufern des Meeres erschienen endlich bey eintretender Windesstille die englischen Fahrzeuge, welche von Havre de Grace 150,000 Ducaten, zwey Regimenter Infanterie, vierzehn Kanonen, und hinlängliche Munition mit sich brachten. Die Engländer wurden mit einem großen Freudengeschrey empfangen, welche den Grafen von Montgommery und den Herrn von Colombierre zu Anführern hatten, und den Deutschen der rückständige Sold ausbezahlt. Nachdem der Admiral die Hülfsvölker, welche der Graf von Rochefoucault und der Prinz von Porçien aus Bretagne aus den benachbarten Gegenden herbey führten, an sich gezogen hatte, so beschloß er, mit seinem auf acht tausend Mann Infanterie und vier tausend Mann Cavallerie sich belaufenden Heere seinem Bruder so geschwind als möglich zu Hülfe zu eilen, in der Hoffnung, entweder durch Gewalt oder durch List Orleans zu entsetzen. Jahr 1563.

Schon hatte der Herzog von Guise, obwohl mit großem Verluste, die Tourelles erobert, und die Belagerten so auf's Äußerste gebracht, daß der Admiral mit seinen Hülfsvölkern zu spät gekommen seyn würde, wenn nicht andere Rathschläge und Mittel sie von der bevorstehenden Gefahr befreyet hätten. Unter der Partey der Hugonotten befand sich ein gewisser Johann Poltrot von Merey, aus einer adelichen Familie in der Nachbarschaft der Stadt Angouleme, ein Mann von einem entschlossenen und scharfsichtigen Geiste. Er hatte sich viele Jahre lang in Spanien aufgehalten, und nachher die reformirte Religion angenommen. Da die Häupter der Hugonotten ihn für fähig hielten, wie er es auch in der That war, jedes große Unternehmen zu wagen, und Anschläge auszuführen, wie sie täglich in bürgerlichen Kriegen gefaßt zu werden pflegen, so überredeten ihn, wie behauptet wird,

Jahr 1563. der Admiral und Theodor von Beza, den Herzog von Guise umzubringen, versprachen ihm große Belohnungen, und bewiesen ihm, daß er sich bey Gott ein außerordentliches Verdienst erwerben würde, wenn er den hartnäckigen Verfolger ihres Glaubens aus dem Wege räumte. Diese Beweggründe machten auf den Poltrot Eindruck: er ging in das königliche Lager über, stellte sich, als habe er die Partey der Calvinisten verlassen, wußte sich selbst an dem Hofe des Herzogs von Guise einzuschmeicheln, und lauerte auf eine schickliche Gelegenheit, seinen Anschlag auszuführen. Als der Herzog den vier und zwanzigsten Februar, einem zur Feyer des Apostels Mathias bestimmten Tage, Abends die Ordre zum Sturme auf den folgenden Tag gegeben hatte, und sich ohne Rüstung in sein Standquartier zurückbegab, welches etwas weniger als eine Meile von den Laufgräben erfernt war, so stellte sich jener auf einem raschen spanischen Klepper in einen Hinterhalt: da er diesen ohne Begleitung und bloß mit Tristan Roustain in Unterredung begriffen sah, so schoß er ihm mit einer Büchse drey Kugeln in die rechte Schulter, welche bis auf die andere Seite durchdrangen, daß er wie todt vom Pferde zur Erde fiel 6). Die Edelleute desselben, welche eine Strecke vorausgegangen waren, um ihrem Herrn nicht lästig zu fallen, eilten bey diesem unvermutheten Unfalle herbey, Poltrot aber flüchtete sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes in den benachbarten Wald. Der Herzog wurde in sein Quatier gebracht, gab aber wenig Hoffnung zum Le-

---

6) Dieser Meuchelmord geschah nicht den 24sten Februar 1563, sondern den achtzehnten; den 24sten starb aber der Herzog. Die Verfasser der Histoire Univ. Moderne, Paris 1785, t. XXXVII, p. 449 geben den neunten Februar ganz unrichtig an.

ben. Der König, die Königinn-Mutter, und die vornehmsten Herren des Heeres hegaben sich sogleich auf die Nachricht dieser gräulichen That zu demselben; es half aber keine Heilkunst und kein Mittel, und er gab den dritten Tag mit den größten Beweisen von Religion nnd Frömmigkeit, von Standhaftigkeit und Mäßigung seinen Geist auf. Er war ein Mann von reifem Verstande, von erfindsamem Geiste und von Tapferkeit; scharfsichtig in Rathschlägen, schnell und behend in Ausführung derselben — Eigenschaften, welche ihm den einmüthigen Ruf des ersten Feldherrn seiner Zeit, und durch seine Thaten und Unternehmungen den Beynahmen eines Vertheidigers und Beschützers der katholischen Religion erwarben. Jahr 1563.

Der Thäter, welcher gleichsam außer sich, entweder aus Gewissensbissen über einen solchen Meuchelmord, oder aus Furcht der Verfolgung, den Rückweg nach Orleans nicht finden konnte, irrte die ganze Nacht auf den Landstraßen und in den nahen Wäldern herum; er war so ermüdet, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und stieß auf einige Compagnien Schweizer, welche die Wache an der Brücke zu Olivet hatten, ihn gefangen nahmen, zur Königinn und den katholischen Feldherren brachten, wo er sogleich freywillig die That bekannte, und nachher das Nähmliche auf der Folter bekräftigte. Er wurde nach Paris gebracht, und dort nach dem Urtheilsspruche des Parlaments geviertheilt. Der Admiral und Theodor von Beza suchten durch weitläuftige, und durch alle Reiche der Christenheit verbreitete Schriften den Verdacht dieser Mordthat von sich abzuwälzen; aber das allgemeine Urtheil der Menschen, welches sich nicht nur allein auf Gründe, sondern auch auf die Aussage des Thäters fußete, widerlegte immer ihre Entschuldigung; selbst den Nachkömmlingen des Verstorbenen war es so tief und so lange in's Gedächtniß geprägt, bis sie

Jahr 1563. ihre Rache vollzogen hatten. Das Betragen der Königinn-Mutter, welcher sich ein Hauptmann der Hugonotten, La Motte genannt, erbothen hatte, auf irgend eine Art den D'Andelot aus dem Wege zu schaffen, war ganz verschieden: sie ließ denselben, wie man sagt, sogleich von ihrer Wache gefangen nehmen, ihn gefesselt dem D'Andelot überbringen, und stellte es seinem Wohlgefallen heim, ihn mit irgend einer Todesstrafe zu belegen. Obschon einige dieß boshaft auslegten, als wenn die Königinn seinen hinterlistigen Anschlag entdeckt, oder es gethan habe, um ihn durch diese Handlung zur Übergabe von Orleans zu bewegen, deren Eroberung ungemeinen Schwierigkeiten unterlag, so machte es doch die Seelengröße der Königinn-Mutter allgemein glaubwürdig, daß sie ohne alle Verstellung diesen so edelmüthigen Schritt gethan habe, von welchem man wenige ähnliche Beyspiele in der ganzen neueren Geschichte findet.

Auf den Tod des Herzogs von Guise erfolgte ohne irgend ein Hinderniß der Frieden, dessen Unterhandlung nie, selbst nicht während dem stärksten Kriegsfeuer, war ausgesetzt worden: denn die Königinn-Mutter, welche nun von dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Guise befreyet war, deren Erster wegen der nahen Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, und der Andere wegen seinem übermäßigen Gefolge und dem großen Rufe seiner Tapferkeit ihr verdächtig gewesen, wünschte den Hausfrieden und die Ruhe des Reiches herzustellen, und die fremden Feinde zu verjagen, ehe sie festen Fuß fassen könnten. Der Prinz von Condé und der Connetabel waren nicht mehr die Gegenstände ihrer Eifersucht, weil unter denselben wegen wechselseitigen Beleidigungen eine solche Feindschaft herrschte, daß sie eine aufrichtige Aussöhnung für unmöglich hielt; über dieß befand sich der Connetabel in einem so hohen Alter, daß er unmöglich noch den Gedanken nähren konnte, das Staats-

ruder in seine schwachen Hände zu nehmen: der Prinz von Condé aber, welcher nun erster Prinz von Geblüt war, hatte sich sowohl durch das Verflossene als durch seine Verbindung mit England den Haß des ganzen Reiches zugezogen, jener ausgenommen, welche der Partey der Hugonotten anhingen. Nach Erwägung aller dieser Umstände war sie nicht abgeneigt, ansehnliche Bedingungen zu bewilligen, um mit vereinigten Kräften, und ohne andere Diversionen Havre de Grace (der Hauptgegenstand ihrer Besorgnisse) den Händen so mächtiger Feinde wieder zu entreißen, und die Deutschen Reuter aus dem Reiche zu verjagen, welche auf die grausamste Weise das Land verwüsteten, und das Volk mit unerhörter Wildheit, wie Barbaren heimsuchten. Eine andere wichtige Rücksicht überzeugte sie noch mehr von der Nothwendigkeit eines Vergleiches: denn nach dem Tode des Herzogs von Guise und der Gefangenschaft des Connetabels hatte sie keinen Feldherrn mehr von solchem Ansehen und solcher Tapferkeit, welchen sie mit dem obersten Kriegscommando des königlichen Heeres bekleiden könnte, um denselben der Scharfsichtigkeit des Admirals und dem Wildmuthe D'Andelot's entgegen zu stellen; der Herzog von Aumale, Bruder des verstorbenen Herzogs von Guise, war wohl ein Mann von großem Muthe, aber in Anschlägen und an Klugheit weit unter demselben, und gewöhnlich in seinen Kriegsunternehmungen unglücklich: über dieß hatte ihn, was noch wichtiger war, der Sturz vom Pferde in der letzten Schlacht fast untauglich zum Commando gemacht. Der Marschall von Brissac, ein Feldherr von großer Erfahrung und bekannter Tapferkeit, genoß nicht jenes Ansehen, um die königlichen Truppen befehligen zu können, unter welchen sich die ersten Prinzen und die vornehmsten Baronen des Reiches befanden. Ein anderer und noch wichtigerer Beweggrund machte die Herstellung des Friedens äußerst nothwendig: die Ver-

Jahr 1563.

Jahr 1563. heerung des bürgerlichen Krieges hatte die königlichen Einkünfte so sehr vermindert und unterbrochen, und die großen Ausgaben, welche mit dem Kriege unausbleiblich verbunden sind, den öffentlichen Schatz so erschöpft, daß nicht nur allein die Zinsen der von den verstorbenen Königen gemachten Schulden nicht bezahlt werden konnten, sondern auch die Königinn-Mutter gezwungen war, die Schuldenlast zu vergrößern, da sie in der dringendsten Noth von dem Großherzoge von Toskana eine nahmhafte Summe Geldes, und von der Republik Venedig 100,000 Ducaten geliehen hatte; sie konnte also aus Mangel des Geldes den Krieg nicht fortsetzen, und bediente sich also der gegenwärtigen Gelegenheit zu ihrem Vortheile. Von der anderen Seite wünschte der Prinz von Condé, welcher sich als Gefangener in den Händen seiner Feinde sah, den Frieden, um seine Freyheit zu erlangen, und der auf's Äußerste gebrachte D'Andelot hielt es für rühmlicher, in den allgemeinen Vergleich eingeschlossen zu werden, als sich ganz allein mit Kapitulation zu übergeben. Der Admiral war der entgegen gesetzten Meinung, und maß weder der Aussöhnung des Königs, noch den Versprechungen der Königinn-Mutter Glauben bey; er wußte daß er innerlich gehaßt, und verwünscht wurde, und hielt es für besser, jetzt den Krieg fortzusetzen, da die vornehmsten Feldherren der Gegenpartey umgekommen waren, als sich der Gefahr eines verdächtigen und zweifelhaften Friedens auszusetzen; da aber der Vergleich in seiner Abwesenheit bey Orleans unterhandelt wurde, wo die Königinn-Mutter sich im Lager, und der Connetabel als Gefangener in der Stadt befand, wohin sich zu gleicher Absicht Leonore, die Gemahlinn des Prinzen von Condé, begeben hatte, so wurde der Frieden, ohne auf den Widerspruch des Admirals zu achten, unter folgenden Bedingnissen zu Stande gebracht: Alle jene, welche unmittelbar von der Krone zu Le-

hen gehende Schlösser und Herrschaften besäßen, könnten in Jahr
ihren Gerichtsbarkeiten die freye Ausübung der reformirten 1563.
Religion genießen; denjenigen aber, die mittelbare Lehen
trugen, wurde die nähmliche Freyheit in ihren Häusern,
und bloß für ihre Familien gestattet, wenn sie nicht in Städ-
ten wohnten. In jeder Provinz sollte eine Stadt bestimmt
werden, in deren Vorstadt die Hugonotten sich zur Haltung
ihres Gottesdienstes versammeln könnten; in allen übrigen
Städten, Herrschaften und Schlössern, in Paris und des-
sen Burgbanne, und an dem Aufenthaltsorte des Hofes kein
anderer Gottesdienst als der Römischkatholische geduldet wer-
den: jeder könnte also die Gewissensfreyheit ohne Zwang
oder Belästigung genießen; die Bekenner der vorgeblich re-
formirten Religion sollten aber gehalten seyn, die in dem
Römischen Kalender verordneten Feste, und bey Heirathen
die Gebräuche und die in dem bürgerlichen Rechte bestimmte
Ordnung zu beobachten. Den Prinzen, Baronen, Edelleu-
ten, Soldaten und Hauptleuten wird Alles während dem
Kriege und Dienste Begangene mit der Erklärung, daß es
nur aus guten Absichten und ohne Beleidigung der königli-
chen Majestät geschehen sey, verziehen; ferner sollten die
Deutschen aus dem Reiche gebracht, und jeder in seine Wür-
den, Ämter, Güter und Privilegien wieder eingesetzt wer-
den, und dem Könige ohne Jemandes Widerspruch seine
Festungen, Städte und Kastelle wieder zurück gestellt wer-
den. Dieser Vergleich und Frieden wurde im Lager und am
Hofe den achten März bekannt gemacht, und der Prinz von
Condé und der Connetabel auf freyen Fuß gesetzt. D'An-
delot übergab die Stadt Orleans in die Hände des Königs;
der der Strapazen des Krieges und der Unkosten müde Adel
nahm freywillig seinen Abschied; die Deutsche Reuterey

Jahr 1563. wurde an die Gränze begleitet, ausbezahlt, und kehrte in ihr Vaterland zurück.

Die acht Parlamenter des Königreiches, vorzüglich aber jenes von Paris, Toulouse und Aix, welche allezeit vor allen anderen die heftigsten Gegner der Partey der Hugonotten waren, weigerten sich, das Friedensedict zu registriren; da aber der Herzog von Montpensier in jenem zu Paris, der Vicomte von Joyeuse zu Toulouse, und der Graf von Eux zu Aix erschienen, und zeigten, daß der König die Annahme und Gutheißung desselben für die Ruhe des Reiches und das Wohl seiner Unterthanen für nothwendig und ersprießlich halte, so wurde es endlich publicirt, doch mit dem Vorbehalte, daß Seine Majestät dasselbe nach Willkür und Wohlgefallen einschränken oder widerrufen könne. Die Prediger der Hugonotten sahen nun ein, wie sehr das Edict vom Juny eingeschränkt und modificirt worden, und thaten einen nicht geringeren Widerstand, so wie der Admiral sehr aufgebracht darüber wurde, weil er die größte Hoffnung geschöpft hatte, den Krieg glücklich zu beendigen. Der Prinz beharrete aber bey dem Frieden, und der Adel stimmte mit demselben ein, und die Übrigen mußten sich zum Ziele legen, obschon sie unter sich indeß wieder auf die Anzettelung neuer und gefährlicher Veränderungen und Unruhen sannen. Sobald der Frieden völlig zu Stande gebracht, und verkündigt worden war, so säumte die Königinn-Mutter keinen Augenblick länger, das Heer unter der Anführung des Marschalls von Brissac nach der Normandie aufzubiethen, und begab sich selbst dorthin, in der Absicht, Havre de Grace ohne Aufschub zu belagern, und Alles selbst anzuordnen, und zu befehlen, wodurch sie sich nicht nur für den Fallstricken und der Arglist sicher stellte, und so wirksamer die Ausführung ihrer Anschläge zum beabsichteten Ziele betrieb, son-

dern auch noch dem Könige die Liebe des Kriegsstandes erwarb, welcher unter dem Heere gleichsam aufgezogen worden, bey allen Berathschlagungen und Operationen gegenwärtig war, und dadurch seinen Geist mit heldenmüthigen Gesinnungen nährte. König Carl war mit einem großmüthigen und wahrhaft königlichen Naturell, mit einer schnellen Fassungskraft und einem lebhaften Geiste begabt, majestätisch von Ansehen, und wegen seinem ernsthaften Betragen in einem so zarten Alter nicht allein geschätzt, sondern auch von Allen verehrt. Jahr 1563.

Viertes Kapitel.

Belagerung der Festung Havre de Grace, welche sich dem Könige mit Kapitulation übergibt. Volljährigkeitserklärung des Königs im Parlamente zu Rouen. Lage der Königinn-Mutter, und Politik derselben. Die Söhne des Herzogs von Guise fordern von dem Könige die Bestrafung der Mörder ihres Vaters. Mißvergnügen beyder Parteyen über den Frieden. Die Coligni's bleiben aus Mißtrauen in einiger Entfernung vom Hofe. Der Cardinal von Lothringen in Rom. Der Papst, der katholische König, und der Herzog von Savoyen schicken eine gemeinschaftliche Gesandtschaft an den König, und dringen auf die Bekanntmachung der Schlüsse des Trienter Conciliums. Benehmen der Königinn-Mutter, und geheimer Operationsplan derselben. Reisen des Königs und der Königinn-Mutter in allen Provinzen des Reiches. Sie unterreden sich mit dem Herzog von Savoyen, dem Gesandten des Papstes, der Königinn von Spanien. Resultat dieser Zusammenkünfte. Der Marschall von Montmorency, Gouverneur von Paris, jagt das bewaffnete Gefolge des Cardinals von Lothringen bey seinem Einzuge in Paris aus einander. Ordonnanz von Moulins, und scheinbare Aussöhnung der Häupter beyder Parteyen. Hochzeiten und Lustbarkeiten am Hofe.

Jahr 1563. Die in Havre de Grace zur Vertheidigung liegende Besatzung von drey tausend Mann Engländern unter dem Commando des Grafen von Warwick hatte sich sehr befestiget, und hoffte, durch die Festigkeit des Platzes bis zur Ankunft einer starken Flotte sich zu behaupten, welche ausgerüstet wurde, um nicht nur allein dieser Festung zu Hülfe zu kom-

men, sondern auch eine Landung zu thun, und die Küsten der untern Normandie und von Bretagne anzugreifen. Die Königinn-Mutter ließ der Besatzung durch einen Herold bedeuten, in einer Zeitfrist von drey Tagen die Festung zu übergeben, welcher sie sich durch einen Friedensbruch unrechtmäßig bemächtiget hätten. Nach dem Verlaufe derselben rückte das Heer gegen sie an, welches die Belagerung von vielen Seiten anfing. Nach kurzer Zeit kam der Connetabel in dem königlichen Lager an, durch dessen Gegenwart dieselbe muthiger fortgesetzt wurde. Obschon das Belagerungsgeschäft zwischen ihm und dem Marschall von Brissac getheilt war, so ruhete doch das Obercommando auf der Königinn-Mutter, deren Hauptquartier in der Benedictinerabtey zu Fescamp war. Sie ritt täglich nach dem Lager, und betrieb so den Fortgang der Belagerung, daß schon ein Thurm an der Spitze des Hafens eingenommen, und die Belagerten so enge eingeschlossen wurden, daß die von Tage zu Tage sich vermehrende Noth und die bey dem Anfange des July eintretende Hitze eine Seuche in der Stadt verursachte, welcher die Engländer wegen ihrer körperlichen Constitution und der Art ihrer Nahrungsmittel sehr unterworfen sind, und in wenigen Tagen der größte Theil der Besatzung hinweg gerafft wurde. Der Graf von Warwick, welcher nicht länger mehr den Belagerern Widerstand leisten konnte, kapitulirte den 25. July, und übergab Havre de Grace in die Hände des Connetabels im Nahmen des allerchristlichsten Königs mit aller den Franzosen zugehörigen Artillerie, Munition und den während dem Kriege genommenen Schiffen und Waaren, mit der Bedingniß, daß die Gefangenen von beyden Seiten ohne Lösegeld befreyet werden, und die Engländer in Zeit von sieben Tagen alle ihre Bagage ohne einiges Hinderniß fortschaffen sollten. Kaum war diese Kapitulation geschlossen, und Geiseln ausgeliefert worden, als die aus

Jah 1563.

Jahr 1563. sechszig Fahrzeugen bestehende Englische Flotte mit viel Infanterie an Bord auf der Höhe von Havre de Grace erschien, und dem Hafen mit gutem Winde zusegelte. Der Graf von Warwick konnte der Erfüllung seiner Kapitulation nicht mehr ausweichen, und ließ den Commandanten der Flotte benachrichtigen, daß die Übergabe schon erfolgt sey; derselbe legte sich also vor Anker, nahm den Überrest der Besatzung zu sich, und kehrte ohne alle Verrichtung nach England zurück.

Nachdem die Königinn-Mutter sich von den Ausländern befreyet hatte, so war sie darauf bedacht, die Ruhe des Reiches herzustellen, und die Regierung zu verändern. Ihre Absicht war, den König, welcher in das vierzehnte Jahr seines Alters ging, majoren und regierungsfähig erklären zu lassen, weil sie wußte, daß sie durch diese Erklärung den Prinzen von Geblüt und den anderen Großen jeden Vorwand, auf die Verwaltung des Reiches Anspruch zu machen, benehmen, und sich selbst wegen dem zarten Alter des Königs und ihrem überwiegenden Ansehen das Heft der Regierung in den Händen behalten würde. Ihrem Vorhaben widersetzten sich aber viele Parlamentsglieder und Rechtsgelehrte, welche behaupteten, daß der König von der Vormundschaft nicht eher befreyet, noch regierungsfähig erklärt werden konnte, als bis er das von den Gesetzen vorgeschriebene vierzehnte Jahr vollkommen erreicht hätte, welchem noch mehrere Monathe fehlten. In den königlichen Archiven, in den Acten des Parlamentshofes von Paris und in dem Kloster des h. Dionys wird ein von König Carl V. von Frankreich, welchen man den Weisen nennt, im Parlamente von Paris (im J. 1373) gegebenes, von dem Großkanzler unterſiegeltes, von den Brüdern des Königs, den Prinzen von Geblüt, und einer großen Anzahl der ersten Baronen und den Kronbedienten des Reiches unterschriebenes Edict

aufbewahrt, in welchem erklärt worden, daß die Könige von Frankreich im vierzehnten Jahre die Regierung ihres Reiches selbst antreten können; dasselbe enthält aber keine deutliche Bestimmung, ob es der Anfang oder das Ende des vierzehnten Jahres seyn solle. Aus dieser Ursache bestritten die Parlamentsglieder, vorzüglich jene von Paris, daß der Pupill das vierzehnte Jahr erreicht, wenn er es noch nicht vollkommen zurückgelegt habe; noch könne derselbe vor dieser Zeit für regierungsfähig erklärt, und von der Vormundschaft und Regentschaft befreyt werden. Der Großkanzler de L'Hopital behauptete im Gegentheile, und jene, welche das Vorhaben der Königinn-Mutter begünstigten, daß man bey Erlangung von Würden und Ämtern das Alter gleichsam von Stunde zu Stunde nicht zählen müsse, wie es bey der Restitution in Integrum der Pupillen geschehe, da der Sinn der Gesetze dahin ziele, die Minderjährigen zu begünstigen, welchen bey der Wiedereinsetzung in ihre Gerechtsame die Verlängerung der Zeit zum Vortheile gereiche; aber bey der Erlangung von Würden und Ämtern sey die Verkürzung der bestimmten Zeit ein großer Vortheil, und der Zeitraum von einigen rückständigen Monathen zu unbedeutend, um dem Verstande eines Menschen eine verhältnißmäßige Reife zu geben, da bey der eintretenden Volljährigkeit die von den Gesetzen bestimmte Zeit erscheine, von der Vormundschaft und Aufsicht befreyt zu werden. Diese Gründe unterstützten sie durch gleichlautende Römische Gesetze, nach welchen die christlichen Potentaten die Gerechtigkeit verwalten ließen, und durch die berühmtesten Ausleger derselben, welche immer bey Ertheilung von Würden, Ämtern u. s. w. nach einer gemeinen und bekannten bürgerlichen Rechtsregel den Anfang eines Jahres für das zurückgelegte computirten. Da sich das Parlament von Rouen allezeit bereitwilliger und den königlichen Befehlen folgsa- Jahr 1563.

Jahr 1563. mer vor allen Übrigen gezeigt hatte, und bey der neulichen Eroberung dieser Stadt die Glieder durch die Mildthätigkeit desselben waren unterstützt worden, wie sie denn auch überhaupt auf wahrhaft königliche Art ihre Unterthanen mit Wohlthaten zu überhäufen pflegte, so wurde beschlossen, in diesem Parlamente den König volljährig erklären zu lassen, um sich nicht den Widersprüchen des Pariser-Parlaments auszusetzen, welches schon gewohnt war, durch seine Sprüche und Vorstellungen den königlichen Beschlüssen Schranken zu setzen.

Der König und die Königinn-Mutter kamen nach der Eroberung von Havre de Grace den 15. September mit Ruhm bedeckt zu Rouen an, und begaben sich mit dem ganzen Hofe, den vornehmsten Baronen und Kronbedienten in das Parlament, wo der König nach den gewöhnlichen Ceremonien und Feyerlichkeiten nach der Erklärung seiner Volljährigkeit die freye und uneingeschränkte Regierung seines Reiches antrat. Das Parlament zu Paris beklagte sich bey dem Könige sehr darüber, daß eine so wichtige Sache in einem anderen Parlamentshofe entschieden und beendigt worden, da doch jenes den Vorrang vor allen Anderen habe, und gewöhnlich den allgemeinen Staatsrath der Nation vorstelle. Der nun volljährig erklärte König, voll männlichen Charakters, nahm es noch übler auf, daß sich das Parlament anmaßte, sich in Regierungssachen zu mischen, welches ihm nicht gebührte, und ermahnete dasselbe, die Abgeordneten deßwegen zu bestrafen, und sich künftig nicht mehr mit Staatssachen zu befassen, welche einzig und allein von seiner Willkür und seinem Willen abhingen. Das durch diese Warnung etwas gedemüthigte Parlament nahm die Volljährigkeitserklärung ohne einigen ferneren Widerspruch an, und registrirte sie.

Der König war nun dem Nahmen und dem Scheine nach mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet; aber die Königinn-Mutter übte sie jetzt noch unumschränkter wie vorher aus, welche einzig darauf bedacht war, die Ruhe des Reiches herzustellen, in welchem noch, wie auf dem Meere nach einem wüthenden Sturme, eben so nach hergestelltem Frieden viele und große Bewegungen sich zeigten. Die Nothwendigkeit, die Parteyen im Gleichgewichte zu halten, hörte nun auf; denn das volljährige Alter des Königs hatte die Ansprüche auf die Reichsverwaltung entfernt, und derselbe durch seine Siege sowohl als durch die Antretung der Regierung sein Ansehen und seine Gewalt so befestiget, daß man die vorigen Unternehmungen und Nachstellungen der Mächtigeren nicht zu befürchten hatte, welche man für fähig gehalten, die Pupillen der Krone zu berauben, und dieselbe sich selbst aufzusetzen; die katholische Partey war auch durch den Tod des Königs von Navarra und des Herzogs von Guise merklich geschwächt worden; die übereilten Unternehmungen des Prinzen von Condé und des Admirals hatten ihren Ruf und ihre Anhänger so vermindert, daß die Macht der einen wie der anderen Partey zu Boden gedrückt war, und die Ruhe des Reichs hergestellt, die bürgerliche Zwietracht erstickt, und dasselbe in jene Lage zurückgebracht werden konnte, in welcher es die vorigen Könige regiert hatten. Dieß war das Hauptziel der Königinn-Mutter, welche mit dem Könige und dem Großkanzler de L'Hopital übereingekommen war, (denn Beyde führten durch geheime Rathschläge das Ruder), alle Mittel und Wege zu versuchen, um den Prinzen von Condé von der Beschützung der Partey der Hugonotten abzuziehen, den Admiral und den D'Andelot zu beruhigen, welche sich voll Verdacht vom Hofe entfernt hielten, dieselbe ihrer Häupter und Beschützer zu berauben, sie nach und nach zu entkräften, und endlich ohne Gewaltthätigkeit aus ihrer Wurzel zu heben, daß sie

Jahr 1564.

Jahr 1564. sich selbst unvermerkt, wie viele andere Verbindungen in verflossenen Zeiten, auflösete. Durch solche Kunstgriffe, durch Verstellung, Scharfsichtigkeit und politische Gewandtheit hofften sie dem Reiche die Ruhe wieder zu verschaffen, weil sie es für viel zu gefährlich hielten, dieselbe durch Gewalt der Waffen zu bewerkstelligen. Zur Erreichung dieses Zweckes war der Friede mit England, die Erneuerung der Verbindung mit der schweitzerischen Eidgenossenschaft und ein gutes Verständniß mit den protestantischen Fürsten Deutschlands eine nothwendige Bedingniß, um den Hugonotten alle Unterstützung, und den Ausländern die Gelegenheit zum Einfalle in das Reich zu benehmen, deren sie sich mit so vieler Mühe und Gefahr entlediget hatten. In dieser Absicht ließen sie durch Guido'n Cavalcanti, einen Florentiner, welcher schon in beyden Reichen Geschäftsaufträge besorgt hatte, mit der Königinn Elisabeth von England eine Unterhandlung zum Vortheile beyder Reiche pflegen; zu den Fürsten Deutschlands schickten sie Raskalonen, welcher schon durch den Herzog von Guise in diesem Reiche war gebraucht worden, um die Gemüther der Protestanten durch Vorschläge zum gemeinschaftlichen Interesse zu beruhigen, und sie zu gewinnen; nach der Schweitz war Sebastian de L'Aubespine, Bischof von Limoges, abgegangen, um die alten Verträge, welche diese Republik mit dem Vater und Großvater des jetzigen Königs errichtet hatte, zu erneuern.

Man brauchte die feinsten Kunstgriffe, um den Prinzen von Condé zu einer aufrichtigen Versöhnung und zum Gehorsame gegen den König zu vermögen. Er wurde von demselben und der Königinn-Mutter mit den Bezeugungen des größten Vertrauens empfangen, als der erste Prinz von Geblüt behandelt und verehrt, und unvermuthet mit der Statthalterschaft der Pikardie begleitet; die Beraubung derselben war der erste Funke gewesen, welcher in ihm das Verlan-

gen nach Veränderungen entzündet hatte. Man suchte ihn so viel möglich durch Spiele, Feste, und andere Zeitvertreibe an den Hof zu fesseln, ihm Liebe zur Muße, und Geschmack für die Süße des Friedens einzuflößen, und dadurch die Wildheit seines Naturells zu bändigen. Es fügte sich, daß zu dieser Zeit seine Gemahlinn, Leonore von Roye, starb; — eine Dame von unruhigem Geiste, welche das Feuer seiner Seele immer auf's stärkste anzufachen pflegte. Die Königinn überredete Margarethen von Lustrac, die Witwe des Marschalls von St. Andre, eine durch die Güter ihres Vaters und die Hinterlassenschaft ihres Gemahls sehr reiche Dame, ihm ihre Hand anzubiethen, weil sie glaubte, daß er durch diese Verbindung seine häuslichen Umstände verbessern, und auf einem dem königlichen Geblüte gemäßen und glänzenden Fuße leben könnte, und sich nicht so leicht wieder mit neuen Anschlägen zu Unruhen und Veränderungen zu befassen, welche für denselben so unglücklich und nachtheilig ausgefallen waren. Um seine Verbindung mit den Herren von Chatillon zu trennen, welche nur zu gewiß seine Gedanken zu Veränderungen entflammten, so suchte man ihn durch Hofschmeicheleyen glauben zu machen, daß die Schlacht bey Dreux durch die Feigheit und die Untreue des Admirals und D'Andelot's verloren gegangen sey, welche, nur zu sehr auf ihre eigene Rettung bedacht, oder vielmehr aus Eifersucht über seine Tapferkeit, mit welcher er zuerst den Sieg davon getragen, zu früh die Flucht ergriffen, und diejenigen, welche tapfer kämpften, und vorzüglich Ihn im Stiche gelassen hätten. Alles dieß wurde noch vergrößert, konnte leicht auf sein Gemüth Eindruck machen, und Mißtrauen gegen seine alten Freunde und Anhänger erregen: aber weder seine heftige Liebe und der erhaltene Genuß eines Hoffräuleins der Königinn-Mutter, Jahr 1564.

Jahr welche darüber wie unwissend die Augen zudrückte 7), noch die
1564. Hoffnung einer so reichen Verbindung waren hinreichend, seine natürliche Wildheit zu besänftigen. Kein Kunstgriff war stark genug, ihn aus der Verbindung und dem Anhange des Admirals und der übrigen Brüder von Chatillon zu reißen, welche in die Königinn kein Vertrauen setzten, und nicht glaubten, daß man es je in Sie setzen könne; sie waren auf keine Art zu beruhigen, sondern unterhielten noch immer geheime Verständnisse mit den Hugonotten, um ihre Hoffnun-

---

7) Die schwächste Seite des Prinzen von Condé war jene der Weiber. Die Königinn-Mutter hatte eine Menge liebenswürdiger Gesellschaftsfräulein, welche man ihre Sirenen nannte. Sie bediente sich derselben, um den Männern ihre Geheimnisse zu entlocken. Unter denselben befand sich die Mademoiselle von Limevil, welche dem Prinzen am besten gefiel. Als sie von ihm schwanger wurde, so gab ihr die Königinn öffentliche Verweise darüber, und jagte sie vom Hofe. Dieses unglückliche Fräulein sagte aus Verzweiflung zur Königinn-Mutter: ihre Aufführung sey die Folge ihrer Befehle, und ihres — Beyspieles. Die Gemahlinn des Prinzen, Eleonore von Roye, grämte sich über die Untreue des Prinzen zu Tode. Unter mehreren Damen, welche auf die Ehre der Verbindung mit dem Prinzen Anspruch machten, war auch die Witwe des Marschalls von St. Andre, welche demselben ein Geschenk mit dem schönen Schlosse und der Herrschaft von Saint-Valerie machte, welche jetzt noch im Besitze der Condé's ist. Diesem ungeachtet vermählte er sich nachher mit Franzisca, einer Tochter des Marquis von Rothelin, wie die Verfasser der Hist. Univ. am angef. Orte p. 623. angeben. Der Admiral, welcher sich über den auf der Ochseninsel bey Orleans geschlossenen Frieden sehr beschwerte, so wie der Graf von Montgommery und andere hugonottische Offiziere beschuldigten den Prinzen, d'avoir ballené les filles de la Reyne, comme il parut depuis. S. Mém, de Tav. t. XXVII. der Samml. p. 101. Not. a.

gen zu beleben, blieben entfernt vom Hofe, und waren auf ihre Sicherheit bedacht. Jahr 1564.

Die Häupter der katholischen Partey waren nicht weniger Feinde des hergestellten Friedens und der Absichten der Königinn als die Hugonotten, sondern darauf bedacht, den Tod des Herzogs von Guise zu rächen, und die eingeführte Toleranz der reformirten Religion zu untergraben, oder umzustürzen. Der Herzog Franz von Guise hatte von seiner Gemahlinn Anna von Este, Alfonsens Herzogs von Ferrara Schwester, drey Söhne hinterlassen, Heinrichen, Herzog von Guise, ein Jüngling von großer Hoffnung und Erwartung, Ludwigen, welcher für den geistlichen Stand und die Cardinalswürde bestimmt war, und Carln, Marquis und hernach Herzog dü Maine, der in den letzten bürgerlichen Kriegen das Haupt und der Feldherr der katholischen Liga gegen Heinrich IV. war. Diese Prinzen, welche die Seelengröße und den Muth ihres Vaters geerbt hatten, waren, ihres noch jugendlichen Alters ungeachtet, über den Herzog von Aumale und das Übergewicht des Cardinals von Lothringen, ihrer Oheime, aufgebracht, und schwangen sich nach und nach zu Häuptern der katholischen Partey empor. Sie suchten dadurch ihren Ruf zu vergrößern, und durch neue Beweggründe das erlöschende Feuer ihrer Partey zu erhalten. Sie versammelten also eine ansehnliche Anzahl ihrer Verwandten und Diener in Trauerkleidern, erschienen vor dem Könige, und begehrten auf's dringendste, worin sie durch das Geschrey des bey diesem Schauspiele zusammen gelaufenen Volkes unterstützt wurden, daß man gegen jene nach der Gerechtigkeit verfahren solle, welche auf eine so schändliche Art ihren Vater hätten ermorden lassen, während derselbe im Dienste Gottes und des Königs treu und ruhmvoll den Krieg geführt, und für das allgemeine Wohl gefochten habe. Der König konnte auf dieses Begehren nichts anderes

[Jahr 1564. antworten, als daß er nach Zeit und Umständen nicht ermangeln werde, eine exemplarische Gerechtigkeit gegen jene auszuüben, welche sich einer so abscheulichen That schuldig gemacht hätten. Diese Antwort bestärkte die Brüder von Coligni noch mehr in ihrem Mißtrauen und in der unvermeidlichen Nothwendigkeit, ihre Partey wieder unter die Waffen zu bringen, und sich gegen so mächtige Feinde, wie die Herren von Guise, in Verfassung zu setzen.

Man ging jetzt damit um, die katholische Partey zum Aufstande zu reitzen, und die Anhänger Calvins auf eine nachdrücklichere Art zu unterdrücken. Der Cardinal von Lothringen glaubte, daß seine Nepoten durch die Verbindung ihres Interesse's mit der Religion ehrer ihr Ziel, und zwar auf eine rühmliche Art erreichen, und ihre Macht verstärken würden; er begab sich also nach der im November dieses Jahres geschlossenen Kirchenversammlung zu Trient nach Rom, und überredete den mit dem in Frankreich geschlossenen Frieden mißvergnügten Papst Pius IV. den König Carl und die Königinn-Mutter dringend zu bitten, die Schlüsse dieses Conciliums in ihrem Reiche verkündigen, und beobachten zu lassen. Der Cardinal versprach, daß seine Nepoten, das ganze Haus von Lothringen, und der größte Theil des französischen Adels bereitwillig seyn würden, dasselbe insgesammt zu publiciren, und hinlängliche Macht besäßen, die Anhänger von Calvins Lehre zu unterdrücken. Der katholische König und der Herzog von Savoyen führten bey dem Papste die nähmliche Sprache, welche über die Nachbarschaft der Hugonotten und die Verbreitung ihrer Lehre Argwohn und Besorgniß hegten, sie möchten ihre eigene Staaten in Gefahr setzen, da schon die spanischen Niederlande damit angesteckt waren, und dieselbe nicht nur allein in Savoyen, sondern auch in Piemont starke Bewegungen machten, wo durch die Nachbarschaft von Genf der Same dieser Lehre

war verbreitet worden. Beyde Fürsten wünschten also, daß dieser in einem so nahe gränzenden Lande entstandene Brand ohne weiteren Aufschub ausgelöscht würde. Es war nicht schwer, den Papst zu erhitzen, da man vor allem anderen die Größe des apostolischen Stuhles und die Macht des Papstes auf's Tapet der Unterhandlung brachte. Sie beschlossen also, in ihrem Nahmen Gesandte an den König Carl abzuschicken, welche ihn ermahnen sollten, die Schlüsse des Trienter Conciliums publiciren, und beobachten zu lassen; sie bothen ihm alle Hülfe an, um die Ketzer in seinem Reiche auszurotten. Diese Gesandtschaft, welche in gemeinsamen Nahmen abgeordnet worden, um sie wirksamer zu machen, fiel dem Könige und der Königinn-Mutter sehr lästig, obschon sie mit dem Wunsche des Papstes und der übrigen Fürsten überein stimmten, die Partey der Hugonotten zu unterdrücken, welche sie für die Urheber aller Unruhen hielten; bey alle dem aber glaubten sie es ihrem Interesse nicht gemäß, dieses Werk gegenwärtig und mit so vielem Geräusche und so großer Übereilung anzufangen, dessen Plan mit großer Klugheit entworfen, aber noch nicht zur Reife gediehen war. Sie nahmen es sehr übel auf, daß der katholische König, und noch mehr der Herzog von Savoyen sich es anmaßen wollten, auf eine gebietherische Art sich in die Regierung ihrer Staaten zu mischen, und sie durch so dringende Vorstellungen in die offenbare Nothwen igkeit setzten, dem apostolischen Stuhle den Gehorsam aufzusagen, sich von demselben zu trennen, und ihren Nahmen gleichsam mit öffentlicher Schande zu bedecken, oder ihren Plan, durch welchen sie mit der Zeit das nähmliche Ziel ohne Gefahr und Krieg zu erreichen suchten, aufzudecken, den sie doch so geheim zu halten suchten; sie zweifelten nicht, daß die Hugonotten, sobald sie Wissenschaft davon erhielten, das Kriegsfeuer sogleich anzünden, fremde Truppen in's Reich bringen, und Jahr 1564.

Jahr 1564. den größten Theil desselben verwüsten würden, wie es die Beyspiele des vorigen Bürgerkrieges bewiesen hätten. Es blieb ihnen also kein anderes Mittel, als die gewöhnlichen Verstellungskünste übrig, um den Versuch dieser Gesandtschaft zu vereiteln, welcher sie Anfangs eine Privataudienz in dem Schlosse zu Fontainebleau gaben, damit dieselbe durch die Unbedeutenheit des Ortes weniger Aufsehen machte, und der Auftrag den Schein von geringer Wichtigkeit erhielte. Nachher suchten sie die Ausfertigung ihrer Antworten in die Länge zu ziehen, und die Sache veraltern zu lassen, damit sie durch sich selbst zerfiele, und am Ende durch zweydeutige und verschiedener Auslegungen fähige Äußerungen ihre Absicht den Gesandten selbst zweifelhaft zu machen; zuletzt versicherten sie, daß sie durch vertraute Personen, welche sie eilends an den Papst und die anderen Fürsten abschicken würden, ihre Absichten und Gesinnungen besonders eröffnen wollten.

Nachdem der König und die Königinn-Mutter diese Gesandtschaft am Ende des Monaths July abgefertiget hatten, so besuchten sie alle Provinzen und die vornehmsten Städte des Reiches, in der Absicht, um durch diese Reise 8)

---

8) Obschon die Königinn-Mutter die Absicht ihrer Reise durch Lustbarkeiten zu bedecken suchte, so erwitterten sie doch die Hugonotten. Manche Vorfälle auf dieser Reichsbesichtigung waren gewiß nicht geeigenschaftet, um die Protestanten einzuschläfern; auch gehörte gewiß wenig Scharfsinn dazu, den auf dieser Reise mit dem Papste, dem Herzoge von Savoyen, und der Königinn von Spanien verabredeten Unterdrückungsplan der Hugonotten zu errathen. Als der König zu Chalons-für Saone seinen Einzug hielt, so machte ihm die Municipalität ein ganz besonderes Geschenke. Man hatte ein Theater aufgerichtet, auf welchem zwey sehr schöne Mädchen das Geschenk dem Könige überreichten. Es war

viele Vortheile für die Ausführung ihres Planes zu gewinnen, welcher sich jetzt der Entwickelung mit starken Schritten näherte. Sie hielten eine Unterredung mit dem Herzoge von Savoyen im Delphinate, mit den Gesandten des Papstes zu Avignon, und mit dem katholischen Könige, oder vielmehr mit der Königinn, seiner Gemahlinn, an den Gränzen von Guienne, wo sie diesen Fürsten ihr Vorhaben mittheilen konnten, ohne dasselbe Franzosen mit der größten Gefahr anzuvertrauen, welche Alle dabey entweder als Anhänger der einen und der anderen Partey, oder aus Verwandtschaft interessirt seyen, und den Hugonotten davon Wissenschaft geben konnten. Auf diese Art erhielten sie sich Jahr 1564.

---

das Bildniß eines Königs von Silber und vergoldet, welcher zwey in einander geschlungene Säulen mit der Devise «Pietate et Justitia" umarmte, und mit den Füßen auf eine Höllenfurie trat, welche die ganze Christenheit mit ihrem Gifte angesteckt hatte. Dieses Geschenk gefiel dem Könige außerordentlich. Perry, histoire de Chalons, p. 337.

Als der König zu Dijon ankam, so gab sich der Herr von Tavannes alle Mühe, Ihre Majestäten durch prächtige Tourniere zu belustigen, auf welchen so hitzig gefochten wurde, daß nichts als der Tod fehlte, sagt Tavannes, um sich dieselben als Gefechte zwischen Feinden vorzustellen. Es wurden auch kleine Manövres gemacht, und ein Angriff auf ein kleines Fort vorgestellt, auf welches man mit vier Kanonen so stark Bresche schoß, daß die Königinn fragte: was das für Spiele seyen? die Seele zittere ihr im Leibe. Der Connetabel antwortete ihr, daß es die gewöhnlichen Spiele des Herrn Caspar von Tavannes seyen, welcher dann lächelnd erwiderte: er werde sich groß damit machen, ihre Majestäten zittern gemacht zu haben. Mém. de Tav. Vielleicht zitterte sie vor dem Gedanken an einen zweyten bürgerlichen Krieg.

Jahr 1564. die Freundschaft des Papstes und der anderen katholischen Fürsten, und gewannen Zeit genug, ihren Plan mit gemeinschaftlicher Einwilligung zur Reife zu bringen. Sie glaubten auch, daß es noch hinlänglich Zeit sey, mit dem Herzoge von Lothringen, und durch sein Mittel, mit den protestantischen Fürsten Unterhandlungen zu pflegen, und mit denselben eine so enge und zu beyderseitigem Vortheile gereichende Verbindung zu errichten, damit sie sich nicht mehr in die inneren Angelegenheiten ihres Reiches mischten, und die Hugonotten unterstützten. Sie erhielten durch diese Reise einen noch wichtigeren Vortheil, daß sie durch die Besichtiguug der Hauptstädte sich die Kenntniß von dem Zustande einer jeden erwarben; sie beschlossen, sich derselben durch neue Festungen, durch Veränderungen der Statthalter und Obrigkeiten so zu versichern, daß sie keinen Rückfall zu befürchten hätten. Überdieß hofften sie, durch die Herstellung der Ruye und die Erledigung der Beschwerden und die Steuerung der Bedürfnisse des Volkes die königliche Macht zu vermehren, und in den Gemüthern der Unterthanen nach und nach wieder jene Treue und Verehrung zu erwecken, welche sie gegen ihre Könige aus natürlichem Hange und aus Gewohnheit so stark zu hegen pflegen. Die Nothwendigkeit, die Provinzen zu bereisen, hatte auch die Königinn Johanna vermehrt, welche nach dem Tode ihres Gemahles sich öffentlich zu der reformirten Religion bekannte, und durch gewaltthätige Art die Bilder aus den Kirchen genommen, die Priester verjagt, sich in den Besitz der Kirchen gesetzt, die Altäre zerstört hatte, und alle ihre Unterthanen in dem Fürstenthume Bearn zwingen wollte, nach der reformirten Religion zu leben. Durch den bey dieser Unternehmung entstandenen Tumult hatte der katholische König, welcher entweder auf jede Gelegenheit wachte, die Überreste des Königreiches von Navarra zu erobern, oder aus

Furcht, das Gift der Ketzerey möchte der Nachbarschaft we- Jahr
gen in sein Königreich eindringen, sich bey dem Papste höch- 1564.
lich darüber beklagt, und ihn ermahnt, Vorsehung dawider zu
thun. Der Papst wurde nicht nur allein durch die Vorstellun-
gen des Königs von Spanien, sondern auch durch den offen-
baren Nachtheil, welche die Gerichtsbarkeit des apostolischen
Stuhles durch diese Fortschritte litt, bewogen, die Köni-
ginn Johanna durch den Cardinal von Armagnac, ihren
nahen Verwandten und einen alten Anhänger ihres Hauses,
zuerst väterlich ermahnen zu lassen, daß sie von einer so un-
erträglichen Neuerung abstehen möchte; da er aber sah, daß
seine Ermahnungen nichts fruchteten, so ließ er ein War-
nungsschreiben an sie ergehen, die katholische Religion nicht
mehr zu verfolgen, und in einer Zeitfrist von sechs Monathen
in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurück zu kehren;
im widrigen Falle bedrohete er sie mit der Excommunication,
und ihre Staaten dem ersten besten Besitznehmer zu verlei-
hen. Der König von Frankreich erklärte sich öffentlich, daß
er sich dieser Besitznehmung widersetzen werde, weil die Ober-
herrschaft dieser Staaten ihm gehöre, und der Papst sie we-
gen keinem Vergehen derselben, welche diese Staaten von
ihm zu Lehen trage, einem Anderen verleihen könne, sondern
sie müßten unmittelbar an ihn, als den rechtmäßigen Ober-
herrn, wieder zurückfallen. Durch diesen Widerspruch wurde
die Hitze und die Heftigkeit des Papstes gemäßigt; die Köni-
ginn Johanna fuhr auch noch mehr fort, durch neue Gesetze
und Verordnungen die reformirte Religion fest zu gründen,
und die katholische zugleich zu unterdrücken. Der König suchte
zu verhindern, daß sich die Spanier ihrer Unternehmungen
zum Vorwande bedienten, sich in die Staatsangelegenheiten
diesseits der Gebirge, welche Frankreich von Spanien schei-
den, zu mischen, und sich bey dem Aufruhre seiner Unterthanen
einen freyen Eingang in sein Reich zu eröffnen. Er hatte

Jahr 1564. den Parlamentern zu Toulouse und zu Bourdeaux befohlen, sich den Unternehmungen der Königinn Johanna aus den Gründen zu widersetzen, weil sie ohne Erlaubniß des Königs von Frankreich, des Oberherrn ihrer Staaten, weder neue Gesetze noch eine neue Religion einführen könnte. Obschon diese Behauptung mit Nerac, Oleron und der Grafschaft Bigorre ihre Richtigkeit hatte, so galt doch nicht das Nähmliche von dem Fürstenthume Bearn, über welches zwar mehr Mahls viele Streitigkeiten entstanden waren, das aber immer für ein unabhängiges Land der Könige von Navarra erklärt worden ist. Die gegenwärtige Lage der Dinge und die Furcht vor der Zukunft verursachten, daß die schon längst begrabenen und entschiedenen Streitigkeiten wieder hervorgesucht wurden, um den jetzigen Unordnungen zu steuern. Der König und die Königinn-Mutter hielten es also für räthlich, sich ebenfalls dorthin zu begeben, um der Königinn Johanna andere Gedanken beyzubringen; im widrigen Falle aber ihr den Prinzen Heinrich aus den Händen zu nehmen, damit nicht der erste Prinz von Geblüte in der Religion der Hugonotten auferzogen würde, und die Partey derselben nicht einen neuen Beschützer erhielte.

Dieß waren die geheimen Absichten ihrer Reise, welche sie aber äußerst vor denjenigen verborgen hielten, die es betraf, und sich den Anschein gaben, als wenn der König aus einem jugendlichen Verlangen dieselbe unternommen hätte, um sich seinen Unterthanen zu zeigen, und in verschiedenen Gegenden verschiedene Arten von Lustbarkeiten zu genießen. Man wollte glauben machen, als wenn die Königinn-Mutter aus Ehrgeitz darein gewilligt habe, um die Pracht ihres Hofes zu zeigen, und aus Verlangen, die Königinn von Spanien, ihre Tochter, zu sehen. Aus dieser Ursache wurde ein großer Aufwand in prächtigen Livereyen, vielen Lustjagden, herrlichen Gastmählern, und Schauspielen gemacht, wobey

ein starkes, den Vergnügungen angemessenes Gefolge von Prinzen, Großen und Höflingen sich befand. So bald es die Jahrszeit zuließ, verfügten sie sich, um die Ausführung ihrer Entwürfe nicht länger aufzuschieben, durch Brie und Champagne nach der Stadt Bar für Aube an den Gränzen des Herzogthums von Lothringen, wo sie mit dem Herzoge und der Herzoginn Claudia, einer Schwester des Königs, eine Zusammenkunft hielten. Hier hatte die Königinn-Mutter durch den nähmlichen Raskalon und einige Vertraute des Herzogs von Lothringen eine Unterredung mit dem Herzoge von Würtemberg zu Stande bringen wollen, in der Hoffnung, durch Persönliche Unterhandlungen und Kunstgriffe ihn und die übrigen Fürsten von der nähmlichen Religion zu gewinnen, und sie in eine so enge Verbindung mit der Krone von Frankreich zu ziehen, daß man künftig nichts mehr von ihnen zu fürchten hätte. Da sich aber der schon betagte Herzog von Würtemberg weigerte, dorthin zu kommen, so fing sie doch mit nicht geringerer Hoffnung die Unterhandlung mit demselben und anderen Fürsten an, um sie zu bewegen, in Französischen Sold zu treten, weil sie glaubte, daß sie den sichern Sold und die Bedingnisse des Königs dem unsichern und den eiteln Versprechungen der Hugonotten vorziehen würden. Der Pfalzgraf bey Rhein, der Herzog Wolfgang von Zweybrücken und der Herzog von Würtemberg waren geneigter, die Hugonotten wegen dem gemeinsamen Glauben zu unterstützen, als sich durch blendendes Interesse zum Gegentheile bewegen zu lassen, und weigerten sich, in Französischen Sold zu treten; sie versprachen aber in allgemeinen und höflichen Ausdrücken, daß sie den Mißvergnügten in keinem anderen Falle Hülfe leisten wollten, als wenn ihre Gewissensfreyheit gekränkt würde. Johann Wilhelm, einer der Herzoge von Savoyen, und Carl, Markgraf von Baden, nahmen entweder aus Eifersucht gegen die anderen

Jahr 1564.

Jahr 1564. Fürsten, oder aus Interesse den ihnen angebothenen Sold an, und versprachen, dem Könige in jedem Falle und gegen jeden mit einer gewissen Anzahl Kriegsvolkes zu dienen.

Von Bar setzte der König seine Reise nach Lyon fort, wo die Hugonotten ein solches Übergewicht hatten, daß diese Stadt eine der ersten war, die im vergangenen Kriege sich empörte, und die letzte, welche zu dem Gehorsame gegen den König zurück kehrte. Da sie die Wichtigkeit derselben, die Nachbarschaft von Genf und Deutschland, so wie andere Umstände in Erwägung zogen, so wurde in einem Staatsrathe beschlossen, dort eine Citadelle zwischen der Rhone und Saone, welche durch die Stadt fließen, zu errichten, um die Bürger im Zaume zu halten, und die Stadt gegen die Unternehmungen der Benachbarten sicher zu stellen. Der Grund zu dieser Feste wurde in Gegenwart des Königs gelegt, und nachher durch den Herrn von Losses auf's eifrigste vollendet, welcher ganz neuerdings zum Gouverneur der Stadt an die Stelle des Grafen von Saux ernannt worden war, der sich als ein Anhänger der Hugonotten verdächtig gemacht hatte. Als der König von Lyon nach Valence im Delphinate gekommen war, so ließ er die Festungswerke dieser Stadt schleifen, und dieselbe auf's neue befestigen, weil sie vorher ein sicherer Zufluchtsort der Aufrührer gewesen war. Der König hatte kaum das Schloß von Roussillon erreicht, als er mit Postpferden zu einer abermahligen Zusammenkunft mit dem Herzoge Philibert Emanuel von Savoyen eilte, welcher nun durch den König von dem entworfenen Plane hinlänglich unterrichtet wurde, wie man sich der Calviniſten ohne Aufsehen und Gefahr entledigen wolle. Da ihn die Königinn-Mutter in ihrer Unterredung vollkommen davon überzeugt hatte, so versprach er eine verhältnißmäßige Anzahl Hülfsvölker. Von

Roussillon begab sich der König nach Avignon, wo er von Jahr 1564.
Serbelloni, Gouverneur der Stadt, und dem Vicelegaten, Bischof von Fermo, mit vieler Pracht und Feyerlichkeit empfangen wurde. Da Ludwig Antinori, ein Florentiner, und der vertrauteste Diener des Papstes, auf Ersuchen der Königinn ebenfalls dort erschienen war, so nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang. Der König und die Königinn-Mutter gaben dem Gesandten des Papstes die Erklärung, daß sie den vorhin an sie abgeschickten Gesandten sich nicht hätten anvertrauen wollen; sie zeigten sich bereitwillig, den Calvinismus auszurotten, und die Schlüsse des Trienter Conciliums in ihrem Reiche beobachten zu lassen; sie hätten aber, um die Engländer und die Deutschen Protestanten nicht in's Land zu ziehen, und den beabsichteten Zweck ohne Gefahr und neuen Krieg, durch welchen so viele tausend Seelen zu Grunde gingen, und die christlichen Länder so erbärmlich verheert würden, zu erreichen, beschlossen, nach und nach durch geheime Kunstgriffe die Häupter dieser Partey zu entfernen, und die stärksten Grundpfeiler derselben zu untergraben, den Prinzen von Condé und die Brüder von Chatillon von der Krankheit zu heilen, die verdächtigen Städte zu befestigen, die Finanzen in Ordnung zu bringen, das zur Ausführung nöthige Geld herbey zu schaffen, und viele andere Vorkehrungen zu treffen, welche nicht anders als nach und nach und mit der Zeit bewerkstelligt werden könnten, um hernach mit so größerer Sicherheit Hand an's Werk zu legen, da ihnen das Gegentheil wenig Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange geben würde. Der Papst, welcher von Natur nicht rachsüchtig war, und das kostbare christliche Blut nicht gerne in einem Bürgerkriege vergießen wollte, wurde durch diese Gründe bewogen, einzuwilligen, daß die Verkündigung der Schlüsse des Conciliums von

Jahr 1564. Trient so lange verschoben würde, bis der Plan zur Ausführung reif sey.

1565. Im Anfange dieses Jahres kam der König in die Provinz Languedoc, von wo er sich nach jugendlich gehaltenem Carneval nach Bayonne, an den Gränzen von Spanien, begab. Die Königinn von Spanien war in dieser Stadt in Begleitung des Herzogs von Alba und des Grafen von Benevento angelangt. Während den Festen, Turnierspielen und verschiedenen jugendlichen Ergötzungen hielt man geheime Berathschlagungen, in welchen man nach Abwägung des gemeinschaftlichen Interesse's übereinkam, daß ein König dem andern zur Herstellung der Ruhe ihrer Staaten und der Religionseinheit hülfreiche Hand leisten solle; aber die Meinungen waren über die Mittel sehr verschieden, um diesen Zweck um so sicherer und schneller zu erreichen. Der Herzog von Alba, ein Mann von heftigem und entschlossenem Charakter, behauptete, daß man, um die neue Lehre auszurotten, und die Aufrührer zur Ruhe zu bringen, die Mohnköpfe abschlagen, die großen Fische fangen, und um die Frösche sich nicht bekümmern müsse: 9) so bald die Winde aufhör-

---

9) Man behauptet, daß der junge Prinz von Navarra (nachher Heinrich IV.) den Ausspruch des Herzogs von Alba «ein Salmenkopf ist besser, als hundert Froschköpfe" gehört habe. Er war damahls erst zwölf Jahre alt. Die Katharina von Medizis hatte ihn wegen seiner Lebhaftigkeit und seinem Witze sehr liebgewonnen, und wollte ihn nicht von ihrer Seite lassen; aber das fürchterliche Bonmot des Herzogs hatte ihn erschreckt. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses Kind sich einen Vertrauten zu erwählen wußte, welchem es sein Geheimniß eröffnete, um die Königinn, seine Mutter davon zu benachrichtigen. Der Depositar soll der Präsident von Calignon gewesen seyn. S. Mémoires

ten zu blasen, würden sich auch die Wellen des Volkes um so gewisser von selbst legen. Er setzte noch hinzu, daß ein Fürst nichts Tadelnswürdigeres und sich selbst Nachtheiligeres unternehmen könne, als wenn er seinen Unterthanen die Gewissensfreyheit erlaubte, da er durch die Verschiedenheit der Religionen, wenn man den Eigensinn und die wunderlichen Einfälle unruhiger Menschen erwäge, der Zwietracht und der Unordnung Thüre und Thor öffnete, welche Staatsveränderungen unvermeidlich nach sich zögen. Er zählte eine Menge merkwürdige Beyspiele auf, daß die Verschiedenheit der Religion den Unterthanen immer die Waffen in die Hände gegeben, und sie zum Aufruhre und Meineid gegen ihre Oberherren gereizt habe: er beschloß also damit, daß man, da die Religionsstreitigkeiten den Mißvergnügten immer zum Vorwande des Aufruhres gedient hätten, auf einmahl diesen Vorhang hinwegreißen, durch strenge Heilmittel und — durch Feuer und Schwert die Wurzeln des Übels ohne alle Rücksicht ausrotten müsse, welches durch Gelindigkeit und Nachgiebigkeit immer neue Schößlinge treibe, und sich vergrößere. Die Königinn-Mutter, welche im Gegentheile ihren Plan dem Naturell der Franzosen anpassen wollte, war gänzlich abgeneigt, ihre Hände mit dem Blute des königlichen Hauses und der Großen des Reiches zu beflecken, welches sie — nur im äußersten Nothfall thun, und vorerst alle mögliche Mittel versuchen wollte, um die Häupter der Hugonotten zum Gehorsame gegen den König und in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurückzubringen, wodurch gleichfalls, obschon auf entgegengesetzten Wegen, die Ur-

Jahr 1565.

---

de la troisième guerre civile. 1570. p. 28. Mémoires de Tav. l. c. p. 116.

Jahr 1565. sache des Aufruhrs beseitigt würde: sie sähe ganz wohl das Unheil ein, welches aus der Gewissensfreyheit entspringe; man hätte gleich beym Ursprunge des Übels Vorkehrungen treffen sollen, und nicht jetzt, da sich die Grundsätze der neuen Religion von einem schwachen Anfange an so sehr erweitert, und ausgedehnt hätten, und die Glaubensunruhen so allgemein und so stark seyen, daß man da, wo sie ausbrechen, vieles dulden, welches man ohne Nothwendigkeit nicht zugestehen würde, und dorthin durch einen Umweg gelangen müsse, wohin die gerade Landstraße nicht führte: es sey also nothwendig, daß ein Regent nur so viel thue, als er könne, und nicht Alles, was Er wolle; die Behandlung von Religionssachen erfordere eine große Klugheit; es seyen Feuerflammen, welche mit zu großer Heftigkeit hervorschlügen; man müsse sie nach und nach zu löschen und zu dämpfen suchen, ehe ihr gänzlicher Ausbruch einen allgemeinen Brand und den Untergang nach sich zögen. Sie zeigte durch das noch frische Beyspiel des letzten Krieges, daß Frankreich auf dem Puncte gestanden habe, von den Engländern und Deutschen zergliedert und zerstückelt zu werden: sie hielt also dafür, die Nothwendigkeit eines Krieges so viel möglich zu vermeiden.

Die Meinungen waren so verschieden, weil die Verschiedenheit der Umstände, des Interesse's, der Gesinnungen, und über Alles, der Unterschied des Nationalcharakters verursachte, daß dieser Gegenstand einem Jeden von einer anderen Seite erschien, und so verschiedene Rathschläge gegeben wurden; nichtsdestoweniger kamen Alle im Hauptzwecke überein, nähmlich, die Partey der Hugonotten zu Grunde zu richten, und die Unterthanen zum Gehorsame zurückzubringen. Zuletzt verbanden sie sich, daß ein König dem andern öffentlich oder unter der Hand, wie man es am rathsamsten halten würde, in der Ausführung eines so schweren

Unternehmens unterstützen, es aber einem jeden frey stehen solle, nach jenen Rathschlägen und mit jenen Mitteln zu Werke zu gehen, welche ihm am schicklichsten schienen, und — Gott zu bitten, daß die Strenge und die Gelindigkeit, zwey so entgegen gesetzte Wege, zum nähmlichen Ziele führen möchten. Jahr 1564.

Nach dieser Zusammenkunft, und der zu Bayonne aufgerichteten Verbindung kehrte die Königinn Elisabeth nach Spanien zurück, und der König setzte seine Reise nach den Staaten der Königinn Johanna fort, welche er nicht überreden konnte, den katholischen Glauben wieder anzunehmen; er drang aber darauf, daß an allen Orten, wo die Ausübung derselben verbothen worden, die Messe wieder hergestellt, und die Geistlichen wieder in ihre Güter eingesetzt würden. Er bewog sie, mit ihren Kindern dem Hofe zu folgen, welches ihr nicht sehr schwer fiel, nicht, als wenn sie dem Könige ergeben gewesen wäre, oder die gegenwärtige Regierungsart billigte, sondern weil bey dem Könige ein Reichsstreit zwischen dem Herzoge von Nemours und der Franziska von Rohan, welche sich schriftlich einander die Ehe versprochen hatten, anhängig war. Die Königinn Johanna liebte diese ihre Enkelinn wegen ihrer Anhänglichkeit an die nähmliche Religion, und hielt es für nothwendig, bey der Untersuchung und Entscheidung dieses Handels gegenwärtig zu seyn, welcher sie so nahe anging. Da sie sich entschlossen hatte, dem Hofe zu folgen, so suchte sie der König, durch die Vorspiegelung, wie sehr er ihren Kindern gewogen sey, und sie selbst noch mehr hoch schätze, zu überreden, an demselben zu verbleiben. Er sah aber in allen diesen Gegenden mit eigenen Augen die zerstörten Kirchen, die entheiligten Altäre, die zur Erde gestürzten Bilder, die verbrannten und verwüsteten Klöster, die selbst aus den Gräbern heraus gegrabenen und auf dem Felde zerstreuten Gebeine der Todten, und entbrannte inner-

Jahr 1565. lich von einem solchen Hasse gegen sie und die ganze Partey der Hugonotten, daß er nachher nicht aufhörte, dieselben auf's bitterste zu verfolgen, bis er seine Rache gesättigt hatte.

Nach der vollendeten Reise und Besichtigung des ganzen Reiches berief er, um den Unordnungen zu steuern, welche er in den Beschwerden des Volkes entdeckt hatte, eine Versammlung aus den angesehensten Männern der acht Parlamenter nach Moulins, der Hauptstadt von Bourbonnois, um auf derselben die für den jetzigen Zustand des Reiches schicklichen Verordnungen zu erlassen. Er hatte die Absicht, in einem so ansehnlichen Conseße der vornehmsten Unterthanen seines Reiches die Häuser von Guise und von Chatillon mit einander auszusöhnen, deren Feindschaft die Parteyung des Volkes und die Zwietracht des Reiches zur Folge hatte. Zu gleicher Zeit dachte er, mit dieser Gelegenheit den Prinzen von Condé und den Admiral an den Hof zu ziehen, sie von der Beschützung der Hugonotten abwendig zu machen, und von der Gemeinschaft derselben zu trennen. Er wollte ihnen durch die Sicherheit des gegenwärtigen Zustandes eine Abneigung gegen künftige Unternehmungen, und einem jeden derselben Geschmack für den Genuß der Ruhe, das allgemeine und besondere Wohl einflößen, und auf diese Art jene Partey ihrer Häupter berauben, um sie so leichter im Zaume halten, und unter'n Fuß bringen zu können. Alle diese Versuche waren fruchtlos; denn der Admiral, welcher gezwungen die Waffen niedergelegt, und D'Andelot, der in den Frieden eingewilligt hatte, um Orleans von der Belagerung zu befreyen, sannen mehr als jemehls auf Veränderungen, und setzten in die Äußerungen und Erklärungen des Königs und der Königinn-Mutter als in Verstellungen ein Mißtrauen; sie glaubten nicht, daß je eine aufrichtige

Versöhnung mit den Herren von Guise zu Stande kom- Jahr 1565.
men könnte. Der immer wankelmüthige und auf großen Entwürfen brütende Prinz von Condé war des Hoflebens und der Lustbarkeiten müde, verachtete die ihm angetragene Verbindung mit der Witwe des Marschalls von St. Andre, weil sie seinem Stande und dem Glanze des königlichen Geblütes nicht gemäß war, nahm sich die Maria, Schwester des Herzogs von Longueville, zur Gemahlinn, und verband sich enger als jemahls mit den Herren von Chatillon, so, daß der Charakter des Prinzen und die Scharfsichtigkeit der Chatillon's in eben dem Maße das Gebäude der Eintracht niederriß, als es die Königinn-Mutter kunstreich aufbauete.

Schon lange vorher hatte sich in dem Hause des Connetabels ein Zwiespalt erhoben, der sich jetzt sehr erweiterte, und eine nicht geringere Zerrüttung drohete. Der Marschall Franz von Montmorency, sein erstgeborner Sohn, hatte sich durch die Bande des Bluts und einen übel verstandenen Ehrgeitz, vermöge welchem er mit ungleichem Muthe und Geiste den Admiral nachahmen wollte, verleiten lassen, sich mit den Herren von Chatillon ganz offenbar zu verbinden, und seine Feindschaft gegen die Herren von Guise an den Tag zu legen. Heinrich von Damville war aber durch die Verwandtschaft seiner Gemahlinn (einer Enkelinn der Valentinois) mit dem Herzog von Aumale, und durch die ganz neuerdings erhaltene Marschallswürde, welche durch Brissac's Tod erledigt war, noch mehr bestärkt worden, aus Eifersucht gegen seinen Bruder öffentlich der katholischen Partey und den Herren von Lothringen anzuhängen. Dieser Zwiespalt trennte nicht nur allein den Anhang ihres Hauses, sondern hielt auch das Gemüth und die Entschlüsse des Vaters in großer Ungewißheit, da er sah, daß der eine sich mit der Partey der Hugonotten verbunden hatte, und der Andere

Jahr 1565. jene der Katholischen anschürte, um durch Privatstreitigkeiten die öffentliche Zwietracht zu vermehren. Das Schicksal fügte es, daß ein Vorfall die Feindschaft der Parteyen in Flammen setzte. Der Cardinal von Lothringen wollte auf seiner Rückkehr von Rom seinen Einzug in Paris mit einem bewaffneten Gefolge halten, wozu er von dem Könige die Erlaubniß in einem von dem Großkanzler untersiegelten, und von der Königinn-Mutter eigenhändig unterschriebenen Patente erhalten hatte. Der Marschall von Montmorency, welcher nach Brissac's Tode Gouverneur dieser Stadt geworden war, ignorirte, daß der Cardinal von dem Könige und dem Staatsrathe diese Erlaubniß erhalten habe, schickte ihm ein beleidigendes Verboth entgegen, und jagte hernach seine Leute aus einander 10). Der in der Nähe sich befindende Ad-

---

10) Nach dem Herrn von Castelnau war der König Carl IX. gerade in Gascogne, als er zu gleicher Zeit die Klagen des Cardinals von Lothringen und die Entschuldigung des Marschalls von Montmorency erhielt. D'Aubigne (Hist. Univ., t. I. p. 205.) erzählt, daß der Cardinal nach Soissons gekommen sey, um den Prinzen von Condé zu sprechen, und ihm die Verbindung mit seiner Schwägerinn, der Witwe des Herzogs von Guise, anzutragen, wodurch er die Eifersucht der Anhänger des Prinzen nicht wenig rege machte. Von dort begab er sich nach St. Denis, wo er über Nacht blieb, um den folgenden Morgen seinen Einzug in Paris zu halten. Hier bekam er die Nachricht, daß der Marschall von Montmorency ihm einen bewaffneten Einzug nicht gestatten würde, wenn er nicht sein Patent vorher vorzeigte. Der Cardinal hielt dieß für schimpflich und seiner Würde nicht angemessen, machte sich auf den Weg, und eilte so stark, daß er durch das Thor von St. Denis gekommen war, ehe der Gouverneur eine Vorkehrung getroffen hatte. Auf dem Kirchhofe Saint-Innocent hatte

miral, welcher Gelegenheit zu Veränderungen, und der Schiedsrichter und gleichsam das Orakel von Frankreich zu scheinen suchte, war auf den entstandenen Lärmen mit einem starken Gefolge herbey gekommen, und im Parlamente erschienen — eine ungewöhnliche Handlung, welche nicht ohne die größte Nothwendigkeit, und zwar nur vom Könige selbst, oder auf dessen Befehl unternommen wird. Er machte diesem Gerichtshofe nachdrückliche Vorstellungen, und versprach seinen Schutz, um die Ruhe des Volkes herzustellen, Jahr 1565.

---

der Prinz von Porcien den Weg besetzt. Die Leute des Herzogs von Aumale wollten sich nicht aufhalten lassen, es wird Feuer auf sie gegeben, und die Ersten fallen. Der Cardinal und sein kleiner Neffe steigen von den Pferden, und werfen sich in ein benachbartes Haus. Der Gouverneur befahl den Seinigen, ihren Vortheil nicht zu verfolgen. Gegen Abend erreichen der Cardinal und der Herzog von Aumale das Hotel von Cluny, wohin täglich die Leute des Montmorency bewaffnet kamen, und das Volk singen lehrten: fi, fi, fi du Cardinal, u. s. w. Der Cardinal und der Herzog von Aumale mußten sogar die Stadt verlassen.

Dieser Vorfall, welcher sehr leicht den zweyten bürgerlichen Krieg hätte früher anzünden können, brachte eine Menge Streitschriften von beyden Seiten zum Vorscheine, unter welchen sich folgende auszeichnet: Reponse à l'Epistre de Charles de Vaudemont, Cardinal de Lorraine, jadis Prince imaginavie des Royaume de Jerusalem (Anspielung auf seine im Davila erwähnte Geschlechtsfolge) et de Naples, Duc et Comte, par fantaisie, D'Anjou (worauf er durch neue Genealogien Anspruch machte), de Provenee, et maintenant simple gentilhomme de Hainaut. 1565. *Bayle* Diction. Artic. *Lorraine*. Man erinnere sich der Streit- und Schimpfschriften einiger deutschen Fürsten im dreyßigjährigen Kriege.

Jahr und der drohenden Gefahr vorzubeugen. Dieser eigenmächtige
1565. Schritt hatte nicht wenig den König und die Königinn-Mutter beleidigt, und entfremdet, da es ihnen nur zu deutlich schien, daß diese Häupter sich anmaßten, der königlichen Macht das Gleichgewicht halten zu wollen; sie verbargen aber ihr Mißvergnügen, um nicht ihren Operationsplan aus den Augen zu verlieren.

So endigte sich das mit diesem neuen Samen von Zwietracht geschwängerte Jahr tausend fünfhundert und fünf und sechszig.

1566. Obschon der König und die Königinn-Mutter innerlich sehr aufgebracht waren, so dachten sie in dem Anfange des folgenden Jahres nur darauf, die Unruhen des Reiches eher durch Friedenskünste als durch einen Krieg zu beendigen. Sie begaben sich nach Moulins, wo sich aus allen Provinzen des Reiches diejenigen zur Versammlung einfanden, welche dorthin waren berufen worden. Die vorgelegten Beschwerden des Volkes, so wie die nach und nach eingeschlichenen Mißbräuche wurden auf derselben in Berathschlagung genommen, und nach dem Gutachten des Großkanzlers eine aus vielen Artikeln bestehende und sehr deutlich motivirte Ordonnanz erlassen, in welcher man die Gerichtsverfassung reformirte, und jene Mißbräuche und Corruptionen zu beseitigen suchte, die den Unterthanen so viele rechtmäßige Ursachen zu Beschwerden gaben. Da der König zur nähmlichen Zeit auf der Beylegung der Feindseligkeiten seiner Unterthanen bestand, um die allgemeine Ruhe des Reiches dadurch zu Stande zu bringen, so suchte man die Aussöhnung der Häuser von Guise und Chatillon zu bewirken. Der Marschall von Montmorency und die Herren von Chatillon von der einen, und die Cardinäle von Lothringen und Guise von der andern Seite waren so schwer dazu zu bewegen, daß man sich da keine ersprießliche Folgen versprach, wo so wenig

Aufrichtigkeit, so große Anhänglichkeit an Parteyinteresse, und die Fülle der Zwietracht zu erblicken war. Der Herzog von Aumale hatte sich geweigert, gegenwärtig zu seyn, und der noch minderjährige Herzog von Guise war nur erschienen, um seinen Vormündern nicht zu mißfallen; er zeigte sich aber so widerspenstig in Mienen und Geberden, daß es schien, als wenn er von seinen Hofmeistern wider seinen Willen wäre hierher geführt worden, und nach erreichter Volljährigkeit, des Mordes seines Vaters eingedenk, diesen Frieden nicht halten würde, zu welchem er in so jugendlichem Alter nicht verbunden zu seyn glaubte. Auch dem Marschall von Montmorency fiel es schwer, sich zu demüthigen, und er weigerte sich, die von der Königinn-Mutter und dem Staatsrathe ihm vorgeschriebene Genugthuung dem Cardinale von Lothringen zu leisten; da ihm aber sein Vater mit der Enterbung drohete, so willigte er endlich dazu ein. Die Herren von Chatillon, deren Handlungen mit der hergestellten Einigkeit nicht überein stimmten, hörten nicht auf, die Herren von Guise zu verläumden, und ihre Unternehmungen übel auszulegen. Am Ende kam doch ihre Unterredung zu Stande, und sie umarmten sich in Gegenwart des Königs; aber Jedermann sah voraus, daß dieser Frieden nicht lange bestehen könnte, welches sich auch in wenigen Tagen bestätigte. Der Herzog von Aumale, welcher am Hofe erschienen war, wollte sich auf keine Art bewegen lassen, eine Unterredung mit dem Admiral und den übrigen Herren dessen Hauses zu halten, noch dieselben zu grüßen, oder auf irgend eine Art gegen sie gefällig zu seyn; vielmehr sagte er selbst in der Gegenwart der Königinn-Mutter; der Admiral lege ihm zur Last, daß er ihn habe wollen ermorden lassen; er würde es aber für ein großes Glück halten, wenn man ihm erlaubte, sich mit demsel- Jahr 1566.

Jahr 1566. ben in einem Zimmer allein zu schlagen, und ihm zu zeigen, daß er keine Helfershelfer nothwendig habe, sondern seine Streitigkeiten selbst abthun könne. Da die gleichsam gereitzte Königinn erwiderte, daß sie sich auf dem Felde treffen würden, so setzte der Herzog hinzu: er sey mit fünfzig Edelleuten gekommen; er werde aber mit zwanzig wieder zurück gehen, und dem Admiral, wenn er ihn träfe, etwas Anderes zeigen. Nach diesen Drohungen wollte er sogleich den Hof verlassen; der König verboth es ihm aber durch einen ausdrücklichen Befehl. Nach dieser neuen Erbitterung suchte D'Andelot nur Gelegenheit zu neuen Händeln, und beschuldigte öffentlich im Staatsrathe den Herzog von Aumale, daß er ihm durch den Hauptmann Attinn nach dem Leben habe streben lassen, worauf der Herzog zornig erwiderte, daß man also diesen Hauptmann gefänglich einziehen müsse: er wurde aber ganz unschuldig befunden, und wieder los gelassen.

Beyde Parteyen hörten nicht auf, sich zu verfolgen; Einer beschuldigte den Andern, daß er Kriegsvolk sammle, und die Ruhe des Reiches stören wolle. Obschon sich dieses der fleißigsten Untersuchung ungeachtet nicht bestätigte, so wurde endlich zur Erhaltung und Fortdauer des Friedens für's rathsamste gehalten, die Herren beyder Parteyen vom Hofe zu entfernen, wo täglich neue Gelegenheiten zu Streitigkeiten entstanden, welche den Frieden und die Einigkeit störten. Der Connetabel und der Marschall von Damville sein Sohn beurlaubten sich von dem Könige und der Königinn-Mutter, und begaben sich auf ihre Schlösser in Isle de France, um den Übrigen ein Beyspiel zu geben, welchem Alle folgten. Der Prinz und der Admiral kehrten zu ihren Familien zurück, und der Herzog von Aumale, welcher die Güter seiner zu dieser Zeit verstorbenen Schwiegermutter geerbt hatte, zog sich nach Anet,

einem von derselben erbaueten Lustschlosse, zurück. Der Cardinal von Lothringen, dessen sich der König in den wichtigsten Angelegenheiten bediente, und der Marschall von Montmorency blieben am Hofe, welchem Letzteren die Königinn-Mutter auf eine geschickte Art die Gouverneurs-stelle von Paris abzunehmeu beschlossen hatte, damit nicht ein Mann, welcher nur auf Veränderungen sänne, an der Spitze eines so mächtigen Volkes stehe, und die stärkste Stütze des königlichen Ansehens in der jetzigen Revolution sich in den Händen eines solchen befände, welcher gänzlich von dem Könige abhinge. Zur nähmlichen Zeit verließ die Königinn von Navarra aus Mißvergnügen den Hof, weil durch einen königlichen Spruch die zwischen dem Herzoge von Nemours und der Franziska von Rohan bestehende Eheversprechung für ungültig erklärt worden war, welcher die Anna von Este, Witwe des Herzogs von Guise, zur Gemahlinn nahm. Nach vielen und vergeblichen Versuchen ließ die Königinn Johanna einen durch Geldversprechungen bestochenen Mann bey der Verlöbniß in der Gegenwart des Königs selbst auftreten, und gegen diese Handlung im Nahmen der Franziska von Rohan protestiren; er wurde aber gegriffen, und gefangen gesetzt, ohne daß die Vermählung dadurch einen Aufschub erlitten hätte. Da sie gegen alle gleichmäßig aufgebracht war, und sich für beleidigt und verachtet hielt, so kehrte sie, zu neuen und gefährlichen Anschlägen gereizt, nach Bearn zurück. Zum Vorwande ihrer Abreise benutzte sie folgenden Vorfall: sie hatte durch einen reformirten Minister in ihren Wohnzimmern in Gegenwart vieler anderer Personen predigen lassen; der König wurde durch den päpstlichen Nuntius und Andere davon benachrichtiget, welcher seinen Prevot d'Hotel abschickte, um den Prediger in Verhaft zu nehmen, da das Pariser Volk sehr aufgebracht darüber war. Obschon dieses nicht erfolgte, weil er auf die Jahr 1566.

Jahr 1566. geheime Warnung desselben entwich, so rechnete sich dieses doch die Königinn Johanna für eine außerordentliche Beschimpfung, beklagte sich sehr bey der Königinn darüber, und stellte sich, als wenn dieß die Ursache ihrer Abreise sey.

Die Vermählung des Herzogs von Nemours mit der Witwe des Herzogs von Guise und viele andere Hochzeiten waren Ursache, daß man am Hofe nichts als Lustbarkeiten und prächtige Feste sah. Diejenigen, welche das Staatsruder führten, waren der Meinung, daß man durch Ergötzlichkeiten und eine muntere Hofhaltung einiger Maßen den Geist der Zwietracht, welcher so heftig in den Gemüthern kochte, dämpfen könne. Durch die Verlobung des Prinzen Ludwig von Gonzaga wurden die Festivitäten ununterbrochen fortgesetzt. Dieser Prinz war der Zweytgeborne Sohn des Herzogs Friedrich von Mantua, welcher sich in seiner Jugend an den Französischen Hof begeben, und durch den Glanz seiner Geburt sowohl, als durch seine schöne Bildung, und noch mehr durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine artigen Manieren einen großen Ruf erworben hatte, der sich in dem Maße vermehrte, als sich ihm Gelegenheiten darbothen, sich zu zeigen. Es war keiner, welcher ihn in der Gnade des Königs und der Achtung des Hofes übertraf. Da, wie gewöhnlich, die jungen Herren in Frankreich irgend einer Dame den Hof machen, deren Hand der Gegenstand ihrer geheimen Wünsche ist, so kam es, daß dieser Prinz, voll Bescheidenheit und Klugheit, alle schöne und reiche Damen vorüberging, auf welche viele Andere Anspruch machten, und der Henriette von Cleves, einer Schwester des Herzogs von Nevers, aufwartete, einer Dame von vielem Verstande und ernsthaftem Betragen, welche weder durch Schönheit noch durch die Mitgabe die Herren des Hofes an sich ziehen konnte. Nach dem Tode ihres in der Schlacht bey Dreux gebliebenen Bru-

ders erbte sie die Herrschaften desselben, und erklärte, daß sie keinen Anderen zum Gemahle nehmen wolle, als den Prinzen von Gonzaga, welchem sie den ihr gegebenen Vorzug sehr hoch anrechnete — ein seltenes Beyspiel von Dankbarkeit! Als sie arm und von Allen verlassen gewesen sey, habe er sie, und sie ihn geliebt; Alle, welche jetzt um ihre Hand würben, müßten eingestehen, daß nur ihre Reichthümer der Gegenstand ihrer Wünsche seyn. Dem Könige und der Königinn-Mutter gefiel dieser schöne Zug ihres Charakters ungemein, und die Vermählung wurde ohne Aufschub vollzogen; hernach wurde jene des Dauphins, eines Sohnes des Herzogs von Montpensier, mit der einzigen Tochter des Marquis von Mezieres gefeyert, welche ihm an Geburt sehr ungleich war, aber ihm vierzig tausend Franken mitbrachte. Sie war erst dem Herzoge dü Maine, zweytem Sohne des Herzogs von Guise, versprochen worden. Die von der Partey der Hugonotten hofften, daß dadurch zwischen dem Hause von Montpensier und jenem von Lothringen eine große Mißhelligkeit entstehen würde; aber der Cardinal, der Herzog von Aumale und die Übrigen sahen nur zu gut den Vortheil ein, ihre Verbindung mit dem reichsten Prinzen von Geblüt fort zu erhalten, und stellten sich, als wenn sie diese Unbild nicht empfänden, weil sie kein Mittel finden konnten, diese Vermählung zu verhindern. Durch diese sowohl als andere nachfolgende, aber minder ansehnliche, Hochzeiten schien der Hof in lauter Ergötzlichkeiten und prächtige Feste versunken zu seyn, er nährte aber in sich den giftigen Samen langewährender Zwietracht und blutiger Kriege. Jahr 1566.

Staatliche Bibliothek Passau

Stadtbibliothek